
DIE

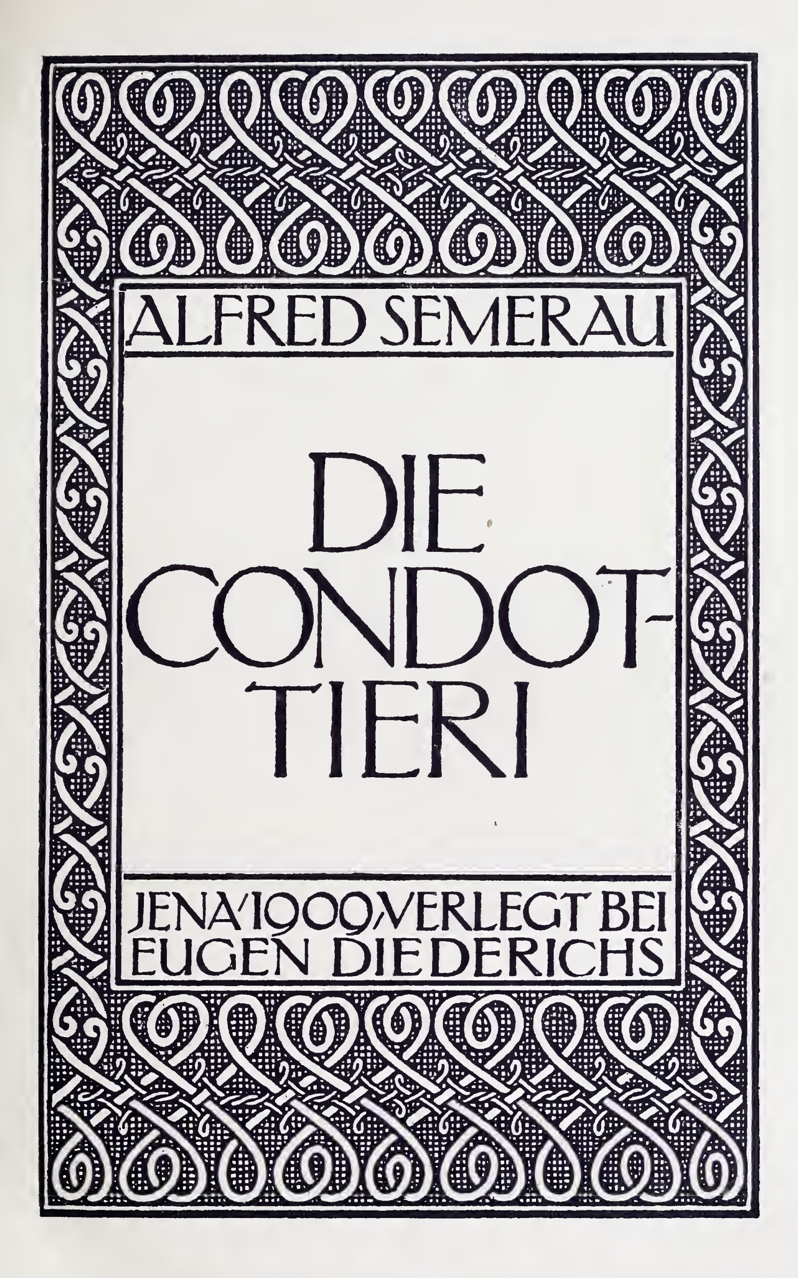

Jonas



20.—




DIE RENAISSANCE
BUCHAUSSTATTUNG VON
F.H. EHMCKE / DÜSSELDF.


ALFRED SEMERAU
DIE CONDOTTIERI
JENA 1909 VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS

DIE CONDOTTEN UND CONDOTTIERI

icht lange, bevor die Schlacht von Marino geschlagen ward, schrieb die heilige Katharina von Siena einen flammenden Brief an Alberico da Barbiano und seine Hauptleute: „Hierbei ist nichts anderes zu gewinnen als Leben oder Tod. Sterbt Ihr, so wird Euch das ewige Leben, und Ihr seid an sicherem, beschirmtem Platz. Bleibt Ihr am Leben, so habt Ihr Gott ein freiwilliges Opfer gebracht und könnt mit gutem Gewissen Eurer Kraft Euch freuen! Die Zeit braucht neue Märtyrer. Ihr seid die Ersten, die Ihr mit Eurem Blut zeugen müsst! Und welcher Lohn wird Euch? Das ewige Leben — eine Frucht von unendlicher Süsse. Und was sind alle Leiden, alle Mühen, vergleicht Ihr sie mit diesem hohen Preis? Wie Moses will ich tun. Während das Volk kämpfte, betete er, während er betete, trug es den Sieg davon. So will ich tun, mein Gebet soll Euch helfen und wird bei Gott Gehör finden!"

Katharinas Bitten verband sich Papst Urban.

Die bretonischen Banden hatten seine Truppen geschlagen, der heilige Stuhl war in Gefahr. Es gab keine andere Hilfe als Barbiano.

Er war schon auf dem Weg nach Mailand zu den Visconti, als ihn Boten und Bitten Urbans ereilten: er solle die Kirche schützen und ihn und Italien vor den fremden Heerhaufen retten. Bolsena sei verwüstet, die Römer geschlagen, wie lange noch und der Gegenpapst Clemens steige auf St. Peters Stuhl!

So zog denn Alberico mit seinen Truppen, lauter Italienern, in Eilmärschen nach Rom. Urban übergab ihm das Banner der Kirche und segnete ihn. Das zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Volk geleitete schweigend den Condottiere eine lange Strecke.

Zwölf Miglien von Rom bei Marino standen die Bretonen, doch sie griffen Albericos wegmüde Soldaten, die bei sinkender Sonne sich lagerten und ruhten, nicht an. Wie das Frührot glomm, ordnete Alberico sein Heer, die Trompeten schmetterten, und in schönem Zug ging es den Bretonen entgegen.

Wenn sie die numerische Überlegenheit, Erfahrung,

Kriegsruf, Disziplin und gute Waffen für sich hatten, so wurden die Italiener durch ihre gute Sache, ernsten Willen und festen Entschluss, im Kampf mit den Fremden Ehre einzulegen und sie zu besiegen, aufrecht gehalten.

Das Gefühl, dass viel von ihnen abhinge und jetzt eine wichtige Entscheidung gefällt werde, lebte in ihnen und stählte sie. Fünf Stunden ward tapfer, hartnäckig, wild gefochten, dann siegte Alberico mit seiner Waffengenossenschaft St. Georg, in die kein Fremder und niemand, der nicht den Ausländern Hass und ewige Feindschaft geschworen, aufgenommen ward.

Rom empfing ihn und seine Scharen wie Triumphatoren. Als sie mit vielen erbeuteten Fahnen, Pferden, Waffen, gefesselten gefangenen Hauptleuten einzogen, wusste sich das Volk vor Jubel nicht zu lassen und umtanzte die Sieger mit Kränzen und Blumen. Die Glocken läuteten, und der Papst ging barfüssig in feierlicher Prozession. Alberico ward zum Ritter geschlagen, und in festlicher Versammlung ward ihm ein Banner überreicht, das ein rotes Kreuz mit der Inschrift trug: Italien von den Barbaren befreit.

Mit der Schlacht von Marino verschwinden die fremden Söldnerbanden oder werden von den italienischen aufgesogen.

Alberico gab das Beispiel, ihm folgten jetzt Dutzende anderer italienischer Führer. Die nächste Zeit trägt schon die Namen eines Pandolpho Malatesta, Giacomo del Verme, Facino Cane empor.

Seit mit der Selbständigkeit der Kommunen sich ihre Milizen verloren, waren sie dem guten Willen, der Gnade, der Willkür fremder Söldnerbanden preisgegeben. Was für Volk hatten nicht die Kreuzzüge, die schismatischen Streitigkeiten nach Italien gebracht!

Der Stadtherr, der angeblich im Namen des Kaisers oder des Papstes, in Wahrheit aber recht unbeschränkt sein in der Regel mit Gewalt genommenes Ländchen regierte, war von einer Leibwache umgeben, die in seinem eigenen Interesse schon aus Deutschen, Franzosen und Engländern bestand. Die Parteikämpfe in den Gemeinden jagten die Unterliegenden in die Verbannung, die Exilierten schlossen sich zusammen, das fremde Volk, irgendwo seines Dienstes entlassen, trat zu ihnen. Die Häuflein wuchsen, Aben-

teurer, Deklassierte aller Art gesellten sich zu ihnen — der Krieg musste sie nähren oder Plünderung und Raub im Frieden.

Den Ritter- und Mönchsorden, den Genossenschaften der Kaufleute, Handwerker, Künstler sahen sie es ab: sie organisierten sich ebenfalls, zogen unter einem Führer, hatten Statuten, nannten sich mit besonderem Namen, Gesellschaft der Rose, des Hutes oder nach einem Heiligen: St. Georg oder allgemeiner: Die grosse Genossenschaft.

Fremde Führer, manche Deutsche wie Herzog Werner von Urslingen, Konrad von Landau, Albert Sterz kommandierten sie, doch findet man unter den Befehlshabern auch einen Italiener wie Fra Moriale, einen fast völlig italienisierten Engländer John Hawkood, den Giovanni Acuto der Chroniken, als Florentiner Condottiere zu hohem Ruhm gestiegen.

Meist ist die Zusammengehörigkeit dieser fremden Söldner nur so lange vorhanden, als reiche Beute winkt, die sie einzeln oder in schwachen Haufen nicht gewinnen würden. Von einem Solidaritätsgefühl, einem Korpsgeist ist nicht die Rede. Es fehlt an Disziplin und Pflichtbewusstsein.

Ein Volk, das so schnell auseinander- wie zusammenläuft, keinen Herrn über sich erkennt, revoltiert, sich gern schont und vom Führer auch geschont wird, das morgen schon dem zuläuft, gegen den es heute das Schwert hob und die Lanze einlegte, ist unfähig, irgend etwas Bleibendes zu erreichen. Die Befehlshaber kennen ebenso wie ihre Horden nichts anderes als möglichst schnell und viel Beute zusammenzuraffen und heim über die Alpen zu ziehen.

Was ist ihnen Italien! Sie sind doch fremd hier, wenn sie auch jahrelang unter diesem Himmel gelebt haben.

John Hawkood, der mehr wie ein Menschenalter auf der Halbinsel, die ihn reich und berühmt macht, verbringt und eigentlich völlig ein Italiener hätte sein müssen, will am Ende seines Lebens in seine Heimat zurückkehren. Doch ehe er das Schiff besteigt, befällt ihn die den Tod bringende Krankheit. Er sieht England nicht mehr wieder; sein Leib aber wird vom englischen König der Florentiner Republik, die ihn in prunkvollem Zuge bestattet hatte, abgefordert und ruht in vaterländischem Boden.

Wo liegt denn auch sonst noch ein Land so offen allen

Abenteurergelüsten wie Italien! Hier kann, wer tapfer, klug ist und die Stunde zu nützen weiss, schnell zu Reichtum und Ruhm kommen. Hier ist unaufhörlicher Krieg, jeder steht wider den andern. Die fremden Söldner haben das Heft in der Hand: sie entscheiden.

Auch in Frankreich spielt ausländisches Kriegsvolk eine Rolle, doch gibt es nie den Ausschlag. In Italien hängen Gemeinden, Städte, Fürsten, Könige, Päpste von ihnen ab, sie müssen mit ihnen paktieren, sich von ihrer Brandschatzung loskaufen. Aus den Ratsrechnungen von Siena sind wir über die Ausgaben für die Gesellschaft des Sterns genau orientiert: in zwölf Monaten vom August 1364 bis zum Juli des folgenden Jahres zahlt Siena an Anichino Bongarden und Albert Sterz fast sechsundsiebzigtausend Goldgulden, mehr wie eine und eine Viertelmillion Mark.

Diese Söldnerhaufen können nur als Räuberhorden gelten, die sich durch die Schwäche des Widerstandes zu ihrem Handwerk berechtigt glauben, ihre Führer meinen als achtbare Feldherrn legitimiert zu sein, wenn sie einmal ein paar Monate Kriegsdienste leisten.

Durch die Schlacht von Marino wird hier Wandel geschaffen, Alberico da Barbiano ist der erste Condottiere, der ausschliesslich über Italiener gebietet.

Das Nationalgefühl erwacht. Das Land hat die fremden Elemente überwunden und regt sich in eigner freier Kraft. Die grossen Dichter erscheinen, die grossen Künstler, die mit eignen Augen sehen und ihre Eindrücke unbeeinflusst durch fremde Vorbilder wiedergeben, die machtvolle Wissenschaft der Philologie gräbt die Schätze des Altertums ans Licht, münzt sie und lässt alle an diesem Reichtum teilnehmen.

Die grosse Vergangenheit des Landes erhebt sich vor den staunenden Augen Italiens. Die Königin der Welt, das ewige Rom, steht in ihrer unvergänglichen Glorie. An ihrem Glanz und Ruhm erfreut und erbaut sich die Gegenwart, von Leidenschaften und Kämpfen geschüttelt, und die Erinnerung an die alte Grösse weckt den Wunsch, ihr nahe und gleich zu kommen.

Wer möchte nicht wie Scipio, Cäsar, Trajan sein! Wenn der alte Vittorino in der Casa Giocosa zu Mantua von den grossen Römertaten erzählt, leuchten die Augen seiner

Schüler, und die Erregung treibt ihnen das Blut ins Gesicht: Federico Montefeltro stampft vor Begeisterung den Fuss auf den Boden wie ein junges Ross, das in die Schlacht will, und noch lange, nachdem ihm das Ungestüm und der flammende Enthusiasmus der Jugend geschwunden, liegt auf dem Tisch seines Studios Livius und Tacitus, und er wird nicht müde, in ihnen zu lesen.

In allen Condottieri lebt die Sehnsucht, unsterblich wie die grossen Römer und Griechen zu werden. Darum schliessen sie den engen Bund mit den Dichtern, Gelehrten und Künstlern, die die Schlüssel zum Pantheon des Ruhms hüten.

Nur durch sie betreten sie die geweihten Hallen, nur diese Geistesmächtigen können sie auf das Piedestal der alten Helden erhöhen. Was wüssten wir ohne Homer von Achill! Unaufhörlich werden sie daran erinnert, welche Macht der dem Apoll Geweihte hat.

Wie der Papst den Himmel schliessen und erschliessen kann, so der Poet den Weg zur Unsterblichkeit, und wie beim Pontifex, so wirkt auch beim Dichter das Gold Wunder: wer wie ein König freigebig ist, dem erdröhnen die Posaunen des Ruhms; er ist ein Cäsar und Trajan in einer Person und „göttlich" wie Augustus.

Freilich hatten die Poeten Anhaltspunkte genug für ihre Lobpreisungen; handelte es sich doch um Männer, deren Namen, nicht lange nachdem sie an die Öffentlichkeit getreten waren, von Mund zu Mund gingen, die sich durch kühne Kriegstaten ausgezeichnet hatten, durch ihre geniale Persönlichkeit wirkten, das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied" glänzend illustrierten.

Niemand fragte, woher sie kamen. Was galt Herkunft und Geschlecht! Der Mensch ward völlig isoliert betrachtet. Die Persönlichkeit kam allein in Frage.

Aus dem Dunkel tauchen sie auf wie Attendolo, von der Pike an dienen sie, das Glück als launenhaftes Weib lässt sich nach manchem Widerstand doch von der Kraft des Mannes zwingen, der immer wieder mit ihm ringt.

Es ist ein Märchen: Ein Bauer heiratet eine Königin. Und das Märchen wird Wirklichkeit im Italien des fünfzehnten Jahrhunderts.

Jeder Kriegsmann, der, tapfer und kühn, seine Pflicht

tut, dabei von Fortuna nicht verlassen wird, trägt den Marschallstab im Tornister gerade wie zur Zeit der grossen Revolution und Napoleons, nur dass hier jeder für sich arbeitet und kämpft wie die Herren und Helden des vierten vorchristlichen Jahrhunderts Griechenlands.

In einem Lande, wo nichts feststeht, beinahe keine Herrschaft legitim ist, wo der Boden wie unter einer Art politischen Erdbebens fortwährend schwankt und zittert, ist allen alles frei, wenn nur die grosse Persönlichkeit samt ihrer Macht sich einsetzt. Ein Schwertadel, der sich aus eigner Gnade nobilitiert, kommt auf und herrscht, reisst den Fürsten die Kronen vom Haupt und krönt sich selbst mit ihnen: nichts steht seinem Ehrgeiz zu hoch und unerreichbar.

Er hat das Recht, denn er hat die Gewalt. Diese Gewalt ist sein ihm ergebenes Heer.

Wenn früher die fremden Söldnerscharen nach Ablauf ihres Vertrags oder, ward der Sold nicht pünktlich gezahlt, plötzlich den Dienst aufkündigten, auseinanderliefen oder zum Feinde übergingen, so ward auch hierin durch die Schlacht von Marino Wandel geschaffen.

Die fremden Elemente werden durch die Italiener absorbiert, die Führer selbst sind Italiener, entweder Feudalherren, deren Vasallen den Grundstock ihrer Mannschaften bilden, oder Soldaten, die von Grund auf gedient haben und um die sich Verwandte, Freunde, Lagergenossen sammeln. Im kleinen fangen sie an, vergrössern aber mit jedem Glücksfall ihre Truppe, auf die sie sich völlig verlassen können und in die nur aufgenommen wird, wer sich den Statuten ohne Weigerung fügt.

So entsteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Führer und seinen Soldaten. Die Schar nennt sich auch jetzt nicht mehr wie vordem nach irgend einem oft zufällig gewählten Zeichen und Heiligen, sondern nach ihrem Hauptmann. Es wird natürlich auch nicht mehr auf gemeinsamen Anteil der Beute gearbeitet, wie ehemals die ausländischen Söldner es taten, deren erwählter oder stillschweigend anerkannter Führer nur eine Art Geschäftsführer eines Unternehmens war, das gut florieren musste, wenn man ihm seine Arbeit widmete.

Jetzt nimmt der Hauptmann die Leute in Sold und be-

zahlt sie aus eigenen Mitteln, wie er selbst, ohne jemandes Zustimmung einholen zu müssen, mit einer Gemeinde oder einem Fürsten selbst abschliessen kann.

Hat der Führer einer solchen Schar, die manchmal recht schnell zu stattlicher Grösse herangewachsen ist, grössere Erfolge aufzuweisen, so kommt er durch Beute, Lösegeld aus den Gefangenen, Sold bald zum Wohlstand. Er kann beim Vertragsabschluss die günstigsten Bedingungen stellen, die man, da man seiner nötig bedarf, zu bewilligen gezwungen ist. Oft erreichen die Gehälter der Condottieri eine unglaubliche Höhe: Federico Montefeltro braucht sein Land nicht für seinen Haus- und Hofhalt, für seine Bauten zu besteuern, er bezahlt alles von seinem Sold. Das Geld, das ihm seine Condotten einbringen, kommt seinem kleinen Reich zugute, und seine Untertanen wissen das wohl zu schätzen.

Oft macht sich der Condottiere noch auf irreguläre Weise bezahlt. Die Belagerung einer Stadt ist weniger eng und streng, wenn die Belagerten in den Säckel greifen und dem feindlichen Feldhauptmann die Hände mit Gold füllen. Diese freiwillige Kontribution ist schliesslich noch immer besser als die zwangsmässig eingetriebene oder gar die Plünderung der eroberten Stadt, eine andere Möglichkeit für den Condottiere, sich zu bereichern.

So häufen sie Gold zu Gold und wie weit die Raubsucht geht, hat die berechtigte Satire bei Colleoni dargetan. Man hing seinem Denkmal in Venedig einen Sack um die Schulter und gab ihm einen Besen in die Hand: er war ebenso berühmt durch sein Zusammenkehren der Beute wie durch seine Kriegstaten.

Es wird ihnen also nicht schwer gemacht, sich die Gunst der Dichter und Gelehrten zu erkaufen und den Mäcen zu spielen. Es gehörte zu ihrem Renommee und lag in ihrem Interesse.

Dieser poetischen Gloriole mochten sie nicht entbehren, wenn ihnen auch sonst geistige Dinge oft fern waren und eine mehr als oberflächliche Bildung mangelte. Es gab unter den Condottieri auch Nur-Soldaten, denen ihr wild bewegtes Leben keine Musse liess, ein Buch in die schwertgewohnte Hand zu nehmen.

Ein solche merkwürdige Nüchternheit geistigen Dingen gegenüber nimmt man bei den ersten Sforza wahr.

Attendolo lässt sich allerdings Griechen und Lateiner für seinen Privatgebrauch übersetzen, will sich wenigstens einen Schein von Wissen aneignen, kann aber keinen Brief schreiben, kaum eine Chiffre unter die von ihm diktierten als Beglaubigung setzen.

Francesco, der erste Mailänder Herzog aus dem Hause Sforza, steht Kunst und Wissenschaft reserviert gegenüber, beschäftigt sich aber doch notgedrungen mit ihnen, spendet, aber meist nur sparsam, seinen Lobrednern, so dass sie stets Hoffnung auf grössere Geschenke haben und nicht etwa missmutig die Hymnenharfe beiseite legen, und nützt wie ein kühler Geschäftsmann voller Berechnung die günstige Konjunktur aus, in der sich schnell und billig zu hohem Ruhm kommen lässt. An Filelfo scheiterte allerdings des Sforza Reserve: niemand hat ihn so erfolgreich und dauernd zu schröpfen verstanden wie Filelfo, der Städte und Fürsten in feinerer Weise, doch ebenso hartnäckig belangte wie später Aretino, der vor ihm den Zynismus voraus hat und eine nicht mehr zu überbietende Frechheit.

Der gebildete Federico Montefeltro, ein Mann, der an allem Geistigen und Künstlerischen seiner Zeit stets und innerlich Anteil nimmt, bedarf der Lobpreisungen der Dichter am wenigsten. Bei ihm hatten sie keine Grausamkeiten, keine Charakterfehler durch ihre Hymnen zu verdecken. Freigebig war er ebenfalls, sie brauchten ihn nicht erst anzuzapfen. Wenn sie ihn rühmten, so handelten sie ohne Interesse. Er gab allen dank seiner freundlichen Natur und konnte ihr Lob als wirklich verdientes hinnehmen.

Sigismondo Malatesta, dem selbst sein erbitterter Gegner Papst Pius II. nachsagen muss, er sei zu allem, was er angriff, geboren, umgibt sich an seinem kleinen Hof zu Rimini mit Gelehrten, Dichtern, Künstlern, deren Dienste er sich ängstlich zu sichern strebt.

Er ist völlig von dem Gedanken beherrscht, es stände in ihrer Macht, ihm die Weihe der Unsterblichkeit zu geben. Es ist ihm ein schrecklicher Gedanke, dass nach seinem Tode nichts mehr von ihm bleiben soll: Er will leben, noch in fernen Tagen soll man von ihm sprechen — alles, Bildwerk von Marmor und Bronze, Gemälde von der Hand der grössten Meister, verfällt schonungslos der Zeit, doch

das Wort, das mächtige Wort, von Tadel schmetternd, von Lob singend, klingend und sich dem Ohr einschmeichelnd, bleibt: darum ist er der Augustus von Rimini.

Mehr als auf den Tempel, den er sich zum Preise, den Ahnen zum Ruhm, mehr als auf seinen Festungspalast, den er sich zu Schutz und Wehr erbaut, vertraut er auf die Verse der Dichter, die mit Livianischen und Taciteischen Früchten garnierte Rethorik der Gelehrten, die ihn rühmen.

Sie schaffen seine Feldzüge zu grossartigen Unternehmen um, die man, um ihnen gerecht zu werden, mit den Kriegen eines Trajan vergleichen muss, sie beschönigen alles, die Kritik schweigt, und ehrfurchtsvolle Anerkennung ist an ihre Stelle getreten.

Wie bei dem Malatesta, so ist es auch bei allen andern Condottieri. Unverzüglich werden Hannibal, Scipio, Fabius Maximus als Seitenstücke herangezogen, und oft kommen die alten Helden bei solchem Vergleich nicht glimpflich fort: auf ihre Kosten wird der Condottiere erhoben.

So entstehen die Ruhmgedichte, eine Sforziade, eine Feltria.

Die Schmeichelei setzt sofort am Anfang ein. Ein Ahnherr wird für ein Geschlecht konstruiert, dessen Ursprung sich mühelos bis auf den Stammvater nachgehen lässt, oft sogar noch in aller Erinnerung ist.

Jedermann wusste, dass Attendolo in Cotignola geboren, seine Familie ehrbar, doch nicht adlig war, dass sein Vater und er selbst das Feld in eigner Person bearbeitet hatten. Trotzdem aber leitet man aus seinem zum Diminutiv gewordenen Vornamen Muzio schnell die Berechtigung ab, ihm zum Ahnherrn jenen sagenhaften berühmten Mucius Scaevola zu geben.

Den Montefeltre ward Justinian, den Gonzaga Kaiser Lothar zum Stammvater konstruiert, Sigismondo ernannte für die Malatesta dazu Scipio Africanus.

So heisst es, sich durch einen Wust prunkhaften, leeren Ruhms durcharbeiten, ehe man diesen Condottieri ins Angesicht sehen kann, wie sie wirklich waren, wie sie ihre Mittel handhabten, was sie wollten und erreichten, ob sie Anspruch auf den Preis ihrer Zeit haben, ob sie etwas Bleibendes schufen.

Immer wieder erhebt sich also die Frage nach dem Menschen, nach der Persönlichkeit, die bei grossen natür-

lichen und entwickelten Anlagen, bei günstigen Zeitumständen alles vermag.

Zwei Jahrhunderte lang spielen die Condottieri die tragenden Rollen, dann ist ihre Zeit abgelaufen. Währenddessen hängt aber von ihnen viel, manchmal sogar alles ab.

Es kommt ein Jahr, da ein Condottiere die ewige Stadt besetzt hat und halten würde, könnte man ihm nicht einen gleichbedeutenden entgegensetzen. Rom vom Kampf der Führer zweier Söldnerhaufen abhängig, das kennzeichnet diese unruhvolle Zeit.

Nicht die Fürsten und Päpste dieser Epoche sprechen das entscheidende Wort, sondern die Condottieri, auf die die Soldaten eingeschworen sind und die ihre Macht natürlich stets im eignen Interesse nutzen. Sobald Giangaleazzo Visconti gestorben ist, teilen sich seine Feldherrn in sein Reich wie nach Alexander des Grossen Tode seine Unterführer in das des Griechenkönigs. Jeder errafft, soviel er kann, jeder strebt nach einer eignen Herrschaft.

Solange die fremden Söldnerscharen die Oberhand hatten, dachten ihre Führer nicht daran, sich sesshaft zu machen. Wozu brauchten sie Kastelle und Land! Manchmal nur nahmen sie es als Pfand für ausgebliebenen Sold oder, wenn sie es sich wider Recht angeeignet hatten, um Geld zu erpressen.

Jetzt will jeder Grundbesitz, die Soldaten mussten doch auch im Frieden zusammengehalten werden. Wenn die Condottieri nicht von Haus aus eine Herrschaft hatten wie die Montefeltre, Malatesta, liessen sie sich für ihre Dienste belehnen, kauften wohl selbst auch Schlösser und Burgen und erhielten von ihren Soldherrn Schenkungen von grösseren oder kleineren Gebieten. Wer bereits begütert war, strebte natürlich nach Zuwachs des Besitzes und gliederte seiner Herrschaft Stück um Stück an.

Die Macht vererbte sich vom Vater auf den Sohn, wie selbstverständlich folgten ihm nach dem Tode des Vaters die Soldaten.

Als die Dinge sich so gestaltet hatten, liess sich fast alles durch die Condottieri erreichen. Es geschah oft genug, dass ein von einer Stadt in Sold genommener Condottiere, durch eine städtische Partei aufgefordert oder aus eigenem Entschluss, sich gegen sie wandte und zu ihrem Herrn machte.

Man suchte sich, wenn man sie engagierte, nach Möglichkeit gegen derartige Okkupationsgelüste und Verrat zu sichern. Venedig trieb die Vorsicht am weitesten. War nur ein Schatten von Verrat sichtbar, so ergriff die Serenissima die kräftigsten und zugleich heimlichsten Gegenmassregeln: Carmagnola ward zwischen den zwei roten Säulen des Dogenpalastes als Verräter enthauptet. Und man weiss, wie Colleoni von Spionen umlauert wurde.

Eines von seinen Soldaten geliebten Condottiere musste man sich sehr vorsichtig bemächtigen, wollte man nicht sein Heer gegen sich empören. Zwischen Armee und Feldherrn bestand oft ein rein patriarchalisches Verhältnis. Als nach dem Tode Tartaglias, den Attendolo überfallen und nach willkürlichem Richterspruch zum Schaffot hatte führen lassen, seine Soldaten Attendolo schwören sollten, weigerten sie sich, obwohl sie einen höheren Sold und alle möglichen Rechte erhalten hätten, und gingen zum Feind über.

Stellte man es gar so plump an wie König Ladislaus von Neapel, der Braccio da Montone fassen wollte, so entging einem natürlich der schon sicher geglaubte Fang. Dazu bedurfte es einer Gabe der Verstellung, wie sie Cesare Borgia besass, der seine renitenten Condottieri zu Sinigaglia auf einmal allesamt fing.

Wollte ein Söldnerführer den Eid der Treue brechen, so gab es, wenn er sich nicht durch Rücksicht auf seine Familie gebunden fühlte, keinen Weg, keine Möglichkeit, ihn zu hindern. Darum musste er oft Weib und Kind als Geisel dem Soldherrn lassen, dass der eine Waffe gegen ihn in der Hand hatte.

Wie zwischen Condottiere und Heer ein enges Verhältnis, so herrschte zwischen ihm und dem Soldherrn oft ein gespanntes Verhältnis: jeder sah den andern mit Misstrauen und Argwohn an. Und der Soldherr brauchte noch nicht einmal ein Filippo Maria Visconti zu sein, der aus Prinzip niemandem traute.

Den Staaten Italiens mochten die Condottieri und ihre Heere als notwendige Übel erscheinen, mit denen man sich nun einmal gut oder schlecht abfinden musste. Für das Land selbst hatte sich nichts geändert. Brach einmal die Bestie in einer Condottierinatur durch, wie bei Facino Cane, als er in Pavia einritt, so ward genau so grausam gequält

und schonungslos geplündert, wie ehedem von den fremden Söldnerscharen. Der Trost, dass es Landsleute waren, die so hausten, war für die von den Greueln Betroffenen doch sehr dürftig. Und bei solcher Eroberung oder Einnahme der Stadt liess sich oft das bestdisziplinierte Heer nicht zügeln.

Der Sold war nicht übermässig gross, und die Mannschaft spekulierte stark auf Extravergütigung, wie sie sich ihr bei aussergewöhnlichen Gelegenheiten bot. Die Truppen waren auf Ganz-, Halbsold und Wartegeld geworben. Die ersten, die unter direktem Befehl des Führers mit gemusterten Waffen und Pferden in den Krieg zogen, standen sich naturgemäss besser als die zweiten, die ungemustert in einer Streife den Feind beunruhigten. Die letzten auf Wartegeld stehenden bildeten die Reserve. Gehörten sie zur Herrschaft eines Condottiere, so traten sie zu ihm in ein Schutzverhältnis: sie bekamen im Krieg einen grösseren, im Frieden einen geringeren Sold, hatten ihren Dienst zu tun und wurden in ihrem Eigentum von ihrem Herrn geschützt.

Wie die Soldaten zu den Condottieri in verschiedenem Verhältnis standen, so gestaltete sich auch der Vertrag, den der Soldherr mit dem Condottiere schloss, je nach den für beide Teile in Betracht kommenden Umständen. Der Vertrag ward für eine bestimmte Zeit von Jahren und Monaten oder Monaten geschlossen. War er abgelaufen, so musste der Condottiere noch eine Zeitlang warten, ob er erneuert würde. Geschah das nicht, so war er frei, doch durfte er während einer bestimmten Frist gegen seinen Soldherrn nicht kämpfen. Dass man sich in der Praxis an solche Klauseln nicht hielt, ist durch viele Beispiele erwiesen.

Gefiel es dem Condottiere aus irgend einem Grunde nicht länger bei seinem Herrn, bot sich ihm grösseres Gehalt, reichere Beute, so ging er ohne Rücksicht auf seinen Vertrag zum Feinde über. Deshalb fiel die Ehrlichkeit und Treue Federico Montefeltros auf, während Sigismondo Malatestas Treulosigkeit berüchtigt war.

Der Condottiere erhielt ein bestimmtes Gehalt für das Jahr oder die im Vertrage bezeichnete kürzere Zeit und hatte dafür eine bestimmte Anzahl Truppen, Reiter, Fusssoldaten usw. zu stellen. War er ein berühmter Kriegsmann, so ward ihm wohl die Musterung erlassen, sonst

wiesen die damit betrauten Beamten des Staates oder des Fürsten, der den Condottiere engagiert hatte, jeden schlecht gewaffneten Mann, jedes untaugliche Pferd unnachsichtig zurück.

Alle sechs Monate fand eine Generalinspektion statt, jeder Offizier, jeder Gemeine hatte sich dann einzufinden, wollte er nicht eine tüchtige Strafe zahlen oder gar ausgestossen werden. Diese Musterung war ebenfalls sehr streng, und Mann und Pferd, die ohne Angabe der Gründe als minderwertig oder schlecht im Stande bezeichnet wurden, mussten vom Condottiere in einer bestimmten Zeit durch brauchbares Material ersetzt werden.

Für alle Vergehen, deren sich der Soldat schuldig machen konnte, gab es Geldstrafen, alles war vorausgesehen und taxiert, die Beamten liessen nichts durchgehen, und so bildeten diese Bussen im Budget jedes Staates einen ganz erheblichen Posten. Dreimaligem Rückfall folgte die Ausstossung.

Wie die Vergehen, waren aber auch die Verdienste abgeschätzt, es gab einen Tarif der Gratifikationen, jede Leistung entsprach einem bestimmten Geldsatz. Unterschiede waren wohl in den einzelnen Staaten vorhanden, doch keine bedeutenden. Hatte ein Hauptmann im offnen Feld einen Trupp von mehr als zweihundert Reitern derart geschlagen, dass er sich siegreich behauptete und das feindliche Lager besetzte, so ward ihm der doppelte Sold eines Monats, ausserdem fiel ihm alles ausser der persönlichen Bewaffnung der Gefangenen zu. Die durch Geburt oder Stellung hervorragenden Gefangenen wurden dem Condottiere übergeben, der sie denen, die sich ihrer bemächtigt hatten, abkaufte. Die anderen Gefangenen hatten, wenn sie sich lösen wollten, ihre bestimmte Taxe, je nachdem es Fusssoldaten, Reiter, Edelleute usw. waren. Die Gemeinen liess man gewöhnlich laufen, nachdem sie den Eid geleistet, nicht mehr weiter gegen den Condottiere, dessen Soldaten sie gefangen genommen hatten, kämpfen zu wollen. War ein Kastell oder eine Stadt erobert, so hatte der Soldat ein Recht auf alles Bewegliche als Beute; anders, wenn sie kapituliert hatte, dann bestimmte der Condottiere allein.

Solange die fremden Söldnerscharen floriert hatten, vermochten natürlich ihre Anführer nicht mit Besserungen und Neuerungen in der Bewaffnung durchzudringen.

Erst unter Alberico da Barbiano wurden sie möglich: er gab den Helmen seiner Lanzenreiter ein Visier, dem Kopfputz der Pferde die scharfe Stahlspitze, führte die bis zum Knie der Pferde reichenden Decken aus gegerbtem Leder ein, mit denen bald grosser Luxus getrieben ward und die von berühmten Meistern wie Lazzaro Vasari mit Schildereien bemalt wurden, er machte den Ringkragen obligatorisch.

Fra Moriale hatte bereits dem Söldnerwesen bestimmte Regeln gegeben, nach seinem Tode ersetzten neue, den veränderten Verhältnissen angepasste die alten, oder diese wurden umgemodelt.

Wollte man Söldner anwerben, so wählte das Gemeinwesen einige Bürger, die die Leute zu sammeln und zu verpflichten hatten. Ehe man den Söldner in die Liste schrieb, hatte er den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Angeworben ward in Masse, in Fähnlein, in Haufen. Später kam in der Regel der Condottiere gleich mit seiner ganzen Armee.

Nach seinem Ruf schloss man auf den guten Stand seines Heeres. Der persönliche Kredit überwog. Ein Condottiere brauchte kein Bataillon zu haben und konnte getrost einen Vertrag auf zwanzig Regimenter abschliessen. Wenn er die Werbetrommel rühren liess, strömten durch seinen Namen und Ruhm gelockt die Leute in Massen ihm zu: er vermochte wirklich ein Heer aus der Erde zu stampfen.

Hielt der Condottiere auf Pünktlichkeit in Geldsachen wie Attendolo, so konnte er bei den grossen Bankiers selbst nach bedeutenden Niederlagen eines unbeschränkten Kredits gewiss sein: er konnte, wollte er nicht in Sold gehen, auf eigenes Risiko ein kostpieliges Unternehmen wagen. So wie er spekulierten seine Geldgeber: gelang das Geschäft, dann war der Nutzen für beide Teile gross.

Zielte er nicht auf fürstlichen Besitz, begnügte er sich mit kleinem Grundbesitz, soviel als für seinen Aufwand nötig war, so vergab er sich und die Seinen an den Meistbietenden. Es war eben ein Geschäft, während der Krieg eine Kunst war.

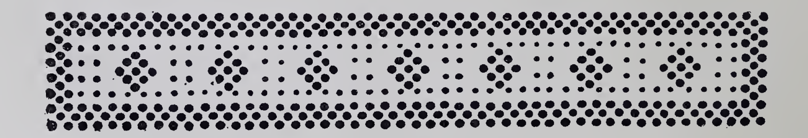
Es handelte sich darum, mit möglichst geringen Opfern die grössten Vorteile zu erringen, mit den geringsten Mitteln den höchsten Eindruck zu machen: die Soldaten wurden sorgsam geschont als das kostbare Material, auf dem ihre

Macht beruhte, der ganze Bau ihres Wesens. Grosse Schlachten werden geschlagen, in denen kaum zwei- bis dreihundert Soldaten fallen. Wo Macchiavelli auf derartige Kämpfe trifft, macht er sich über sie lustig, oft mit Recht, doch manchmal führt ihn seine Verachtung bis zur Fälschung, so wenn er von der Schlacht von Zagonara, die nach allen Berichten sehr blutig war, schreibt: „Und bei dieser Niederlage, die durch ganz Italien berühmt ward, fand niemand den Tod als Lodovico d'Obizzi mit zweien der Seinen, die vom Pferd fielen und im Schlamm erstickten".

Eine kunstgerechte Taktik, die auf der Schonung der menschlichen Kräfte basiert, bildet sich aus. Es gibt Spezialisten des Rückzugs, des glänzend gedeckten Anmarsches, Condottieri, die ihre Stärke in der Befestigung, in der Auswahl oder im Aufschlagen des Lagers haben, solche, die ihre Kunst beim ersten Angriff und andere, die sie erst auf der Höhe der Schlacht zeigen.

Aus diesen mannigfachen Kunstübungen kann man einen Rückschluss auf die Individualität des Condottiere wagen. Hier zeigt er sich als der, der er ist und wie er den Preis in der glänzenden Arena zu erringen trachtet, in der er sich zum Waffengang eingefunden hat.

Sie reiten ein in das Rund und stehen wider einander, befehden und bekämpfen sich bis in den Tod. Im Krieg ist alles erlaubt, so denken sie, und danach handeln sie. Wenn die Hand nach dem Schwert greift oder die Lanze fasst, denkt das Herz an die Siegeskrone. Es winkt der Lorbeer der Zeitgenossen, es lockt und leuchtet der Nachruhm!







DIE MONTEFELTRE



wei Stunden des Wegs etwa von Rimini, auf einer Bergspitze, von der man an klarem Sommertag auf der nahen Adria die gelben und roten Segel sich scharf von dem dunklen Blau der Wogen abheben sieht, stand ehemals ein prächtiger Tempel, dem Edelbeuteträger, Jupiter feretrius, geweiht. Um ihn erhob sich allmählich eine Stadt: Monteferetrum, und nach ihr ward später ein grosses Gebiet, die feretranische Provinz, genannt.

Im Laufe der Jahrhunderte ward der alte Römergott vergessen, sein Tempel verfiel, durch Wetter und Wind, die auf der Höhe noch wilder als im Tale stürmen, hart bedrängt, und im dritten christlichen Säkulum hauste auf dem Felsen ein frommer Einsiedler, Leo, der ob seines gottseligen Lebens und vorbildlichen Wandels nach päpstlichem Beschluss die Zahl der Kirchenheiligen zu vermehren für gut befunden und dem zu Ehren der alte Stadtname in San Leo umgetauft ward.

Was der Heidentempel noch an brauchbarem Gestein bot, wurde beim Bau eines christlichen Gotteshauses verwandt, das, einfach und massvoll in seinem Schmuck, durch die später errichtete schöne, grosse, dreischiffige Kathedrale, die als besonderes Zierstück das von dem feretranischen Herzog Orso gestiftete Tabernakel aus kostbarstem Marmor barg, in den Schatten gedrängt ward; und in der Nähe wurde dem heiligen Francesco von Assisi zum Gedächtnis das Kloster zum heiligen Feuer gebaut. Wie die Legende berichtet, gedachte der seraphische Vater die Stadt mit seinem Besuch zu ehren, ging aber nächtlicherweile in den Abhängen und Klüften irre und kam erst durch ein himmlisches Licht geleitet wieder auf den rechten Weg und in Sicherheit.

Stadt und Burg, wohlversorgt durch Wasser, das nicht einmal im Hochsommer versiegte, und ein Erdreich, das alles Nötige hergab, waren vor jedem feindlichen Ansturm sicher. Hier konnte sich, wie Liutprand von Cremona als Augenzeuge berichtet, also König Berengar wohl gegen Otto den Grossen halten, denn die Burg auf steiler, fast unzugänglicher Höhe, durch ihre natürliche Lage schon so be-

günstigt, überdies noch durch Menschenkunst nach Kräften gesichert, konnte nur durch Verrat oder Hunger fallen, so dass sie ohne Übertreibung in einem Bericht an Papst Urban VIII. eine der ersten Festungen der Welt genannt wird.

Das Land, bergig, wild, voller Schluchten und Hänge, besät mit Dörfern und Burgen, die so hoch liegen, dass sie in der Luft zu schweben scheinen, wird von der Foglia, Conca, Marecchia und vielen Giessbächen durchströmt, die wild übers Gestein stürzen, die Kiesel glatt schleifen, wüstes Geröll mit sich führen und manchmal, bedrohlich angeschwollen, ihr enges Bett verlassen.

Ein kräftiges rauhes Volk wächst in diesen Bergen auf, und trotzig-kühnen Geschlechtern sind sie eine geliebte Heimat. Hier werden die Ahnen von Fürstenhäusern gross, deren Namen zu den erlauchtesten Italiens gehören, hier erheben sich die Faggiolani, die Montefeltre, die Malatesta. Die einen, flüchtig wie ein Meteor, wandeln in strahlendem Glanz ihre kurze Bahn und tauchen, vergessen und ohne mehr als flüchtige Spuren ihres Daseins zu hinterlassen, ins dunkle Meer der Zeit zurück; die andern, Montefeltre und Malatesta, steigen langsam und in vielen Menschenaltern zur Höhe der Macht und des Ruhmes hinan, befehden sich in Kämpfen, in denen Sieg und Niederlage wie Regen und Sonne an einem Vorfrühlingstag wechselt, und treten sich endlich in ihren Repräsentanten Federico und Sigismondo, in denen die beiden Geschlechter gewissermassen gipfeln und ihre glanzvollste Vollendung finden, zum entscheidenden Kampf, zur Abrechnung gegenüber.

Das Geschlecht der Montefeltre musste natürlich einen erlauchten Ursprung haben, und so führten es die Hofhistoriographen am Herzogshofe von Urbino bis hinauf zum alten Byzantinerkaiser Justinian. Doch über diesen mit jeglicher Kunst und Künstelei zurecht gestutzten Stammbaum täuschten sich jedenfalls die Montefeltre selbst nur offiziell, sie wussten ganz gut, dass Justinian so wenig ihr Ahne war wie Kaiser Lothar der der Gonzaga. Es würde aber den Glanz des erlauchten Hauses nach Ansicht der Herzöge gemindert haben, hätte man zugegeben, dass die Montefeltre nichts weiter als eine Linie der Grafen von Carpegna waren.

Mit dem Herulerkönig Odoaker kam ein gewisser Armi-

lione Carpineo über die Berge, leistete gute Dienste und erhielt vom König das Kastell Pietrarobbia samt dem Berg, auf dem es stand, als Lehn. Einem Nachkommen, Ulderico di Carpegna, vermehrte Otto der Grosse Besitz und Würde, das Geschlecht blühte und wuchs, dehnte seine Herrschaft aus, und der am Ende des zwölften Jahrhunderts Monte Copiolo beherrschende Graf di Carpegna ist der Ahnherr der Montefeltre. Unter seinen Eroberungen war auch Montefeltro, und hiernach nannte sich der Zweig des Geschlechts, dessen späte Enkel auf dem Herzogsstuhl von Urbino sitzen sollten.

In alter Zeit war die feretranische Provinz in die Romagna einbegriffen, die nach der Schenkung Pippins dem Papst zufiel, allmählich standen überall in ihr Herren auf, die sich nach Möglichkeit selbständig zu machen, ihr Gebiet zu erweitern suchten, sich ihren Besitz gegenseitig mit allen Mitteln streitig machten — Verrat, Überfall, Plünderung wechselten mit regelrechtem Krieg —, sich in unaufhörlichen Fehden aufrieben, worauf dann ein Mächtiger das so heruntergewirtschaftete Erbe aus eigner Kraftvollkommenheit antrat.

Die Dadei, Bagni, Olivieri, Gaboardi verschwinden nebst so vielen andern kleinen Herren, die Malatesta, Montefeltre, Brancaleoni, Faggiolani treten an ihre Stelle.

Nominell ist der Papst der Gebieter, und wer sich etwas von ihm verspricht: Zuwachs an Gebiet, Mehrung der Würde, klingenden Lohn, tritt auf seine Seite. Der Kaiser aber, der fern in Deutschland meist vollauf mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist und Italien als eine Dependence betrachtet, die manchmal erträglichen Gewinn abwirft und die man am besten sich selbst überlässt, ist vielen ein bequemerer Herr als der Papst, der ihnen so nahe sitzt, sie argwöhnisch beobachtet und auf den sie Rücksicht zu nehmen schliesslich doch gezwungen sind.

So gibt es hier wie überall von den Alpen bis zum Mittelmeer Guelfen und Ghibellinen, angeblich Anhänger der Kirche oder des Reichs, in Wirklichkeit aber nüchterne Realpolitiker, die nur auf den eignen Vorteil bedacht sind und ohne Skrupel plötzlich eine Schwenkung machen, ja sogar mit einer alten Tradition brechen, wenn sie ihre Interessen gefährdet glauben; das alte Feldgeschrei „Hie

Guelfen, hie Ghibellinen" bedeutet nichts mehr, man hat es nur aus Gewohnheit und Bequemlichkeit beibehalten: die Montefeltre sind solange Ghibellinen, die Malatesta solange Guelfen, wie es ihrem Nutzen entspricht, von einem Idealismus, von einer Wahrung höherer als ihrer eigenen Interessen ist keine Rede.

Hätten die Ghibellinen nicht ihre Säckel aufgetan und nicht Truppen gestellt, so wären die Römerzüge der späteren deutschen Kaiser noch grössere politische Farcen gewesen, als sie es ohnehin schon meist waren, und sie wussten genau, dass sie es nicht für den jeweiligen Kronenträger des Reichs jenseits der Berge taten, sondern für sich, und dass das von ihnen geopferte Kapital an Gold und Menschen reiche Zinsen trug: sie verstanden sich auf den Wucher, wenn der Kaiser in Not war.

Die ersten Montefeltre, deren die Chronisten gedenken, sind für uns wenig mehr als Schemen. Erst Buonconte tritt aus der Dämmerung der Zeit in das Licht der Geschichte. Er dient treu den Staufen, unter den von Kaiser Heinrich gegen Tancred gesandten Truppen weht auch der Adler von Montefeltro, Buonconte zeichnet sich bei der Belagerung von Neapel in hohem Masse aus, kämpft unter König Philipps Fahnen, und der junge Kaiser Friedrich gewinnt mit seiner Hilfe Apulien, Calabrien, Capua — dafür erhalten die Brüder Montefeltro, Buonconte und Taddeo, als Lohn Urbino zum Lehen, dessen sie sich, da die Stadt frei ist und sie nicht als Herren anerkennen will, erst durch Kampf und nach politischen Verhandlungen bemächtigen können.

Der Grundstein zur Grösse des Hauses ist mit dem Erwerbe dieses Gebietes gelegt, das durch Taddeos Enkel Corrado gesichert wird und seitdem den Montefeltre bleibt.

Auf hohem Berg, der die Apenninen zu beherrschen scheint, liegt Urbino, heute eine kleine Provinzstadt, als Rafaels Heimat allerdings weltbekannt, ehedem blühend und volkreich, wenn der Mauergürtel auch nicht mehr als drei Miglien hatte.

Städte und Reiche sterben, doch ist das Leben einer Stadt wohl nie so plötzlich erloschen wie das Urbinos. Mit dem letzten Herzog stirbt auch die Stadt, ganz unerwartet, ohne Niedergang und Krankheit. Heute wandeln

wir durch die Ruinen einer grossen Vergangenheit, wenn wir ihre Strassen mit dem dürftigen Gegenwartsleben durchschreiten.

Die Stadt ist tot wie Ferrara, Padua, Rimini, Ravenna, wie auch Venedig trotz allen Lebens auf Plätzen und in Gassen eine Tote mit dem Schimmer und Schein der Gesundheit und Kraft, mit dem Leuchten des Bluts durch das erblasste Gesicht ist. Die Vergangenheit, in der für sie alle ihre Grösse liegt, verkleinert die Gegenwart zwerghaft und erniedrigt sie zum Schatten des Einst.

Die Stadt, in der der Winter streng ist und lange währt, die Sommerglut aber durch die Winde gemildert wird, die die nur achtzehn Miglien fernab wogende Adria ihr sendet, ist alt; als eine der umbrischen Republiken leistet sie lange den Römern Widerstand und bewahrt auch unter der neuen Herrschaft ihre Gesetze. In Urbino sammelt Vespasian sein Heer gegen Vitellius, in Urbino verteidigen sich die Goten gegen Narses, der die Stadt nicht erobern kann.

Das Land, von der Foglia und dem Metauro durchflossen, sorgt zur Genüge für seine Bebauer, liefert Korn, Hülsenfrüchte, Wein, vor allem aber gedeiht das Vieh; den grössten Gewinn wirft die Schweinezucht ab.

Die Urbinaten liebten die Freiheit, ordneten sich wohl willig dem klugen, massvollen Regiment der Montefeltre und später der Rovere unter, liessen sich aber ihre persönliche Unabhängigkeit nicht rauben. Wenn einer ihrer Herren es unternahm, den absoluten Fürsten darzustellen, wie Federico, Guido des Alten Sohn, oder Oddantonio, wussten sie bald jede tyrannische Anwandlung zu unterdrücken: diese Miniaturcäsaren fanden bald ihren Brutus.

Die Urbinaten, gewandte, kräftige Menschen, gaben tüchtige Soldaten und treffliche Jäger, scharfsinnig und umsichtig zeigen sie sich in öffentlichen und privaten Angelegenheiten, in Wissenschaft und Kunst erobern sie sich hervorragende Plätze — man begreift, was begabte Fürsten mit diesem Menschenmaterial beginnen konnten, solange sie sich der Grenzen der irdischen Geduld erinnerten und in den Schranken des Rechts und Gesetzes blieben.

Es gibt wenig italienische Herrenhäuser, die eine Reihe so tüchtiger Regenten wie die Montefeltre hervorgebracht

haben. Klug und geschickt wussten sie ihr kleines Reich zu mehren, erst als Anhänger des Kaisers, dann als die des Papstes. Alle Stürme der Zeit überdauerten sie und gingen aus allen Bedrängnissen gekräftigt und unerschüttert hervor.

Wir treffen neben den weitgenannten Condottieri aus dem Hause Montefeltro Männer wie Antonio und Guidantonio, Regenten, die über das Mittelmass weit hervorragen. Antonio, gleich tüchtig als Soldat wie als Politiker, wusste sich mit dem Papst gut zu stellen und schloss mit den Malatesta, die gegen ihn wie immer gegen die Montefeltre gekämpft und ihn nach Kräften geschädigt hatten, einen durch Verschwägerung beider Häuser noch bekräftigten Frieden. Er stand in solchem Ansehen, dass Herzog Giangaleazzo Visconti von Mailand, der nach der lombardischen Königskrone strebte und doch das Glück seiner Träume nie im Wachen erleben sollte, ihn zu einem der Räte wählte, die nach seinem Tode seinen Söhnen in den Staatsgeschäften zur Seite stehen sollten. Nicht nur ein trefflicher Soldat war der Montefeltro, sondern auch ein guter Herr, der ein mildes Regiment führte, und ein Mann, der, selten genug in jener Zeit, Treue und Eide hielt.

Obwohl er zeitlebens sich um sein Land sorgen musste und wenig zur Ruhe kam, hat er doch geistige Interessen nicht verabsäumt. Wenn auch nicht in das innere Heiligtum der Musen, so wagte er sich doch in die Vorhalle des Tempels. Den grossen Meistern des vierzehnten Jahrhunderts widmete er sich in eifrigem Studium, lernte ihnen manches ab, und seine in einem Kodex der göttlichen Komödie in der königlichen Bibliothek zu Neapel gefundenen Verse zeichnen sich durch klaren Ausdruck und reine Sprache aus. So haben auch die Montefeltre gleich den Malatesta einen Dichterdilettanten unter die Ihren gezählt.

Anders wie Antonio war Guidantonio, sein Sohn und des grossen Federico Vater, kein grosser Soldat, wenn er auch gleich beinahe allen Montefeltre den Feldherrnstab im Dienst einer fremden Macht führte. Als er im Dienst von Florenz gegen Niccolò Piccinino, den Condottiere von Lucca, zog und die Schlacht verlor, aus der er sich kaum nach Pisa rettete, ward ein Charakterbild von ihm entworfen, das ihn als Feldherrn völlig verwirft: er hätte sich

von vornherein mehr auf die militärische Erfahrung seines unter ihm kommandierenden Schwiegersohns Bernardino Ubaldino als auf sich verlassen, wie er überhaupt wenig von dem, was der Krieg erfordere, verstünde. An Musik und Gesang hätte er Freude, doch der Trommelklang jage ihm Angst ein. Wohl wäre er adligen Wesens, fein gesittet und trüge die Krone der Treue, doch vom Kriegswesen wisse er nichts. Sein Gebiet wäre das Haus, und in den vier Wänden fände er sein liebstes Genügen.

Piccinino soll vor der Schlacht seine Soldaten mit einer Charakteristik Guidos apostrophiert haben, die dieser noch einige Nuancen gibt. Der Condottiere drückte sich mit militärischer Knappheit und grösster Offenheit aus: „Ihr Kapitän hat Angst und versteht nichts vom Krieg. Seiner Natur gemäss liest er viel lieber Psalmen und betet, als dass er sich den Panzer anlegt. Sein Vergnügen ist, sich auf weichem Lotterbett müssig auszustrecken, anstatt sich im Lanzenwerfen zu üben, und das Schwert führt er so ungern, als er sich mit der Rüstung wappnet. Er sieht viel lieber daheim sein schönes Gerät an, als draussen das Furcht erweckende Menschenwerk. Wohl ist er edel und vornehm gesittet, doch bangt ihm vor jeder Gefahr."

Kein Soldat, aber ein vorsichtiger Politiker war Guidantonio, der gewandt und klug seinen Besitz zu mehren wusste, ein milder Herr und guter Christ, wie er gelobt wird. Sein grösster Wunsch ward ihm auch erfüllt, seine zweite Gattin, Caterina Colonna, gab ihm den Erben. Er wollte das Schicksal dieses Sohnes erkunden und wandte sich an die Sternseher. Der Astrolog erklärte: Oddantonio würde in der Blüte der Jahre und durch Eisen sterben. Als der Sohn geboren ward, gab es Freudenfeste rings im Land. Hätte man sein Schicksal gewusst, so würde sich der Jubel in schmerzliche Klage gewandelt haben: doch der gütige Gott, wie der gläubige Geschichtschreiber sagt, verhüllt den Menschen die Zukunft mit einem Schleier, durch den kein Auge dringen kann.

Oddantonio ist der letzte legitime Montefeltro. Siebzehnjährig kam er zur Herrschaft, ein schöner Jüngling, der, lebhaften Geistes, eine gute Erziehung genossen, in den letzten Kämpfen seines Vaters sich hervorgetan hatte und in ritterlichen Künsten niemandem nachstand.

Papst Eugen IV., dessen Verhältnis zu Guidantonio trotz aller scheinbaren Freundlichkeit doch problematisch gewesen war, empfing Oddantonio, durch sein glänzendes Äussere bestochen, als er ihm zu Siena seine Aufwartung machte, sehr huldvoll. Zu aller Staunen steigerte sich die Gnade des Pontifex bis zu dem Grade, dass er ihn zum Herzog erhob.

Enea Sylvio, nachmals Papst Pius II., hat die Zeremonie aufgezeichnet: wer durch den Papst zum Herzog gewählt ist, begibt sich zur Wohnung des Pontifex, bekleidet und angetan mit einem goldenen Mantel, der offen von der rechten Schulter bis zur Erde fällt, und folgt dem Papst, der in die Kirche geht, um die Messe zu zelebrieren, indem er ihm den Saum des Piviale trägt. Der Papst schreitet zu seinem Stuhl, ihm zu Füssen auf der ersten Stufe lässt sich der künftige Herzog nieder und beugt bald danach vor dem heiligen Vater das Knie, der macht ihn zum Ritter St. Peters und gürtet ihm das Schwert um, mit dem der Ritter drei Schläge in die Luft getan und das er bald danach wieder in die Scheide steckt. Mit demselben Schwert erhält er drei Schläge auf die Schultern, worauf ihm die Sporen angeschnallt werden. Der künftige Herzog leistet knieend den Eid dem Papst, schwört und gelobt ihm, in aller Zukunft Ehrfurcht und Gehorsam der heiligen Kirche zu beweisen, dem Pontifex überall zu dienen, alle seine Rechte, Gerichtsbarkeit, Gebiete zu verteidigen. Für die ihm zuteil gewordene herzogliche Würde muss er jedes Jahr am Peterstag dem Papst einen schön aufgezäumten weissen Zelter schicken. Nun setzt ihm der Pontifex das Herzogsbarett auf, gibt ihm das Szepter in die Hand, und dann küsst der neue Herzog den Pantoffel des heiligen Vaters, geht, von zwei Kardinaldiakonen und mehreren Jünglingen geleitet, zu seinem Platz und setzt sich unter sie. Endlich bietet er, das Herzogsbarett abgezogen, knieend dem Papst soviel Gold als er (der Herzog) mag. Nach der Messe geht er, angetan mit dem herzoglichen Schmuck, in der Mitte zweier Kardinäle.

So viel Freude der Papst an dem jungen Montefeltro hatte, so wenig seine Untertanen. Oddantonio geberdete sich bald offen als absoluter Herr. Ihm, dem Fürsten, musste alles zur Verfügung stehen. Er hatte die Macht und das Recht, und beides wurde unter ihm zur Willkür und

Gewalt. Sigismondo Malatesta mochte mit Schadenfreude die rapide Entwicklung des Herzogs zum Bösen sehen. Er dachte, wenn Oddantonio dahin wäre, würde es ihm ein Leichtes sein, das reiche Erbe anzutreten. Der Malatesta wollte die Katastrophe, die er voraussah, beschleunigen und wusste dem Montefeltro zwei ihm genau als zuchtlos bekannte Menschen als Berater beizugeben, die die Willkür des Herzogs noch bestärkten und sich ihn völlig unterwarfen.

Das Lotterleben Oddantonios erschöpfte bald den von Guidantonio gesammelten Schatz, neue Abgaben wurden erhoben, ungeheure Anleihen gemacht; noch übte das Volk Langmut, es mochte der Vorgänger dieses Montefeltro, milder, gerechter Herren, gedenken, und hielt dem Enkel die Verdienste der Väter zugute. Die ursprünglich tüchtige Naturanlage Oddantonios muss schnell durch die treibhausmässig gewachsenen Leidenschaften und Lüste erstickt worden sein. Man hat ihm sogar eine Nerotat vorgeworfen, er soll einen Pagen in ein mit Pech und Schwefel getränktes Gewand gesteckt und ihn als Leuchte benutzt haben. Der Erfinder dieser Schauermär hat jedenfalls nicht ohne Nutzen seinen Sueton gelesen, denn dass sich der Herzog während einer noch nicht ein Jahr dauernden Regierung derart vertiert hätte, ist psychologisch unglaublich. Es zeigt höchstens, was Pessimisten von Oddantonio für die Zukunft erwarten zu dürfen glaubten.

Das Volk litt nicht nur unter den hohen Steuern, der Herzog verging sich an der Ehre der Bürger und wollte verheiratete Frauen zu seinem Willen zwingen. Der Sturm wuchs. Federico machte dem Bruder Vorstellungen, Oddantonio erwiderte heftig und soll sogar die Hand ans Schwert gelegt haben. Darauf musste Federico dem kommenden Geschick die Bahn frei geben und verliess, um sein eignes Leben besorgt, die Stadt.

Dem Herzog gleich trieben es seine Räte. Der päpstliche Protonotar Manfredo entbrannte in heisser Leidenschaft zu der schönen jungen Frau des Arztes Serafino und belästigte sie solange, bis sie sich ihrem Mann entdeckte. Manfredo liess sich trotz aller Zurückweisung nicht beirren und lud im Namen des Herzogs die Frau zu einem Hoffest.

Serafino wusste, was diese Einladung zu bedeuten hatte

und verweigerte die Erlaubnis. Nun wollte sie der Protonotar mit Gewalt durch seine Leute holen lassen, doch Serafino hatte sie in Sicherheit gebracht und erklärte: „Sagt Manfredo, eher werde ich ihm das Herz mit meinen Zähnen aus der Brust reissen, als er mein Weib bekommt!" Darauf verliess er die Stadt.

Wenige Tage später vergewaltigte Tommaso Agnello, Manfredos würdiger Genosse, das Weib des Gutsbesitzers Ricciarelli. Jetzt sollten sich die Geschicke des Herzogs und seiner Räte erfüllen. Serafino und Ricciarelli wollten ihre beleidigte Ehre rächen, bald hatten sich zwölf entschlossene Männer zu einer Verschwörung zusammengefunden. Serafino wusste, dass Eile geboten war. Ein unvorsichtiges Wort konnte ihren Plan verraten.

Am Sonntag vor Maria Magdalena kamen die Verschwörer einzeln, um kein Aufsehen zu erregen, wohlbewaffnet, in die Stadt und trafen in einem alten Haus in einer abgelegenen Gegend zusammen. Einer unter ihnen scheute das Verbrechen, hatte vielleicht Mitleid mit dem Herzog oder, falls die Tat missglückte, Furcht vor Strafe. Er soll heimlich um Mitternacht die Genossen verlassen haben, zum Palast gegangen sein und die eifrigsten Versuche gemacht haben, um den Herzog in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen, doch von den Dienern mit dem Bescheid abgewiesen worden sein, er möge zu einer passenderen Stunde wiederkommen.

Wie die Sonne am 22. Juli 1444 aufging, brachen die Verschwörer, von Serafino noch einmal kurz und in flammenden Worten zur Rache angespornt, schweigend und auf dem kürzesten Wege nach dem Palast auf. Kein Wächter trat ihnen entgegen, ohne Widerstand kamen sie zu dem Gemache, in dem der Herzog in tiefem Schlaf lag. Sie stiessen die verschlossene Tür mit Balken, die sie mitgebracht hatten, nach einigen kräftigen Stössen ein, fanden aber Oddantonio nicht. Endlich entdeckten sie ihn hinter dem Bett, zogen ihn hervor, und ein Bauer schlug ihm seine scharfe Hippe in den Rücken, dass er elend starb.

Darauf ward eine andere Tür aufgebrochen, und Serafino fiel über Manfredo her, doch der kräftige waffengewandte Protonotar verteidigte sich tapfer mit seinem Schwert, bis ihn ein Hellebardenschlag auf den Kopf tot niederstreckte.

Ricciarelli drang mit seinen Bauern in die Kammer Tommasos, den man krumm und zitternd unter dem Bett hervorzog und durch Lanzenstiche tötete.

Die Kunde vom Tode des Herzogs und seiner Räte lief mit Blitzesschnelle durch die Stadt, die Massen sammelten sich im Augenblick, das Volk übte nachträglich Justiz: der Palast ward geplündert, die Leichname wurden an ein Pferd gebunden, durch Urbino geschleift und in Stücke gehauen.

Agostino Dati, des Herzogs Lehrer, musste sich vor der sinnlos wütenden Menge, die auch den Schuldlosen nicht geschont hätte, in eine Kirche flüchten, in seinem Haus ward alles um und um gekehrt. Der gelehrte Sienese, den Oddantonio bald nach seinem Regierungsantritt zu sich berufen hatte, kann nicht genug die Vorzüge seines fürstlichen Schülers rühmen, nicht genug von den ihm durch den Herzog erwiesenen Aufmerksamkeiten, von seiner Begabung und Güte sprechen.

Am Tage vor seiner Ermordung hörte Oddantonio Datis Vortrag über Ciceros Officien. Er sprach mit seinem Lehrer über literarische Dinge, kam auf den gewaltsamen Tod einiger Fürsten und ausgezeichneten Männer und konnte sich gar nicht von diesem Thema trennen, als hätte er, wie Dati seinem Vater schrieb, eine Ahnung von seinem Tode gehabt und davon, dass er selbst bald zu denen gehören würde, von denen er unaufhörlich sprach.

Drei Stunden war er mit Dati zusammen, endlich merkte er des Lehrers Ermüdung, der ihm fortwährend auf seine Fragen antworten musste und unter der drückenden Hitze litt. Nun dankte er ihm für alle seine Freundlichkeit; dafür, dass er sich seiner geistigen Förderung so annehme, wünschte er sich ihm nach Verdienst erkenntlich zeigen zu können und entliess ihn. Der Lehrer sah seinen Schüler aber nicht mehr lebend wieder.

Oddantonio war kein Tyrann im grossen Stil, durchaus kein Caligula oder Caracalla, nur eine irre geleitete, ursprünglich auf das Gute gerichtete Natur, ein Mensch, der sich in jungen Jahren ungereift im Besitz einer Herrschaft sah, über die, wie ihm seine Räte stets von neuem wiederholten, er, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, nach Belieben schalten könnte. So wuchsen sich seine niederen Triebe, die

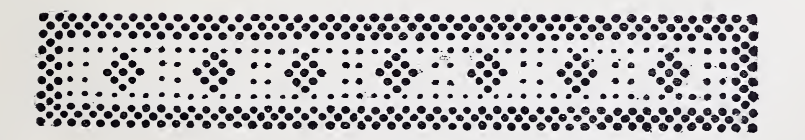
in strenger Zucht hätten ausgerottet werden können, zu wilden Leidenschaften aus, die ihn verdarben.

Ohne Spur ging dies junge Leben vorüber, nur Meister Piero della Francesca hat auf einer Geisselung das Bild des Herzogs und seiner bösen Räte festgehalten. Als die Volkswut geschwunden war, hob man den misshandelten Leib des Herzogs, dessen schöne blonde Haare voller Blut und Staub klebten, von der Gasse, wusch und begrub ihn in San Donato. Keine Inschrift, kein rühmendes oder trauerndes Wort, nur das Wappen ist in den einfachen Stein gehauen, unter dem der letzte Montefeltro ruht.

Sein Nachfolger ist Federico, das Licht Italiens, wie Castiglione ihn genannt hat, der Montefeltro, in dem sich das Geschlecht vollendet und krönt.

Neben ihm stehen, durch Schicksale und Persönlichkeit ausgezeichnet, Guidobaldo, sein Sohn, und Guido der Alte, der erste grosse Condottiere aus dem Hause Montefeltro.









GUIDO DER ALTE


präche auch keine Chronik von seinen Taten, so wären wir doch von Guido nicht ohne Kunde, denn Dante hat ihn zum Helden eines Gesangs der Hölle erwählt. Auf seiner Wanderung durch die Welten der Geister gelangt der Florentiner auf ödem Weg zwischen Zacken und Felsklippen, wo die Hand dem Fuss helfen und Virgil, der über die natürliche Stiegen bildenden Blöcke ihm voranschreitet, ihn nachziehen muss, in die achte von tausend und abertausend Flammen erstrahlende Höllenbulge, in jeder Flamme ein Sünder. „Ein jeder hüllt in die sich, die ihn brennet", erklärt Virgil.

In einer sich oben spaltenden Flamme, gleich der, die vom Holzstoss aufloderte, da Eteocles und Polynices zu Asche wurden, leiden Odysseus und Diomedes Qualen, weil sie Troja und Achill verdarben. Nach ihr kommt eine andere Flamme, verworrene Töne dringen aus ihrer Spitze, Worte sind's, die keinen Weg aus dem Feuer finden und, in der Flamme eingeschlossen, sich quälen und irre gehen wie das Gewimmer des Perillus im glühenden Leibe des ehernen Stiers, den er dem Tyrannen Phalaris geschenkt und darin er zuerst den grausamen Tod nach der Willkür des Siziliers fand.

Wie sich die Worte entwirren, erkennt Dante in dem Sünder den grossen Kriegsmann Guido von Montefeltro, den der Totenrichter Minos des Diebesfeuers für schuldig befand, weil er Papst Bonifaz VIII. den trugvollen Rat gegeben, wie er sich der Colonnastadt Palestrina bemächtigen könnte: viel versprechen, wenig halten. Ein Rat, um so verwerflicher, als Guido damals längst das Panzerhemd mit der Franziskanerkutte vertauscht hatte und Busse für die Sünden seines langen Kriegerlebens tat. Er weigerte sich erst dem Papst und wollte ihm nicht raten, doch der erklärte: „Ich kann den Himmel schliessen und erschliessen!" und sprach ihn jeder Sünde ledig.

Guido ist der erste grosse Condottiere aus dem Hause Montefeltro. Seine Zeitgenossen nennen ihn „Schlachtenführer", und die Chronisten geizen nicht mit reichem Lob. Der eine heisst ihn den schlausten und tüchtigsten Condottiere seiner Zeit, der andere den grossen Weisen und

Kriegsmeister, mit einer Hyperbel behauptet der dritte, sein holder Ruhm flöge übers ganze Erdenrund.

Guidos Leben und Taten füllen die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aus. Er verbringt seine Tage auf Kriegszügen und im Feldlager, die ihm aufgedrungene Musse erträgt er nicht lange, er kämpft gegen den Papst und endet als Mönch.

Er beschäftigte die Mitwelt und die folgenden Geschlechter in höchstem Masse, und Dantes Interesse für ihn ist so bedeutend, dass er nicht nur Guidos in dem poetischen Strafgericht seiner Hölle gedenkt, sondern auch seines Freundes und Astrologen Guido Bonatti, und im Fegefeuer findet er des Montefeltro Sohn, Buonconte, wieder.

Während seines langen Lebens hat Guido dem Wechsel menschlichen Glücks als Augenzeuge, oft auch als mehr wie Statist, in passiver oder aktiver, mehr oder minder hervortretender Rolle assistiert. Wieviel Päpste hat er nicht erlebt! Clemens IV., den ehemaligen französischen Advokaten, der den Anjou gegen die Hohenstaufen ausspielte und Konradin bannte; Nikolaus III., der den Nepotismus inauguriert; Martin IV., den willfährigen Knecht des Anjou, der ihn so ganz nach Wunsch und Willkür kommandierte, dass es hiess, nicht Martin, sondern der Anjou sei der Papst; Nikolaus IV., den Papst aus dem Hause Colonna, den die satirischen Römer als Säule darstellten, aus deren Knauf sich das mitrageschmückte Papsthaupt vorstreckt, zu beiden Seiten Säulen (Colonna) als Anspielungen auf die zwei Kardinäle der Familie. Und endlich erlebte er den grossen Woller Bonifaz VIII., der des siebenten Gregor Weltpolitik zu flüchtigem Leben galvanisiert und schliesslich so gründlich Fiasko macht, der seinen Vorgänger, den greisen Petrus von Murrhone, im Felsenschloss von Fumone bis zum Tod in strenger Haft hält, Bonifaz, den grossherzigen Sünder, wie ihn der Dantekommentator Benvenuto da Imola nennt, den Mann, so mächtig wie zügellos in seinem Hass, durch Waffen nicht zu bändigen, durch Bitten nicht zu besänftigen, vom Tod nur zu überwinden, wie ihn Petrarca definiert, und von dem Villani sagt, er wäre ein Mann von weitem Gewissen gewesen, wenn sich's um Gewinn und Nutzen handelte, und hätte erklärt, alles, was zum Vorteil der Kirche wäre,

sei erlaubt. Auf Bonifaz, den „grossen Priester" Dantes, wartet in der dritten Höllenbulge Nikolaus, der Sohn der grossen Bärin, der Papst aus dem Haus Orsini (Bären), der, voller Gier, die Bärlein zu fördern, auf der Erde Schätze einsackte und jetzt von roter Flamme umlodert in einem Loche der gelbschwarzen Felsen festgehalten wird, darin die Simonisten, die Köpfe nach unten in der Höhlung, die Fussohlen von niederfallenden Feuern zerfressen, büssen.

Der Tradition seines Hauses gemäss steht Guido für die Staufen, gegen den Papst.

Als der letzte Spross des erlauchten Hauses, vom Schicksal gelockt, über die Alpen nach seinem Erbreich zieht, folgt der Montefeltro ihm mit einer erlesenen Schar. Er führt auch eine der wenigen siegreichen Taten in diesem Feldzug aus: nahe Arezzo fällt er aus einem Hinterhalt über den Marschall des Anjou her und schlägt ihn völlig mit seinen Reitern.

Wie Conradin weiterzog, blieb Guido zum Schutz der ewigen Stadt zurück, die für den Staufen Partei genommen hatte, und hielt Rom, bis die Unglücksbotschaft von Tagliacozzo kam. Der Papst, der für die guten Söhne der Mutter Kirche nach den Worten des Kirchenannalisten die vollen nährenden Brüste der Erzeugerin, für die argen die strenge Zuchtrute des Vaters hat, bannt ihn natürlich, und Bischof Niccolò von Città di Castello verkündet, während die Glocken wie zu einem Begräbnis läuten und die Kerzen in der Kirche verlöscht werden, feierlich die Acht.

Doch was ficht den Montefeltro der päpstliche Fluch an! In dieser Zeit wird soviel gebannt, dass man sich kaum noch darum kümmert. Niemals sonst vielleicht ist ein grösserer Missbrauch mit dem geistlichen Machtmittel des Papsttums getrieben worden, und so nimmt es nicht Wunder, wenn es endlich nur noch jenseits der Alpen einiger Beachtung gewürdigt wurde, falls es in irgend eines hohen Herrn Interesse lag, sich unter einem glaubwürdig scheinenden Vorwand vom Kaiser zu trennen.

Jahrhunderte vergingen, ehe die Worte des leitenden Kardinals Papst Clemens XIII.: der Pontifex regiere seine Untertanen nur mit Liebe und Gerechtigkeit, mit keinen andern Waffen, auch nur einigen Anspruch auf Wahrheit machen konnten.

Aus Kämpfen kam Guido, und in Kämpfe zog er. Die Waffengänge mit Malatesta da Verucchio begannen. Zwei berühmte Heerführer standen sich gegenüber und massen nach manchem Scharmützel ihre Kräfte und Talente in einer grossen Schlacht. Ein glanzvoller Sieg wird vom Montefeltro gewonnen, es ist vielleicht sein grösster Erfolg als Feldherr. Sein Ruf wird zum Ruhm.

Er ist aber nicht nur der Condottiere, der den Feind zu schlagen weiss, sondern er nutzt rasch und entschlossen den Sieg aus. Stadt nach Stadt, Kastell auf Kastell fällt vor seiner Macht und noch mehr vor seinem gefürchteten Namen. Er ist der anerkannte Führer der Ghibellinen in der Romagna.

Die ganze päpstliche Macht weiss nichts gegen ihn auszurichten, umsonst wird das ganze schwere Geschütz der pontifikalen Mittel gegen ihn aufgefahren. Nikolaus III. hat den Montefeltro nach zehnjährigem Bann wieder in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, nun wird Guido abermals feierlichst verflucht. Doch damit gewinnt Papst Martin nicht Forli, um das sich ein heisser Kampf entspinnt.

Giovanni di Pado, der Condottiere des Papstes, lagert vor der Stadt und bestürmt sie. Doch sie weist kräftig jeden Angriff zurück. Bald mangeln aber die Lebensmittel. Da ruft Guido das Volk zusammen und entdeckt ihm die Rettung. Morgen — er spricht am ersten Mai 1282 — sollen vor Sonnenaufgang ihm alle Waffenfähigen folgen. Die Frauen, Kinder und alten Leute bleiben mit allen Kostbarkeiten in der Stadt. Und still, in geordnetem Zug verlässt die wehrhafte Mannschaft durch das Tor von Ravenna, am entgegengesetzten Ende des feindlichen Heerlagers, die Stadt, doch sie geht nicht weit und macht an einer Stelle, wo sie die päpstlichen Truppen nicht sehen können, Halt.

Das dem Lager der Kirchentruppen gegenüberliegende Tor wird geöffnet. Die Zurückgebliebenen sind in ängstlicher Spannung: wie wird der Feind sie behandeln?

Giovanni di Pado, der jeden Morgen um die Stadt reitet, sieht staunend das offene Tor. Er glaubt, die Forlivesen haben die Stadt verlassen, weil sie sich nicht ergeben wollen. Das päpstliche Heer zieht in die stille Stadt ein. Patrouillen überzeugen sich, dass kein Hinterhalt gelegt ist. Kein Zeichen des Widerstandes und der Verteidigung, keine

Haustür gesperrt. Giovanni fühlt sich vor jeder Gefahr sicher, und die Truppen zerstreuen sich in der Stadt.

Sie werden in den Häusern herzlich aufgenommen, die besten Speisen, die feinsten Weine werden ihnen vorgesetzt. Sie legen die Waffen ab und geben sich allen Genüssen hin.

Jetzt ist für Guido die günstige Stunde gekommen, sein Freund, der Astrologe Bonatti, hat ihm erklärt, die Konstellation der Gestirne sei ihm hold. Schweigend und in geordnetem Zug, wie sie gegangen, kommen die Forlivesen wieder durch das ihnen heimlich geöffnete Tor von Ravenna in die Stadt zurück.

Zu spät bemerken sie die Päpstlichen, die über die reiche Beute hergefallen sind. Einige setzen sich wohl zur Wehr, doch sie werden sofort niedergemacht, die andern suchen sich zu retten, aber alle Wege sind ihnen versperrt. Auf Strassen, Plätzen, Gassen werden sie gemetzelt, aus den Fenstern schleudern die Frauen und Alten auf sie Steine; Gestöhn, Gewimmer, Todesschreie durchzucken die Luft.

Wie lange das Gemetzel gedauert, meldet keine Chronik, wohl aber, dass Tausende starben, gemeines Volk, doch auch viel edles Blut. Giovanni di Pado rettete sich mit zwanzig Reitern.

Während der Kampf in den Strassen tobte, ging der Astrolog Bonatti mit Arzneien durch das Gewühl, um den Verwundeten zu helfen, ohne der Wunden zu achten, die er selbst bei diesem Liebeswerk empfing. Ein enges Band muss den Odysseus des Jahrhunderts, wie man nach dem Tage von Forli den Montefeltro nannte, mit Bonatti verknüpft haben.

Dante setzte ihn in die Hölle zu den Wahrsagern, denen der Kopf verkehrt auf dem Rumpf sitzt; das Antlitz steht ihnen nach dem Rücken, und sie sind gezwungen, rückwärts zu gehen, denn der Blick nach vorn ist ihnen benommen. Doch Bonatti war mehr als Wahrsager.

Das Volk nannte ihn den Phantastiker, damit spielte es auf seine reiche bunte Gedankenwelt an. Er stand als Astrologe im höchsten Ansehen. Zahlreiche Wundermären liefen über ihn umher, und es stand für die Menge fest, dass viele seiner Siege der Montefeltro durch Zauberei erfochten hätte.

Guido selbst glaubte daran, denn Bonatti hatte durch

Zufall oder scharfsinnige Kombination sehr oft den Ausgang seiner kriegerischen Unternehmungen ihm vorausgesagt. Ein Werk über Astrologie, das Bonattis Ruhm weithin verbreitete, nennt der Dantekommentator Benvenuto schön und gross. Bonatti ist wohl ein grosser Gelehrter gewesen, den die lebhafte Volksphantasie zu einem Hexenkünstler ersten Ranges umschuf, dem man Märchenwunder zutraute. Er galt als einer jener Seltenen, denen die Natur ihre Geheimnisse nicht verbirgt, die sie in alle Mysterien hat blicken lassen.

Eines Tages tritt er in seiner Vaterstadt Forli zu einem blutarmen Apotheker in den Laden und erklärt ihm, ihn reich machen zu wollen, weil er sich so sorglich seiner angenommen hat. „Da ist", sagt er, „ein wächsernes Schiff, ausgerüstet, wie es sein muss, ich hab's mit eigener Hand unter günstiger Konstellation gefertigt. Schliess' es in einen Kasten, verbirg es irgendwo in deinem Haus, lass' es niemanden sehen, rühre es niemals an, und bald wirst du nicht mehr arm sein."

Der Apotheker tut, wie der grosse Magus sagt, und Bonattis Worte erfüllen sich in kurzer Zeit: er wird ein steinreicher Mann. Doch den Apotheker plagt das Gewissen, er ist ja zum Reichtum durch Hexerei gekommen. Er beichtet, und der Pater heisst ihn das Zauberschiff zerstören. Wie er es getan, sinkt er in die alte bittere Armut zurück. Da läuft er zu Bonatti und bittet ihn um Hilfe. Der aber sagt: „Ich kann nun nichts mehr für dich tun, denn die Konstellation, unter der ich das Wachsschiff gefertigt, kommt erst in fünfhundert Jahren wieder".

So hoch dachte man von Bonattis Weisheit und Macht.

Wie oft finden wir nicht den Astrologen neben dem Krieger! Denn sie alle, deren Macht ihre Persönlichkeit ist und die mit dem Schwert sich Gold und Kronen gewinnen, glauben an die Gewalt der Sterne. Der Astrolog ist vielleicht der einzige Vertraute, auf den sie sich verlassen zu können glauben. Alles trügt in dieser Welt, nur die Sterne reden wahr. Und Guido, der glückliche Feldherr, musste ihnen glauben, hatten sie ihn doch von Sieg zu Sieg geführt.

Doch was half ihm alles Glück gegen die Macht des Papstes, der stets über reichlich Geld und das Arsenal der Bannflüche verfügt! Wenn seine irdischen Machtmittel

dahin sind, bleiben ihm doch noch die geistlichen. Die pontifikale Kanzlei verfügt über einen grossen Vorrat von Schmähworten, den die Renaissance kaum noch zu mehren imstande war, und aus diesem Schatz wird die passende Auswahl getroffen. Guido wird ein Sohn der Ungerechtigkeit genannt, ein Zögling der Bosheit, Verfolger der Kirche, Urheber aller Übel der Romagna, auf die er das Gift der Zwietracht geifert.

Gegen eine Feindseligkeit, die sich in Worten, wenn auch so scharfen und verletzenden wie diesen äussert, war der Montefeltro gepanzert genug, doch nicht gegen die Empörung im eignen Land, wobei Pfaffenwerk ganz offen im Spiel war. Trotz aller Niederlagen bleibt die Kirche Siegerin. Sie vermag mehr als der einzelne, mag er auch noch so mächtig sein. Guido hat sich bis zuletzt und aufs äusserste zur Wehr gesetzt, endlich muss er sich ergeben. Der Papst nimmt ihn nicht grossmütig in Gnaden auf, er behandelt ihn wie den Feind, gegen den man ohne Mitleid vorgehen muss. Seine Herrschaft wird ihm genommen, zwei Söhne behält der Papst als Geisel dafür, dass der Vater Ruhe hält, Guido selbst wird nach Asti verbannt.

Doch selbst das Haupt der Christenheit kann einen Mann, der an Freiheit, Krieg und Feldlager gewöhnt ist, nicht in die engen Mauern einer Stadt bannen. Über kurz oder lang wird der Montefeltro aus seinem leichten Kerker ausbrechen, sobald er der aufgedrängten Musse müde ist. Als Pisa ihm das Kommando über seine Truppen antrug, besann er sich keinen Augenblick. Er brach den Bann und ward der Condottiere der Stadt, die so tief durch die Niederlage von Meloria gedemütigt war, ihre Flotte verloren hatte und sich nach einem Feldhauptmann umtat, der ihr die verspielte Macht wieder gewinnen sollte. Und kein anderer als der Montefeltro hätte es sein dürfen. Wessen Name lockte die Soldaten wie der seine, wem folgten sie freudiger in die Schlacht! Von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung führte Guido die Pisaner, und Genua und Florenz mussten ihm weichen. Was der Montefeltro für die Stadt bedeutete, zeigt sich vielleicht am deutlichsten, als der Friede geschlossen ward. Eine Hauptbedingung war, Guido aus dem Dienst Pisas zu entlassen.

Jetzt leuchtete dem grossen Condottiere wieder das Glück

in vollem Glanz. Der milde Papst Cölestin machte mit ihm Frieden, und der Montefeltro erhielt seine Herrschaft zurück. Die Guelfen waren am Ruder, und der Ghibelline Guido als ein Mann, der mit Tatsachen rechnete und nicht Idealen nachjagte, die sich nicht hätten verwirklichen können, fügte sich willig den veränderten Verhältnissen.

Aus einem Kämpfer gegen Papst und Kirche wird ein Streiter für sie und bald in noch grösserem Masse als er denkt. Die Ironie des Schicksals will es, dass er, der vor einem Menschenalter mit Conradin gegen Karl von Anjou zog, jetzt wieder nach Süden zieht: im Auftrag des Papstes dem zweiten Karl zu Hilfe.

Solange er noch in dieser Welt lebte, die nur Unruhe, Leidenschaften, Kämpfe kennt, hatte er seine Hand bei allen bedeutenden Zeithändeln im Spiel.

Wenn er auch jetzt päpstlicher Vasall war, hielt er doch in allen seine Herrschaft unmittelbar berührenden Angelegenheiten sich an sein striktes Interesse, ohne viel nach Wunsch und Willen des Pontifex zu fragen. Die Nachbarschaft der Parcitadi in Rimini, die Ghibellinen und schwächer als die Malatesta waren, musste ihm naturgemäss angenehmer sein, als die der intriguanten Erbfeinde seines Hauses, und an ihm lag es nicht, wenn die Parcitadi verloren.

Selten ist die Herrschaft über eine Stadt törichter verloren gegangen, als in diesem Fall. Als der Montefeltro aus Neapel kam, traf ihn zu Urbino ein dringender Brief Parcitades, der ihn um seinen Beistand gegen Malatesta da Verucchio anging.

Die beiden Parteihäupter von Rimini hatten zwar Frieden geschlossen, aber mehr aus einer Art gezwungener Gefälligkeit und Freundlichkeit gegenüber dem Rektor der Romagna als aus aufrichtiger Herzlichkeit. Sie beobachteten sich fortwährend argwöhnisch, keiner traute dem andern. Die versteckt gehaltene Feindschaft zeigte sich bei kuriosem Anlass schon zwei Monate nach dem ihnen aufgenötigten Friedensschluss.

An einem Markttag, wo die Piazza vom Volk wimmelte, wurden zwei Ochsen wild. Einer hinter dem andern laufend, drängten sie die Menge vor sich her. Geschrei derer, hinter denen die Tiere stürmten, Gelächter aller, die in

Sicherheit dem Tumult zuschauten. Immer grösser ward der Lärm. Beide Parteien glaubten, die Entscheidung wäre gekommen, waffneten sich, und der Kampf, der drei Tage währte, begann. Der Malatesta aber wusste, Guido würde dem Parcitade zu Hilfe kommen, und schloss durch Vermittelung einiger ehrenwerter, zu keiner beider Parteien sich zählender Bürger Frieden: für ihn war die Zeit, da er des Erfolges sicher sein zu können glaubte, noch nicht gekommen.

Er log, der Kampf wäre nicht auf seine Veranlassung zurückzuführen, sondern auf einen Zufall oder Teufelswerk. Die Bürger glaubten es, der Parcitade liess sich beschwatzen. Es kam sogar zu einer rührenden Versöhnungsszene zwischen beiden Gegnern in voller Öffentlichkeit mit Umarmung und Kuss. Das Volk hob sie auf zwei Sessel, trug sie in den Gemeindepalast und schrie: „Hoch die Herren, hoch!“ Dann ritten beide miteinander durch die Stadt, ein offenbares Bild der Liebe und des Friedens. Der Malatesta, der noch sehnsüchtiger nach völliger Eintracht zu streben schien, regte an, die Soldaten aus Rimini zu entfernen. Er teilte seine Mannschaft, einen Trupp verbarg er im eigenen Hause und in den Wohnungen seiner Anhänger, der andere verliess unter Trommelschlag und wehenden Fahnen durch das Andreastor die Stadt, hielt aber schon drei Miglien weit an der Brücke von Mavone. Er wollte, wie er mit aufrichtigem Gesicht heuchelte, keinen Anlass zu neuen Feindseligkeiten geben.

Der Parcitade ging als rechter Gimpel auf den Leim, Malatesta hatte seine Einfalt richtig taxiert: Parcitade entliess alle seine Soldaten. So verlor er denn Rimini. In dunkler Nacht kamen Malatestas Mannschaften von Mavone wieder, der Kampf brach los, die Ghibellinen wurden gemetzelt, gefangen, flüchtig. Unter den Fliehenden war Parcitade, er rettete sich zu Guido, der ihn ob seiner Leichtgläubigkeit verlachte und mit dem sarkastischen Wortspiel begrüsste: „Ben venga, perdecittadi!“ (Willkommen, Städteverlierer!)

Mit der äusseren, durch die realen Verhältnisse gebotenen Wandlung des Montefeltro vollzog sich allmählich auch eine langsamere innere. Sein Leben hat er im Panzer, auf dem Schlachtross, im Feldlager verbracht. Es hat

aus einer nur selten unterbrochenen Reihe von Schlachten und Kämpfen bestanden. Jetzt drücken ihn die vielen Jahre, die mit ihren Beschwerden beinahe unmerklich sich bei ihm eingestellt haben. Das Auge sieht nicht mehr klar und weit, der Arm hebt nicht mehr leicht die Streitaxt, schwingt nicht mehr schnell und kräftig das Schwert, der Montefeltro kann sich nicht mehr ohne fremde Hilfe in den Sattel setzen, seine Füsse versagen bald beim Marsch.

So lange hat er nur an diese Welt gedacht, nur um irdische Güter gekämpft. Jetzt, wo es nach menschlicher Rechnung bald von ihr scheiden heisst, denkt er an das ewige Reich, nun bekümmert ihn sein Seelenheil, seine Sünden rufen ihn zur Busse. In der Einsamkeit will er bereuen, und durch das damals hell strahlende Licht des Franziskanerordens angezogen, nimmt er die Kutte. Von seinem Weib, das ihm vier Söhne geboren hat, mit dem er beinah ein Menschenalter zusammen lebte, trennt ihn auf eigenen Wunsch päpstliches Machtwort. Er ordnet seine irdischen Angelegenheiten, und aus dem berühmten Condottiere wird Bruder Guido, ein Gottesstreiter in stiller Zelle.

Wie es ihm einst als weltlichem Kriegsmann ernst gewesen um Amt und Pflicht, so jetzt auch als geistlichem Soldaten, der um die Rettung seiner Seele mit jeder Anfechtung und allen Scharen der schwarzen Cherubim kämpft. Von Ancona, wo er zuerst seinen religiösen Übungen oblag, pilgerte er nach der Heimat des seraphischen Vaters zu den Reliquien des Heiligen, und im Stadtkloster von Assisi überraschte ihn der Tod.

Er ist der einzige Montefeltro geblieben, der Panzer und Kutte trug, und er ist der, auf dem sich die künftige Grösse des Hauses aufbaut. Unter den bedeutenden Kriegsmännern des dreizehnten Jahrhunderts rangiert er unter den ersten, und sein Leben steht auch in ziemlich engem Zusammenhang mit der letzten Phase der Staufengeschichte. Der Odysseus des Säkulums, wie er nach dem Überfall der Päpstlichen in Forli hiess, war auch, wie er in mancher Schlacht bewiesen hat, ein Diomed und Ajax. Seine mächtige Persönlichkeit hat auf die Zeitgenossen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und die Unsterblichkeit, die ihr keine Chronik verbürgt hätte, ist ihr durch Dante geworden.

Das tiefe Interesse des Florentiners an Guido spiegelt sich in seiner Dichtung klar wieder. Neben dem Montefeltro denkt er seines Astrologen Bonatti, und eine schöne Stelle im Fegefeuer erinnert an Guidos Sohn Buonconte, der den Schlachtentod bei Campaldino stirbt, wo der junge Dante, damals noch ein feuriger Guelfe, als tapferer Reiter gegen die Ghibellinen stritt.

Man hat nie Buoncontes Leichnam gefunden, doch der Montefeltro erzählt dem Florentiner, wo und wie er starb. Am Fuss des Casentin strömt quer ein Wasser, Archiano, am Apennin entsprungen, überm Kloster Amaldoli. Dort wo sein Name sich verliert, kommt Buonconte zu Fuss fliehend mit durchstochener Kehle, das Feld mit seinem Blut befleckend, an. Besinnung und Sprache schwindet, wie er „Maria!" gesagt hat, verstummt er und sinkt nieder. Als die Sonne erloschen ist, bricht ein starker Regen aus dem dunkeln Himmel, unaufhörlich fluten die Wasser aus der Höhe, das Tal steht in Wogen, die Bäche sind Ströme geworden, und der Archiano, zur wilden Flut gewachsen, findet den erstarrten Leib Buoncontes an seiner Mündung, reisst ihn mit auf seinem Lauf zum Arno und versenkt ihn wie einen zu bergenden Raub in die Tiefe.

Noch lange lebt die Erinnerung an die mörderische Schlacht von Campaldino. Riccarda, Buoncontes Tochter, heiratet ins Haus der Guidi, und eine Tochter Ugolinos, der zu Pisa wegen Staatsverrats mit Söhnen und Enkeln im Turm der Gualandi den grausigen Hungertod starb, ist ebenfalls einem Guidi vermählt. Eines Sommertags, so erzählt Franco Sacchetti, gehen die beiden Edelfrauen miteinander spazieren und kommen nach Campaldino.

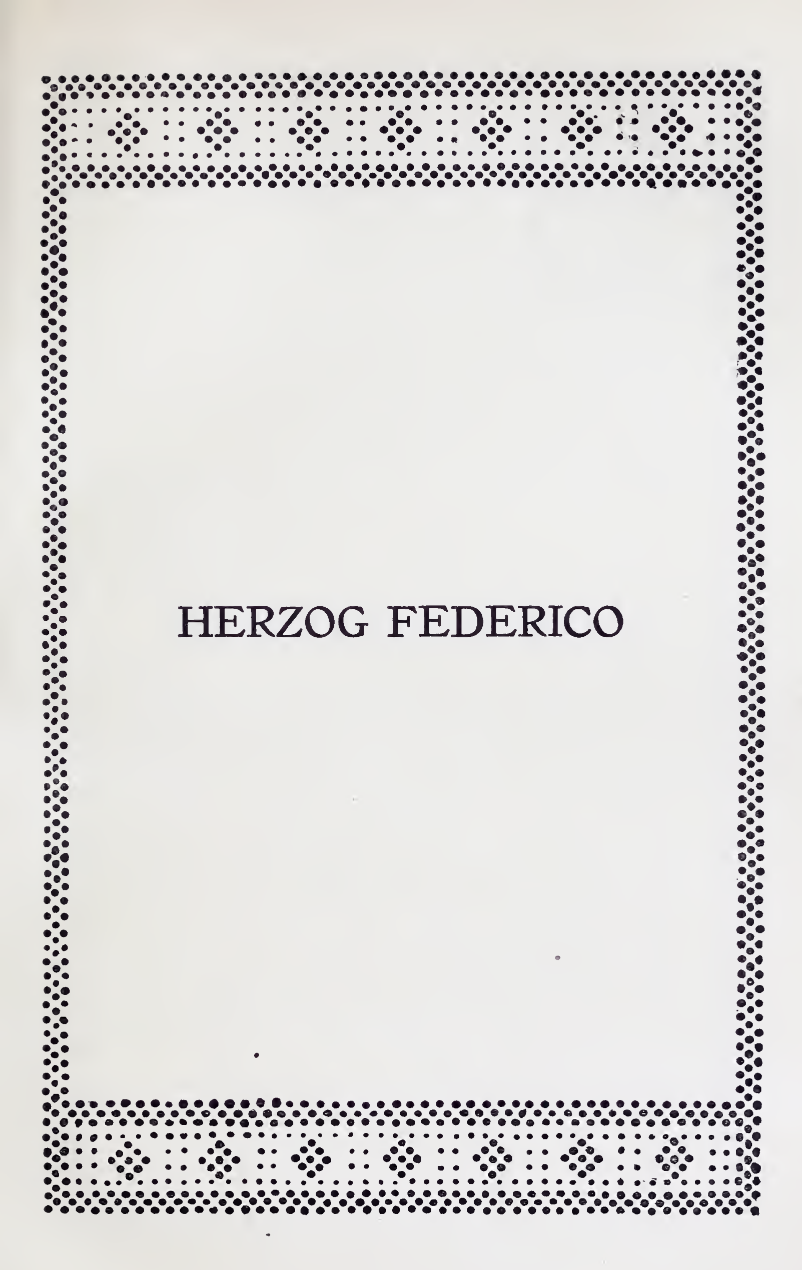
Da sagt des Ugolino Tochter: „Seht doch, Madonna, wie schön hier Korn und Weizen steht, wo die Florentiner die Ghibellinen schlugen. Ich glaube, die Erde ist noch mit ihrem Blut gedüngt!"

„Wohl steht es schön!" erwiderte Riccarda, „doch könnten wir eher Hungers sterben, als davon essen!"

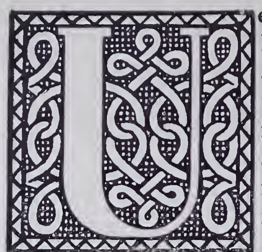
So zahlt sie ihr Spott und Stichelei heim, und fürderhin unangefochten geht sie mit der Verschwägerten des Wegs.







HERZOG FEDERICO



eber manchen Condottiere ist ausführlicher berichtet, über manchen noch schmeichelhafter, über keinen ist liebevoller geschrieben worden als über Federico von Urbino. Der Buchhändler Vespasiano Bisticci, der für ihn fortwährend nach neuen Handschriften fahndete und in seinem Auftrag alle selbst für hohe Summen nicht käuflichen Codices kopieren liess, setzte ihm in seiner Lebensbeschreibung das schönste literarische Denkmal. Was wüssten wir ohne ihn von Federicos Privatleben! Doch diese Biographie ist dem Sohn und Nachfolger zugeeignet, und dadurch wird uns die Richtschnur für ihre Kritik gegeben.

Wie behutsam Muzio, der Stipendiat Guidobaldo II., und Baldi, den Herzog Francesco Maria II. zensierte, sein mussten, wenn sie von dem erlauchten Vorgänger ihrer Herren berichteten, ist klar, und bei ihnen wird man deutlich manchmal an das Wort erinnert: Im Mund der Höflinge verliert die Wahrheit Macht und Ansehen.

Allen Ruhm, den die Humanisten vergeben zu können glaubten, hat Federico als kostbaren Schatz angehäuft: als Feldherr ist er Fabius Maximus und Hannibal in einer Person, als Mäcen überbietet er Augustus, dessen Glanz vor seiner Herrlichkeit erblasst, als Regent ist er ein Titus und Marc Aurel — den ganzen Prunk römischer Senatsschmeichelei möchten sie plündern, um ihn zu preisen und schmücken, sie haben ihm eine Ehrenkrone geschmiedet, die in blendender Pracht auf seinem Haupt funkelt und durch die Jahrhunderte als Wahrzeichen schöner menschlicher Fürstlichkeit leuchtet.

Legt man den höchsten Masstab an, so ist Federico kein grosser Mann gewesen, der seiner Zeit den Namen gibt, der in ihrer Mitte als ein Lenker der Geschicke steht, der durch sein Genie auch die Widerwilligen sich unterwirft: er war in keiner Weise epochemachend.

Sein Wert basiert auf den trefflichen Charaktereigenschaften, als Mensch steht er hoch, und gegen den Menschen Federico vermochte selbst Neid und Verleumdung nichts.

Sein Interesse, sein Eifer für Kunst und Wissenschaft ist

nicht erstaunlich in einer Zeit, wo es auch Herren kleiner Gebiete, selbst wenn sie diese Dinge nicht berührten, für ein selbstverständliches Gebot ihrer Stellung hielten, bis an die Grenzen des Möglichen sich liberal und loyal gegen die Gelehrten und Künstler zu beweisen, die ja am Eingang des Pantheon standen und den Weg ins Heiligtum der Unsterblichkeit freigeben oder versperren konnten.

Sein Feldherrnruf ist nicht unbestritten, jedenfalls hätte er auf keine Medaille die stolze Umschrift: Semper invictus setzen können. Unter berühmten Kriegsmeistern herangebildet, hat er doch seine Lehrer nicht erreicht oder gar übertroffen. Er ist kein Taktiker ersten Ranges, und die Kriegskunst dankt ihm keinen Fortschritt. Er hielt sich in den Schranken der altbewährten Tradition und zeigte sich als ihr gelehriger Schüler.

Unbezweifelt sind seine Vorzüge und Verdienste als Regent, und die Liebe seiner Untertanen drückt sich vielleicht am kürzesten und schönsten in dem Gruss aus, der ihm ward, wenn er durch die Strassen Urbinos ging: „Gott erhalte dich, Herr!"

Man hat lange gestritten, ob Federico ein echter Montefeltro war oder nicht. Jetzt steht fest, dass der in Gubbio am 7. Juni 1422 geborene Knabe zweifellos der Sohn des Grafen Guidantonio und wahrscheinlich Lodovicas Ubaldini, der unvermählten Schwester seines Schwiegersohns Bernardino ist, dass er nach der Geburt des Erbgrafen Oddantonio vom Papst legitimiert und in seines Vaters Testament, falls keine rechtmässigen Erben vorhanden, zum Nachfolger bestimmt ward: lascio mio erede universale Federico, mio figliuolo legittimato universalmente.

Federico hatte das Glück, eine ungetrübte Kindheit zu geniessen und sich einer ausgezeichneten Erziehung erfreuen zu können. Er wuchs heran bei Giovanna Alidosi, einer einzigartigen, tugendreichen Frau von hohem Verstand und nicht minder hohem Sinn, wie sie gelobt wird. Bald schlang sich ein noch festeres Band zwischen dem Knaben und seiner Pflegerin. Er ward mit ihrer Tochter, einer reichen Erbin, verlobt. Giovanna nahm sich Federicos mit grosser Liebe an, und ihr vortreffliches Beispiel entwickelte in ihm die Gemütseigenschaften, wie er, als er grösser geworden, unter des ausgezeichneten Lehrers Vittorino da Feltre Lei-

tung in der berühmten Mantuaner Schule „Casa Giacosa" geistig gefördert wurde.

Vittorino wusste ihm Achtung und Liebe für Kunst und Wissenschaft einzuflössen, nicht zum mindesten durch seine vorbildliche Persönlichkeit, der nur das Beste und Edelste galt, und der renommierte Markgraf Gianfrancesco Gonzaga führte ihn in die Kriegswissenschaften ein.

Er entwickelte sich staunend schnell, seine raschen Fortschritte zeigten sich, als er auf Vereinbarung des Papstes und seines Vaters als Geisel nach Venedig geschickt ward. Der Elfjährige wusste gewandt und klug zu reden und vertrat die Interessen Guidantonios so geschickt, dass die Staatsmänner der Serenissima ihre Überraschung nicht verbergen konnten und ihm das günstigste Prognostikon stellten.

Nach seiner Ausbildung zu Mantua kam er nach Urbino, wo er in die Staatsgeschäfte eingeführt wurde, heiratete bald Gentile Brancaleoni und trat nach dem Tode des Schwiegervaters das Erbe an, zwei Herrschaften, die Giovanna bis zur Vermählung ihrer Tochter verwaltet hatte.

Doch war er nicht gemacht, das Ländchen zu regieren und seine frische Jugend in die Berge zu sperren. Die junge Ehe vermochte ihn nicht lange zu fesseln. In seinen Adern floss das schnelle Blut seiner Vorfahren, die das Leben im Sattel und Panzer verbracht hatten.

Zu Mantua bei Vittorino hatte er nicht umsonst die tapferen Römertaten im Livius gelesen, und jeden Tag klangen ihm die Namen der grossen Condottieri ans Ohr, die sich Gold, Land, Kronen, Ruhm erkämpften. Er sollte untätig in S. Angelo an seinem Miniaturhof sitzen, indessen draussen unaufhörlich die Kriegstrompete zu den Fahnen in die Schlacht rief und Fortuna ihren Günstlingen Siegeskränze flocht?

Wenn Vittorino von der Tapferkeit und den glorreichen Taten der Alten erzählte, loderte Federico in lichter Begeisterung auf, und der heisse Wunsch, es ihnen gleich zu tun, brannte ihm das Herz. Wofür hatte ihn Gianfrancesco Gonzaga in die Schule genommen, wenn er nicht zeigen konnte, ob und was er gelernt hatte! Schliesslich war des Markgrafen theoretischer Unterricht doch nur ein Vorstudium gewesen, der praktische musste erst folgen. Federico hätte kein Jüngling mit einem ins hastende Leben

drängenden Wagemut sein müssen, wenn er daheim geblieben wäre.

Er bat den Vater, ihn ziehen zu lassen, doch Guidantonio hielt ihm seine Jugend vor, er könne doch nicht seine junge Frau jetzt schon verlassen, er müsse daran denken, dass er, der Alternde, nur einen einzigen Erben in zartestem Alter habe, er müsse sich ihm also erhalten und dürfe sich nicht Gefahren aussetzen. Federico kam als Bittender solange, bis der Vater nachgab.

Die militärische Laufbahn war ja auch für Federico die gegebene. Es konnte jetzt niemand denken, dass er einmal den Herzogsstuhl von Urbino besteigen würde. Als Soldat nur vermochte er vorwärts zu kommen. Und dass er für den Krieg und das Feldlager geboren war, sollte sich bald zeigen, als er unter Niccolo Piccinino seine praktischen Lehrjahre absolvierte. Trotz seiner Jugend rückte er bald zu einem bedeutenden Kommando auf, und er rechtfertigte das Vertrauen seines Generals aufs glänzendste. In einer Feldschlacht gegen Venedigs berühmten Condottiere Gattamelata gab seine ungestüme Tapferkeit den Ausschlag. Der Sechzehnjährige brachte Sigismondo Malatesta, der in Montefeltro eingebrochen war und sich keines Schadens von dem jungen Krieger versah, eine empfindliche Schlappe bei. Und bald wusste Italien von seinem jungen Ruhm: Federico war in die erste Reihe der grossen Condottieri eingetreten.

In allen Kriegen dieser Epoche hören wir seinen Namen nennen, und es gab wohl keinen Fürsten und keine bedeutende Stadt, in deren Diensten er nicht einmal gestanden hätte.

Am meisten hat er sich als Condottiere des päpstlichen Stuhls ausgezeichnet, und Papst Pius II. drückte ihm einmal seine besondere Huld in Anerkennung seiner Verdienste mit den Worten aus: „Wir lieben dich und sind entzückt über deine Gewandtheit und Tapferkeit. Fahre fort, wie du begonnen, und verpflichte mit jedem Tage uns und die königliche Majestät (von Neapel) mehr, suche mit allem Eifer deinen Ruhm zu mehren, dass du stets ein Kind unseres Segens bleibest“.

Sein Leben ist eine selten durch längere Musse unterbrochene Reihe von Kämpfen und Kriegszügen gewesen,

und im Feldlager befiel ihn die todbringende Krankheit. Es galt Ferrara gegen Venedig zu schützen. Federico lagerte bei Stellata und hielt die Feinde, deren General Roberto di San Severino das wichtige Kastell Ficheruolo bedrohte, durch seine Artillerie in Schach.

Er fühlte sich nicht wohl, und seine Freunde baten ihn, doch bald sich aus der Nähe Ferraras zu entfernen, die ungesunde Luft hätte schon viele Krankheiten hervorgerufen. Er aber erklärte, er müsse bleiben. Fiele die Stadt in die Hände Venedigs, so wäre es um die Romagna und Bologna geschehen und Florenz würde der Serenissima tributpflichtig.

Als der Sommer kam, stiegen die giftigen Fieberdünste aus den Sümpfen und Mooren, und in beiden Lagern brachen unter den schon unter den Anstrengungen und Strapazen des Kriegs leidenden Soldaten Krankheiten aus, die in viele Zelte den Tod führten. Federico erkrankte ernstlich und ward, als sich sein Befinden verschlimmerte, nach Ferrara gebracht. Er fühlte das Ende nahen und besprach mit seinem vertrauten Rat Commandini alles; er war sechzig Jahre, als er starb.

Auch von ihm, wie von seinem Vater Guidantonio konnte man sagen, er trug die Krone der Treue, bis zuletzt war er sich seiner Pflicht bewusst gewesen, und in der Erkenntnis, dass, wenn er ginge, alles missglücken würde, harrte er aus. Es galt zu seiner Zeit etwas, zuverlässig und treu zu sein, und unter allen Condottieri seiner Epoche hatte er allein diesen Ruhm.

Bewunderer und Schmeichler erklären, er habe nie eine Schlacht verloren, keiner der andern zu seiner Zeit lebenden Condottieri könne sich mit ihm messen an Tapferkeit, Klugheit, Gewandtheit und Kriegslist. Vergleicht man ihn mit seinen beiden Lehrern Piccinino und Sforza, so ist das schon schmeichelhaft genug für ihn: er hat von ihnen beiden gelernt und das Beste ihrer Schlachtkunst sich zu eigen gemacht. Er übernahm das Bewährte, dessen Güte er selbst erprobt hatte, blieb aber in den Schranken der Tradition.

Die von den grossen Heerführern geübten Kunstmittel, die Fundamente eines im Entstehen begriffenen Systems moderner Kriegführung, hat er alle, meist am rechten Ort, angewandt, aber nicht vermehrt. Dass er im letzten Feld-

zug gegen Venedig die Geschütze, die bisher nur bei Belagerungen von Festungen und Burgen eine Rolle spielten, in der Schlacht verwandte, wird man nur als einen durch die Umstände herbeigeführten Zufall betrachten können: Venedig hatte manches Kastell im Gebiet von Ferrara erobert, und diese festen Plätze wieder zu erobern, war für Federico Pflicht. Artillerie nahm man auf alle Fälle mit, und um sie nicht müssig zu lassen, bediente sich der Montefeltro ihrer als Revanche für die Ausfälle des Feindes und zur Beunruhigung der Fourageure.

Nicht zum wenigsten hat Federico seine militärischen Erfolge der Schnelligkeit zu verdanken, mit der er marschfertig und schlachtbereit war; manchmal mutete er seinen Soldaten das Äusserste zu, doch sie folgten ihm gern, denn sie sahen ihn ihre Mühen und Entbehrungen teilen. Sie hatten eine aufrichtige Zuneigung und Verehrung für ihren Führer, weil sie wussten, dass er wie ein Vater für sie sorgte. Es war bei ihm auch nicht nur das auf praktische Vernunft sich gründende Interesse, die Soldaten, die doch seine Macht darstellten, sich gewogen zu halten, sondern der natürliche Ausfluss seines auf Güte und Menschlichkeit basierten Wesens.

Wer unter ihm einmal gedient hatte, blieb auch unter seinen Fahnen, ging nicht mehr zu einem andern Condottiere über. Er nannte seine Soldaten Brüder, ein patriarchalisch-kameradschaftliches Verhältnis herrschte zwischen dem General und seinen Leuten; wenn sie krank waren, besuchte er sie, kamen sie in Not, so unterstützte er sie; was sie nötig hatten, bekamen sie in reichem Mass.

Den Veteranen galt seine Sorge besonders: einer, Niccolò aus Cagli, hatte einen Prozess wegen eines Hauses, verlor ihn und suchte Federico im Park von Fossombrone auf, um zu appellieren. Der Herzog nahm die Schrift entgegen. Im selben Augenblick entdeckte er einen Damhirsch und jagte ihm nach, dabei fiel das Blatt zur Erde. Der Veteran fühlte sich gekränkt, ging erzürnt heim und beklagte sich über Federico: er hätte ihm so viele Jahre treu gedient, so viel Wunden in seinem Dienst empfangen, das wäre der Lohn dafür.

Der Herzog hörte davon und liess durch den Ortsrichter den Cagliesen vor sich laden. Niccolò, schuldbewusst, war

im Zweifel, ob er gehen sollte: er fürchtete Strafe, doch vertraute er auf Federicos Güte und machte sich auf den Weg nach Urbino. Er fand den Herzog bei Tisch, nach Ende der Mahlzeit liess ihn Federico vor sich und fragte ihn nach dem Grund der Klagen. Niccolò wollte nichts sagen, machte Ausflüchte, entschuldigte sich, doch der Herzog drang in ihn, bis er den Grund erfuhr.

Darauf wandte sich Federico an seine Edelleute: „Ihr seht, meine Herren, wie sehr ich meinen Untertanen verpflichtet bin. Sie dienen mir nicht nur und setzen für mich ihr Leben jeder Gefahr aus, sondern sie lehren mich auch, den Staat zu leiten". Er gab Niccolò recht, ersetzte ihm, was er durch den Prozess verloren hatte, und die Kosten seiner Fahrten nach Fossombrone und Urbino.

Wie die Soldaten an ihm hingen, so auch seine Untertanen.

Als Federicos Leiche von Ferrara gebracht ward, gingen ihr bis zur Grenze die Behörden und vornehmsten Bürger der Stadt entgegen, das Volk lief an den Toren zusammen; wohin der Tote getragen ward, kam überall aufrichtige, tiefe Trauer zum Ausdruck, man empfand schmerzlich den Verlust.

Die feierlichsten Exequien wurden gehalten, Lodovico Odasio aus Padua hielt die Leichenrede. Einbalsamiert ward der Leib in einen Holzsarg gelegt und zur Linken des Hauptaltars in San Bernardino beigesetzt.

Nach über hundert und zwanzig Jahren sah ihn Baldi noch völlig unversehrt, er glich einem Holzbild, die Haut weiss, über die Knochen gespannt, Kopf und Gesicht nach der Mode der Zeit rasiert, angetan mit einem Wams von karmoisinfarbenem Atlas, mit scharlachenen Strümpfen, auf dem Haupt eine Mütze von antikem Rot, in ein langes Gewand von kastanienfarbenem Atlas gehüllt, das Schwert an der Seite.

Federico war mehr als mittelgross, seine Gesichtsfarbe blass, die Stirn hoch, die Nase schön gebogen, über der Wurzel durch einen Stoss bei einem Turnier zerbrochen, das ihm auch das rechte Auge kostete.

Man verglich ihn, den Einäugigen, deshalb mit Hannibal, Sertorius, Philipp von Macedonien, und Baldi erklärt, seine Schönheit hätte durch diesen Stoss und Schlag nicht ge-

litten; trotzdem zeigt uns Piero della Francescas Bild das linke Profil des Herzogs. Hätte er einäugig und mit zerschlagener Nase wirklich noch schön ausgesehen, dann würde ihn Piero sicherlich anders gemalt haben — der Ausdruck des Gesichts war freundlich ernst.

Er war gewandt und behende, sein Körper von einer dauerhaften Gesundheit, die ihn alle Strapazen leicht tragen liess. Seit er zu San Marino einen schweren Fall getan, hinkte er auf dem rechten Fuss.

Auch als er noch heil an allen Gliedern war, scheint er seinem Halbbruder Oddantonio an körperlicher Anmut nachgestanden zu haben, und in den letzten dreissig Jahren seines Lebens konnte seine Schönheit nicht mehr den Frauen gefährlich werden, seitdem gewannen ihm ihre Herzen seine Stellung und seine Liebenswürdigkeit.

Federico war zweimal verheiratet und überlebte beide Frauen; wie gewöhnlich waren es aus politischen Rücksichten geschlossene Verbindungen, von einer besonderen Neigung war weder Gentile Brancaleoni noch Battista Sforza gegenüber die Rede. Als Kinder, zwei- oder dreijährig, hatte man Federico und Gentile miteinander verlobt, und gerade mannbar geworden heirateten sie sich. Die Ehe blieb unfruchtbar, und dieser Umstand wie auch der, dass die Anmut und Reize Gentiles allmählich in einer übermässigen Leibesfülle erstickten, führte zur stetig wachsenden Entfremdung der Gatten. Federicos unruhiges Blut hielt ihn nicht zu Urbino, Gentile sah ihn oft lange Zeit nicht, sie entwöhnten sich vollkommen, und so erscheint es nicht wunderbar, dass die Gräfin sich im Alter von fünfunddreissig Jahren im Klarissinnenkloster der Stadt lebendig vergrub.

Eine politische Heirat verband ihn auch mit Battista Sforza, der Tochter der weitgepriesenen Costanza Varano. Der Vierzigjährige heiratete eine Vierzehnjährige. Schon dieser bedeutende Altersunterschied schloss eine innigere Neigung aus. Es war eine kindergesegnete Ehe. Nach vielen Töchtern gab ihm Battista zu Gubbio den Sohn und Erben: Guidobaldo. Den Namen trug er den Vorfahren, besonders dem Grossvater, zu Ehren, und San Ubaldo, dem Protektor der Stadt und der Familie.

Bembo erzählt ganz ernst, Battista hätte ein Gelübde

getan, um einen Sohn zu gebären, und im Traum auf der Spitze eines riesenhohen Baumes einen Phönix gesehen, der dort sechsunddreissig Tage gehockt habe — Guidobaldo lebte sechsunddreissig Jahre —, dann hätte sich der Wundervogel gen Himmel erhoben, die Sonnenstrahlen hätten ihm die Flügel verbrannt und er wäre in einem Feuermeer verschwunden.

Battista sollte die Geburt des Erben nicht lange überleben. Federico hatte als Condottiere der Arnorepublik den Auftrag erhalten, das rebellische Volterra zu unterwerfen. Es gelang ihm bald, und das dankbare Florenz überhäufte ihn mit Ehren. Zwei Miglien gingen ihm die Behörden und das begeisterte Volk entgegen. Er ward feierlich auf die mit Bildern und schönen Teppichen geschmückte Piazza della Signoria geleitet und hörte in wohlgesetzten Reden sein Lob. Drei Tage dauerten die Feste. Federico empfing als Geschenk Banner mit dem Wappen der Republik, einen edelsteinbesetzten Helm, ein prachtvoll aufgezäumtes Ross, Silberarbeiten und Teppiche. Schon früher hatte ihm Florenz einen Palast samt einigen Ländereien geschenkt, wie ihm auch Mailand seine Dienste mit einem Stadtpalast gelohnt hatte.

Als er schon aufbrechen wollte, kam ein Eilbote: Battista wäre nicht nur schwer krank, die Ärzte hätten sie sogar schon aufgegeben. Wenn er nicht schnell käme, würde er sie nicht mehr am Leben treffen. Am Tage nach Federicos Heimkehr schied sie, siebenundzwanzig Jahre alt.

Ihre Mutter Costanza Varano, ihre Grossmutter Isabella Malatesta, ihre Urgrossmutter Battista Montefeltro hatten zu den begabtesten und gebildetsten Frauen ihrer Zeit gehört: sie selbst, eine kluge Frau, wusste das Regiment nicht nur in der Familie, sondern auch im Staat zu führen. Auf ihr beruhte, da Federico so oft fern war, die Leitung der Geschäfte.

Ihre geistigen Fähigkeiten erregten Aufsehen und Staunen. Den Gesandten in Rom, wohin sie der Montefeltro einst gerufen, antwortete sie auf ihre lateinischen Ansprachen und Komplimente in elegantem Latein; Papst Pius unterhielt sich lange mit ihr und erklärte bewundernd, sie hätte ihren Ruf übertroffen. Sie wird als Muster edler Weiblichkeit gepriesen, ihre Frömmigkeit, Wohltätigkeit, Bescheidenheit,

Arbeitsamkeit, Sittsamkeit, wunderbare Geschicklichkeit in feinen Handarbeiten werden hervorgehoben. Bembo rühmte sie und Bernardo Tasso wurde ein Enthusiast, wenn er auf sie zu sprechen kam: Dem Redner von Arpinum sei sie in ernster Eloquenz zu vergleichen, ihre Bildung sei umfassend, sie lese Demosthenes und Plato so gut wie Plotin.

Über den geistigen Interessen verlor sie nicht das praktische Leben aus den Augen, sie erliess Gesetze für die Dirnen, über Frauenkleidung und Wucher und, um ihn einzudämmen, gründete sie zu Urbino das Leihhaus.

Die Leichenfeier ward mit allem Prunk abgehalten, alle Gemeinden entsandten Vertreter, alle Gesandten in Urbino fanden sich ein, der Papst, Mailand, Venedig, Florenz, Neapel schickten Abgeordnete: zweitausend Leidtragende, alle in Schwarz, erschienen. Der berühmte Literat, Bischof Antonio Campano, hielt die prunkvolle Grabrede, nachmals in Cagli veröffentlicht, einer der ersten italienischen Drucke.

Meister Piero della Francesca hat ihr Bild festgehalten: eine hohe Stirn, eine gewöhnliche, ohne Bogen niedergehende, derb vorspringende Nase, das Kinn lang und gerade vorgehend, auf die Augen fallen schwer und tief die Lider — sie sieht uninteressiert, kühl, fast schläfrig drein, im ganzen ein ruhiges, nichts Besonderes sagendes Gesicht, das keinen Eindruck hinterlässt. Und doch will ein Geschichtschreiber der Montefeltre durch die Sanftmut und Anmut, die sich auf Battistas Gesicht ausdrücken und ihm einen unerklärlichen Reiz geben soll, an Raffaels erste Madonnen erinnert worden sein.

Federico wusste sich für das mangelnde Glück in der Ehe mit Gentile reichlich Ersatz zu schaffen und verdiente sich das Prädikat enthaltsam und keusch erst in den Jahren, wo er aus der Not eine Tugend machen musste. Viele Bastarde wuchsen dem liebeslustigen Montefeltro heran, und er verleugnete keines der ihm von Frauengunst geschenkten Liebespfänder. Auch als er Battista heiratete, stand er noch nicht in dem Alter, wo er sich Zwang im Verkehr mit schönen galanten Frauen auferlegen musste, und ging seinen Liebeshändeln wie vordem nach.

Dass er es mit der ehelichen Treue nicht genau nahm, erscheint in seiner Zeit so wenig wunderbar wie seine Neigung zur Astrologie. Bastarde gab es an allen italienischen Höfen, und nicht selten standen ihnen auch in der Herrschaft, wie

sonst in körperlichen Vorzügen und geistigen Fähigkeiten die legitimen Söhne nach, und die Sterne befragte man noch lange, nachdem Pico della Mirandola gegen diesen Trug und Wahn aufklärend und streitbar vorgegangen.

Nicht nur die Liebe seiner Untertanen erhob ihn, sondern auch die Achtung und Wertschätzung seiner Zeitgenossen: Mahomet, der Türkensultan, nannte ihn den grossen Christen, der Perserkönig schickte ihm durch Gesandte prachtvolle Geschenke, ein Ereignis, das Federico durch den Pinsel Giusto Tedescos festhalten liess, König Eduard von England ernannte ihn zu einem der sechsundzwanzig Ritter des Hosenbandordens. Bei Papst Pius stand der Montefeltro in höchster Gunst, er war ihm „ein berühmter Krieger, der sich ebenso sehr durch seine Taten wie durch seine Treue ausgezeichnet hätte".

Schmeichelhafte Diplome Herzog Galeazzo Sforzas, König Ferdinands von Neapel, der Republik Florenz sprechen von seinen grossen Verdiensten, die Geschichtschreiber dieser und der folgenden Zeit rühmen ihn als Feldherrn, Regenten und Mäcen, und selbst so kritische Köpfe und strenge Urteiler wie Guicciardini und Macchiavelli drücken sich über ihn voller Anerkennung aus. Biondo preist ihn als einen Mann, der ausgezeichnet durch militärischen Ruhm und die Pflege sei, die er den Wissenschaften und den Künsten habe angedeihen lassen.

Sein so tätiges Interesse für sie hat ihm natürlich den heissen Dank und die warme Liebe der Gelehrten und Künstler gewonnen. Sie widmeten ihm ihre Werke, waren sie doch eines fürstlichen Lohnes sicher: Marsilio Ficino dedizierte ihm seine Epistel über die platonische Theologie, Pontano die von ihm übersetzten und kommentierten hundert Sentenzen des Ptolemäus, Rinuccini die Übertragung einiger Werke des Aristoteles, Pirro Perotti seine Cornucopia, Christoforo Landino seine Camaldulenser Disputationen, Prendilacqua sein Leben Vittorinos da Feltre, in dem erzählt wird, der Lehrer habe sich seines erlauchten Schülers nie ohne Tränen der Zärtlichkeit erinnert — sie liebten ihn alle, denn er besass die Tugend, die sie nächst dem Verständnis für ihre Werke und Bestrebungen am höchsten schätzten: Freigebigkeit.

Darum sangen auch zu seinem Preise die Dichter, unter

denen er den Neapolitaner Porcellio, der seine Taten in einer ,,Feltria" rühmte, Cantalicio, Cornazzano schätzte.

Sie fühlten, dass er inneren Anteil an ihnen nähme und nicht nur ihnen seine Gunst zuwandte, weil es damals die fürstliche Stellung gebieterisch verlangte. Er hatte Zeit seines Lebens den Wunsch, sein Wissen zu bereichern und sich bisher ihm verschlossenes geistiges Gebiet zu erobern. Er pflegte oft zu erzählen, wie schmerzlich es Francesco Sforza gewesen sei, niemals die Musse, sich weiter zu bilden, besessen zu haben. Er selbst hatte den festen Grund seines Wissens in der Jugend zu Mantua bei Vittorino gelegt und baute auf ihm weiter.

Er kannte die Werke der antiken Schriftsteller so gut wie die der Kirchenväter und modernen Autoren. Aristoteles, Xenophon, Plutarch hatte er oft gelesen, über die aristotelische Philosophie disputierte er gern, die Schriften des heiligen Thomas waren ihm unter den religiösen die liebsten.

Da er nicht Griechisch verstand, liess er sich, was er lesen wollte, ins Lateinische übertragen. War ihm ein Punkt unklar, so verschaffte er sich bei den Gelehrten Klarheit, er stand im Briefwechsel mit Christoforo Landino, Galeotto Muzio, Niccolò Perotti. Besonderes Interesse hatte er für die Geschichte, er kannte die Historiker des augusteischen Zeitalters und des folgenden Jahrhunderts gründlich.

Wenn seine berühmte Bibliothek auch ein Bestandteil nur der fürstlichen Pracht des Palastes zu Urbino war, so galt sie ihm doch nicht nur als Prunkstück. Federico fand trotz seines so bewegten Lebens stets Musse sich mit seinen Bücherschätzen zu beschäftigen: einzelne Werke wie Livius, Sallust, Quintus Curtius, Justin, Cäsars Commentarien, die er sehr rühmte, Tacitus, Sueton, Plutarch las er immer wieder und liess sie sich vorlesen.

Maestro Lazzaro, den er später zum Bischof von Urbino wählte, machte ihn gründlich mit Aristoteles bekannt: nach der Ethik und Politik ging Federico an die Physik, und die naturwissenschaftlichen Schriften interessierten ihn ebenso wie die philosophischen. Er liess sich von Donato Acciaiuoli, der ihm die Ethik kommentiert hatte, auch die Politik erläutern. Er wollte sich nicht nur oberflächlich mit den Schriften vertraut machen, sondern tiefer in sie eindringen.

Stets hatte er Gelehrte um sich, und kam eine Berühmtheit nach Urbino, so konnte sie des freundlichsten Empfanges versichert sein. Zwei gelehrte Griechen, Angelos und Demetrios, hatte er verpflichtet, öffentlich die griechische Sprache in seiner Residenz zu lehren; bald zeigte sich dafür das lebendigste Interesse, und es gab in diesem wie im folgenden Jahrhundert in Urbino keinen Edelmann, der nicht Griechisch verstanden hätte: nicht nur in der Stadt, im ganzen Herzogtum konnte man einen Nobile schon durch die Frage beleidigen, ob er die Sprache Homers verstünde.

Eine Reihe berühmter Hellenisten nannten Urbino ihre Heimat: Andrea und Tito Cornea, Livio Guidalotti, Silvestro Girelli, Giovanfrancesco Passionei, Gianantonio Turoneo; die Familie Galeata, deren Glieder sich in der griechischen und lateinischen Sprachwissenschaft vor allen andern auszeichneten, blühte mehr als hundert Jahre: Antonio Galeata, der berühmte Redner, unterrichtete den Prinzen Federico, Sohn Herzog Francesco Maria II., doch entsprachen die Früchte nicht der vortrefflichen Erziehung.

Es verstand sich von selbst, dass ein in solchem Grade geistigen Interessen hingegebener Fürst wie Federico für die Vertreter der Wissenschaft und Kunst stets eine offene Hand hatte. In dieser königlichen Freigebigkeit kann man mit ihm nur König Alfonso von Neapel und Papst Nikolaus V. vergleichen: Federico schenkte dem in Not geratenen Antonio Campano tausend Scudi, und den Literaten in Florenz, Neapel, Rom und sonst wandte er mehr als fünfzehnhundert Scudi zu. Den Bischof Sipontino schützte er vor der Wut Sixtus IV., seinem „geliebtesten Architekten“ Francesco di Giorgio schrieb er an die Republik Siena einen Empfehlungsbrief, in dem er um das Bürgerrecht für ihn und um einen Platz im städtischen Regiment bat.

Unter den bedeutenden Urbinaten dieser Zeit fällt uns Gentile Becci auf, der in florentinische Dienste trat und von Piero de' Medici, dem Älteren, zum Lehrer seiner Söhne Lorenzo und Giuliano und seines Neffen Piero erkoren wurde, der der florentinischen Jugend die Freude an prunkvollen Umzügen, Festen, Schauspielen und liederlichen Liebesverhältnissen einzuflössen verstand und nicht wenig zu ihrer Verderbtheit beitrug.

Die medizinische Wissenschaft blühte, und manch tüch-

tiger Arzt aus Urbino ging an eine fremde Universität, um viele Schüler um sich zu sammeln, so Girolamo und Severuccio Corboli nach Padua, Agostino Santucci nach Perugia; Alessandro Veterani machte sich in Frankreich einen grossen Namen, Sebastiano Veterani ward Leibarzt Papst Paul III.

In hoher Gunst standen beim Herzog Pier Antonio Paltroni und Pier Antonio Peroli, sie waren seine Sekretäre, denen er schwierige Aufgaben zur Lösung geben und auf die er sich bei Erledigung wichtiger Geschäfte verlassen konnte. Paltroni schrieb auch in schmuckloser Sprache die Geschichte seines Herrn, beendete sie aber nicht; auch Federicos Kapitän, Guerriero Berni aus Gubbio, der manchmal ebenfalls dem Herzog Sekretärdienste leistete, schriftstellerte, schrieb eine Chronik von Gubbio, wenn auch nicht elegant, so doch wahrheitsgemäss und flocht viele Kuriosa über Federico ein.

Für die Poeten, soweit sie die Liebe zu besingen die Absicht hatten, blieb Petrarca das Muster, doch weder der kluge, politisch erfahrene Angelo Galli, noch Agostino Staccoli, Federicos Freund und Geschäftsträger bei Innocenz VIII., der ihn später als Sekretär der Breven bei sich behielt, erreichten ihr Vorbild und lassen sich nicht einmal mit Polizian vergleichen. Ottaviano Ubaldini war völlig Dilettant in der Poesie, doch sang er nicht von Liebe, sondern pries Meister Pisanos grosse Kunst; Giovanni Santis Reimchronik, die eine Ruhmeshalle für Federicos Taten sein wollte, war alles andere wie ein poetisches Meisterwerk: als Dichter ragte er so wenig wie als Maler hervor.

Auch Corradini, der eine Madonna, umgeben von einigen Montefeltre, malte, darunter Federico in voller Rüstung, auf den Knien vor der Jungfrau, die die Züge Battista Sforzas trägt und das Kind, seinem kleinen Sohn Guidobaldo porträtähnlich, auf dem Schoss hält, war mehr wegen seines sprudelnden Humors, der ihm den Beinamen Fra Carnevale eintrug, als wegen seiner künstlerischen Leistungen bekannt, in denen er andere Wege als Giotto und Piero della Francesca ging. Stellt man neben Corradini, den Bramante und Raffael studiert haben sollen, noch Meister Gentiles Sohn, Bartolomeo, so sind die Meister des Pinsels zu Urbino während Federicos Regierung genannt.

Den berühmtesten Architekten des Landes, Bramante, hat nicht Urbino, sondern Castel Durante gezeugt, ihm voraus gingen die trefflichen Baumeister, die unter Federico ihre Kunst zeigten, die aber alle aus der Fremde kamen: Luciano aus Neapel, Baccio Pontelli aus Florenz.

Wenn es an einheimischen bedeutenden Baumeistern mangelte — Bramante begann ja als Maler —, so gab es dagegen namhafte Festungsbaumeister und Ingenieure: Gentile Veterani tat sich bei der Belagerung von Volterra hervor, Paolo Scirri bei der von Otranto, in einer Reihe mit ihnen stehen Bartolomeo Centogatti, Giambattista Commandino. Alle standen sie in Diensten des Herzogs, der manchmal auch noch andere tüchtige Ingenieure engagierte.

Dem Jahrhundert Federicos gehören auch die zwei hochbedeutenden Juristen Corboli an: Giovanni, der Vertraute, Freund und Minister Guidantonios, ward mit vielen delikaten Aufträgen, die er alle zur vollen Zufriedenheit erledigte, von seinem Herrn bedacht, und Paolo, der zu solchem Ruhm gelangte, dass man ihn nach Bologna an die Universität berief.

Federico, der den Wert der Bildung wohl zu schätzen wusste und selbst einen vortrefflichen Lehrer gehabt hatte, liess seine Kinder aufs sorgfältigste erziehen und aufs gründlichste unterrichten: als Flavio Biondo am Herzogshofe weilte, hörte er, wie Buonconte, ein Knabe von dreizehn Jahren, Briefe in der Volkssprache, die Federico bei Tisch überreicht wurden, sofort in gutes Latein übersetzte.

Die Töchter wurden ebenso wie die Söhne im Griechischen und Lateinischen unterrichtet. Battista Sforza war selbst eine sehr gebildete Frau gewesen, und beide Eltern waren sich in der Beziehung durchaus einig, dass die beste Erziehung für die Kinder gerade gut genug wäre.

Guidobaldo, der Erbprinz, ward stets mit Rücksicht auf sein späteres Amt erzogen; seinem Lehrer wurde streng angesagt, den Knaben von allem Umgang mit der Jugend fern zu halten: so ward das Kind, von Natur schon ernst, früh reif. Es lernte schnell, mühelos und zeigte ein gutes Gedächtnis, kannte die Bibel gründlich, behielt selbst die merkwürdigsten hebräischen Namen, fand sofort im Ptolemäus jeden Ort und Fluss, den man ihm nannte und konnte die Entfernungen von Ort zu Ort angeben.

Bei seiner guten Zeiteinteilung brauchte Federico nicht

die praktischen Interessen über den geistigen zu vernachlässigen. Der deutsche Meister Pagano, ein berühmter Philosoph und Astronom, unterwies ihn in der Geometrie und Arithmetik; Giovanni, Meister Stefanos Sohn, lehrte ihn mit den Bombarden umgehen.

Er fand auch manche Stunde, um sich mit den jungen, zu ihrer Ausbildung am Hof zu Urbino weilenden Edelleuten, die unter Leitung und Aufsicht eines seiner vertrauten Freunde, eines lombardischen Edelmanns standen, zu beschäftigen. Er ging jeden Sonntag mit ihnen zur Kirche und danach zum Franziskanerkloster, wo auf der schönen weiten Wiese gymnastische Spiele abgehalten wurden, wo man um die Wette lief, miteinander rang. Der Herzog stand unter ihnen, spornte sie an, lobte die Sieger: er sah besonders auf gute Haltung und Anmut in der Bewegung.

Federico war fromm und hielt sich streng auch an die Äusserlichkeiten des Kultus. Er hätte gern das alte gemeinsame Leben der Ordenskapitel eingeführt, doch der berühmte Kanonikus Matteo Bosso, an den er sich gewandt hatte, erklärte ihm, es sei unmöglich: die Geistlichen, die in voller Freiheit gelebt hätten, würden sich nicht binden.

Federico begünstigte die Geistlichen, doch hielt er sie von allen Staatsgeschäften fern. In Urbino hatte er ein Kloster bauen lassen, in dem sechzig Nonnen wohnten, er besuchte es jede Woche einmal, betrat ohne Begleitung die Kirche und setzte sich vor das Sprechgitter, dann kam die Äbtissin, er sprach mit ihr und erkundigte sich, ob ihnen irgend etwas mangele. Nachdem er sich ihren Gebeten empfohlen, auf die er volles Vertrauen setzte, verliess er das Kloster.

Er liess es dem Klerus an nichts fehlen und bedachte besonders die Bettelmönche reichlich. Eines Wintertags fanden sich die Barfüsser von San Bernardino, eine Miglie von der Stadt, von einem hohen Schneewall umgeben. Sie schaufelten, schaufelten, es war umsonst, sie konnten nicht aus dem Kloster und hatten doch kein Brot mehr. Endlich kamen sie auf den Gedanken, die Glocke zu ziehen.

Das Geläut klang wohl bis zur Stadt hin, die Urbinaten aber meinten, irgend ein Heiliger habe seinen Festtag. Doch wie das Geläut fortdauerte, kam man auf den Gedanken, sie läuteten aus Not. Das Volk sammelte sich und machte

sich, Federico an der Spitze, zum Kloster auf, bald war ein Weg durch den Wall gegraben, der Herzog handhabte so wie jeder andere die Schaufel, und die guten Brüder wurden mit Mundvorrat versehen.

Federico half gern und schnell. Er ass im offenen Saal, jeder hatte Zutritt, nichts von Absperrung und Wachen: alle konnten ihre Anliegen vorbringen. Während der Mahlzeit ward wie in den Klöstern vorgelesen, zur Fastenzeit geistliche Schriften, sonst aus Livius, immer lateinisch.

Der Herzog liebte Hausmannskost, Konfekt ass er nicht, Wein, wenn es kein Fruchtwein war, trank er selten, am liebsten solchen, der aus Granatäpfeln, Kirschen, Honig gewonnen war. Man konnte ihn während oder nach der Mahlzeit sprechen. War die Tafel mittags oder abends aufgehoben, so trug ihm sein ausgezeichneter Appellationsrichter seine Fälle nacheinander lateinisch vor und der Herzog entschied.

Der Richter selbst sagte zu Vespasiano, bessere Urteile als Federico hätten selbst die berühmten Juristen Bartolo und Baldo nicht fällen können. Federico hatte den feinen Spürsinn, der die Not, auch wenn sie sich versteckt, findet; vergrösserte aber jemand seinen Kummer, übertrieb er sein Elend, zeigte er sich selbstsüchtig, so verschloss sich Federico vor ihm.

In einem Jahre höchster Teuerung, wo es an Korn mangelte, liess er einige Leute, die, wie er wusste, grosse Vorräte hatten, sie aber noch, um grössere Preise zu erzielen, zurückhielten, zu sich rufen und stellte ihnen vor, dass sie die Pflicht hätten, dem Volk zu helfen, und bat sie, das Korn auf den Markt zu bringen. Darauf erklärten die einen, sie hätten nur soviel, wie sie selbst brauchten, die andern, es fehle ihnen selbst an Korn. Und beide erklärten es sogar schriftlich. Nun liess Federico grosse Mengen in Apulien aufkaufen. Als das Korn kam, schickte er denen, die erklärt hatten, sie litten Mangel, soviel sie nach eigenem Geständnis nötig hatten.

Auf dem Trug ertappt, entschuldigten sie sich, sie hätten bereits sich anderweit versorgt; doch Federico sagte, er hätte auch für sie gekauft und wünsche für seine Mühe nun keinen Schaden zu haben. Sie mussten zahlen, auch die andern, die ihr eigenes Korn wegen der Menge des

andern nicht absetzen konnten, hatten Schaden. Das Korn ward teils zum gewöhnlichen Preise verkauft, teils an die Leute abgegeben, die einen Bürgen zu stellen vermochten. Natürlich gab es auch arme Leute, die keinen fanden, doch auch sie baten um Korn.

Unter einer Loggia des Palastes stand ein Tisch, an dem die Beamten sassen, die die Verteilung vorzunehmen hatten, unter ihnen ein Sekretär mit Büchern und Schriftwerk. Ein Armer sollte kein Korn bekommen, da er keinen Bürgen hatte. Er erklärte, er hätte ein Weib und Kinder, die fast des Hungers stürben, daheim hätte er nichts, was er verkaufen oder verpfänden könnte. Trotzdem gab man ihm den Bescheid, ohne Bürgen könne er nichts erhalten.

Federico, der an einem auf die Loggia hinaussehenden Fenster stand, sah und hörte alles. Er rief dem Sekretär Commandino zu: „Gib ihm, ich bürge für ihn!" Auf solche Weise ward eine grosse Menge Korn verteilt. Als der Termin der Rückzahlung nahte und die Beamten das Geld einziehen wollten, erklärte Federico, er sei kein Krämer und ihm sei es Lohnes genug, sein Volk vor dem Hungertode gerettet zu haben.

Kein Fürst seiner Zeit stand in solch familiärem Verhältnis zu seinen Untertanen. Einmal erklärte Federico, das Erste und Hauptsächlichste, was man von einem Herrscher, gleichviel was und über wie viele er regiere, verlangen müsse, sei Humanität. Und wenn sich einer etwa entschuldige, es mangele ihm von Natur daran, so müsse er sich bemühen, diesen Mangel wettzumachen. Nichts müsste grossen Menschen eigener als Humanität sein, die Feinde in Freunde wandle. Und es blieb nicht bloss bei diesen Worten. Niemand bewegte sich sicherer und ungezwungener als Federico unter seinen Untertanen.

Ins Mercatale zu Urbino, wo die Bürger sich zur Unterhaltung, zu Spielen, zur Besprechung von Geschäftsangelegenheiten zusammenfanden, kam der Herzog oft, sprach mit allen intim, ging mit dem einen, Arm in Arm, auf und ab, legte dem andern freundlich die Hand auf die Schulter, fragte den dritten nach seinen Lebensumständen und scherzte mit dem vierten.

Wenn er durch die Stadt ging, kamen alle grüssend herbei, und er erwiderte jeden Gruss, so dass Ottaviano Ubal-

dino zu einem Vielbeschäftigten zu sagen pflegte: „Du hast noch mehr zu tun, als Federicos Mütze.“ Wer ihm unterwegs etwas vortrug, ward aufmerksam angehört. Oft ging er in die Läden und erkundigte sich nach dem Gedeihen der Geschäfte. War ein Kaufmann in Schwierigkeiten, so half er ihm mit Geld aus.

Begegnete ihm ein Bürger, der, wie er wusste, heiratsfähige Töchter hatte, so fragte er ihn: „Was macht die Familie? Hast du schon eine unter die Haube gebracht?“ Erklärte dann der Vater, er könne keine Mitgift schaffen, so gab er ihm Geld oder ein Amt oder wendete ihm sonst etwas zu, das ihm Gewinn bringen konnte.

Nicht nur in Urbino sorgte er in dieser herzlichen, teilnahmsvollen Weise für seine Untertanen, sondern in seinem ganzen Land. Wo er Not sah, vertrieb er sie, wo er Zwietracht spürte, sprach er zum Frieden, wo er guten Willen und geringe Mittel bemerkte, trat er mit kräftigem Beistand ein.

Wenn er durch das Land ritt, kamen ihm aus allen Ortschaften die Leute entgegen und nahmen ihn voller Freude auf. Er hatte für jeden ein gütiges Wort und zeigte ihm, dass er Anteil an ihm nehme. „Wie geht es dir?“ — „Was macht dein alter Vater?“ — „Wo ist dein Bruder?“ — „Wie geht's Geschäft?“ — „Hast du dich verheiratet?“ — Dem schüttelte er die Hand, jenem klopfte er auf die Schulter, allen antwortete er, die Mütze in der Hand.

Wenn ein Fürst sich so um seine Untertanen kümmert, muss es schöne Früchte tragen: in Federicos Land fand man keinen, der in Lumpen ging und bettelte. Für die Familien seiner Beamten und Diener sorgte er ausgiebig, nahm die Söhne zu sich, liess sie studieren. Oft ging er zu ihnen ins Haus und fragte, ob es ihnen an irgend etwas mangele, um ihnen dann liebevoll zu helfen. Die an seinem Hof zu ihrer Ausbildung weilenden Edelleute erfreuten sich einer väterlichen, freundlichen Aufsicht. War ein Jüngling mit Glücksgütern nicht gesegnet, so unterhielt er ihn, wenn er Talent und Neigung für die Wissenschaften hatte, auf fremden Universitäten.

Da er die Schwäche der menschlichen Natur kannte, war er nachsichtig. Er vergab und trug nicht nach. Er selbst, ein Choleriker, wusste sich zu zügeln und hatte nie ein

im Zorn gesprochenes Wort oder unüberlegt im Impuls des Augenblicks gefälltes Urteil zu bereuen.

Man durfte in seiner Gegenwart nicht schlecht von einem Abwesenden sprechen, es erschien ihm feig. Er war bescheiden und sprach nie lobend von dem, was er getan. War es wirklich löblich, so mochten andere davon reden.

In einem Punkt nur kannte er keine Gnade; ein guter Christ, der er war, strafte er unnachsichtlich jede Lästerung: niemand durfte Gottes, der Madonna, der Heiligen spotten.

In den Misständen unter dem Klerus schaffte er Abhilfe. Die Domherren in Urbino nahmen wohl ihr Gehalt, kümmerten sich aber nicht um ihre geistlichen Pflichten. Federico erlangte vom Papst eine Bulle, die bestimmte, nur die sollten die Präbenden erhalten, die sich zum Dienst einfänden. Da sie so am Geldbeutel gestraft wurden, taten natürlich alle ihre Pflicht.

Er kannte keine Willkür, übte Gerechtigkeit, hatte keine Henker zu Richtern und stellte sich selbst unter das Gesetz. In seinem Land war das Waffentragen durch eine strenge Verordnung des Podestà verboten. Man wollte die vielen blutigen Händel, die sonst überall an der Tagesordnung waren, vermeiden. Während er mit seinem Gefolge eines Tags auf der Piazza ging, ward nach dem Trompetenschall das Edikt verlesen. Federico hörte zu und wandte sich an seine Begleitung: „Unser Podestà muss wissen, weshalb er das anordnet, und da er das Amt hat, muss man ihm gehorchen." Damit nahm er sein Schwert und gab es einem Diener, er sollte es nach Hause bringen. Als man das sah, tat man es ihm allgemein nach.

Wie er im Kampf nicht zu seinen Soldaten sagte: „Geht vor!" sondern: „Wir wollen vorgehen!", so auch sonst, nicht: „Tut es!", sondern: „Wir wollen es tun!" Sein Beispiel wirkte mehr als seine Erlasse.

Er urteilte, ohne Partei zu nehmen. Als viele Bauern in die Stadt zogen, erliess der Rat von Urbino eine Verordnung, nach der es künftighin der Landbevölkerung verwehrt sein sollte, in der Stadt sich wohnhaft zu machen: die Stadt gehöre doch den Städtern und nicht den Bauern. Die Abgeordneten ersuchten Federico um seine Zustimmung.

Er erklärte, er wäre vernünftigen Vorstellungen zugäng-

lich, möchte sie aber doch erst fragen, wie sie es sich dächten, wenn die Bauern, die doch auch seine Untertanen wären, ein ähnliches Ersuchen an ihn richteten: „Wenn sie also kämen und mir erklärten, wie die Stadt den Bürgern, so gehöre das Land den Bauern, und ich deshalb eine andere Verordnung erlassen müsste, dass, da sie keine Häuser in der Stadt besitzen dürfen, auch die Bürger keine Häuser auf dem Lande erwerben können. Wie soll ich dann antworten?" Darauf wussten sie nichts zu erwidern, und damit war die Sache erledigt.

Lässige Diener wusste er bald zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Ein Kaufmann hatte viele Sachen für den Hof und die Edelleute geliefert, konnte aber keine Zahlung erlangen. Endlich beschloss er, sich an den Herzog zu wenden. Der hörte seine gerechten Beschwerden freundlich an und sagte: „Lass mich vor Gericht laden!"

Der Gläubiger sah ihn verblüfft an und zuckte die Achseln.

„Ich sage dir noch mal, lass mich vor Gericht laden! Es wird nicht nur zu deinem Besten sein, sondern die ganze Stadt wird auch davon ihren Nutzen haben."

Der Kaufmann erwiderte, es würde sich kein Beamter finden, der dem Herzog die Vorladung übermitteln würde. Nun beauftragte Federico einen seiner Diener, sich mit einem Gerichtsbeamten ins Einvernehmen zu setzen. Als er eines Tags mit prächtigem Gefolge den Palast verliess, trat ihm der Beamte entgegen und lud ihn für den folgenden Tag vor den Podestà, um sich wegen seiner Schuld zu verantworten. Federico winkte den Haushofmeister heran: „Hörst du, was er sagt? Ordne die Sache, sonst muss ich womöglich alle Tage, bald wegen der, bald wegen der Sache vors Gericht." So ward nicht nur der Kaufmann befriedigt, sondern jeder erkannte seine Absicht: Wer etwas schuldig war, sollte zahlen und nicht die Gläubiger hinhalten.

Abgesehen von der Sorge, die Federico dem leiblichen Wohl seiner Untertanen zuwandte, liess er es sich auch angelegen sein, Stadt und Land in jeder Beziehung zu heben. Einen grossen Teil seines Condottieregehaltes* verwandte er auf grossartige, praktische und künstlerische

---

* Das Tagebuch des letzten Herzogs von Urbino, Francesco Maria II., erzählt, welchen Sold Federico erhielt: Er war einer der bestbezahlten Condottieri. In seiner letzten Condotta bekam

Bauten. Er baute zahlreiche Festungen, Brücken, Villen. Bei Fossombrone liess er einen grossen, wohl sieben Miglien umfassenden Park anlegen, von vielen Wassern durchflossen, von Tieren, meist Damhirschen, dicht bevölkert: der schöne Palast im Park blieb unvollendet.

Zu Urbino begann er den Bau des Doms, in den er mehrere tausend Gulden einmauern liess und der nach testamentarischer Bestimmung bald vollendet werden sollte. Das von ihm reich unterstützte Clarissinnenkloster ward gebaut, den Mönchen von Monte Oliveto überliess er die restaurierte Abtei von Gaïfa; eine Miglie von der Stadt ward auf einem schönen Hügel das prächtige geräumige Kloster der reformierten Minoriten gebaut, für das Baccio Pontelli den Plan entworfen haben soll — Vespasiano erwähnt, einschliesslich der von Federico restaurierten, neunundzwanzig Bauten.

Der grösste und schönste war der Bau des Palastes zu Urbino.

Lange Zeit hatte Federico nach einem Architekten Umschau gehalten, dem er diese Aufgabe anvertrauen könnte. Da sandte ihm der König von Neapel einen Baumeister, der den Palast von Poggio reale zu Neapel gebaut hatte, und ihm ward durch Diplom vom 11. Juni 1468 der Bau anvertraut.

Mit vollendeter Meisterschaft löste der Architekt seine Aufgabe; ganz im Sinne Federicos vernachlässigte er das Praktische nicht über dem Schönen. Das beste Material ward genommen, denn der Bau sollte die Jahrhunderte überdauern. Die Kosten beliefen sich auf 200000 Scudi*. Eine ungeheure Summe in einer Zeit, wo 750 Pfund Korn 17 Paoli, 1 Fuder Wein (600 Pfund) 3 Paoli 6 Bajocchi, 1 Kuh mit Kalb 26 Paoli 4 Bajocchi kosteten und die Handwerker keinen hohen Lohn erhielten.

Von Luciano, dessen Rafaels Vater mit hohem Lobe in seiner Reimchronik gedenkt, wissen wir wenig, und dies Wenige ist noch dazu recht unwichtig. Baccio Pontelli, den ein

---

er 119166 Golddukaten für das Jahr, für seine Person 45000, für das andere hatte er 600 Schwerbewaffnete und ebensoviel Fussoldaten zu unterhalten; im Frieden erhielt er 65000 Golddukaten, für sich 25000, für den Rest hatte er je 300 Fussoldaten und Schwerbewaffnete zu besolden. * Ein Scudo etwa fünf Mark, ein Paolo (zehn Bajocchi) fünfzig Pfennig.

Grabstein zu San Domenico in Urbino den Baumeister des von Federico geplanten Palastes nennt, hat nur die Zeichnung des inneren Hofes entworfen, der allerdings so gut gefiel, dass er in dem viel kleineren Palast zu Gubbio wiederholt wurde.

Welche Bewunderung der ganze Bau fand, beweist ein Brief Lorenzos de' Medici, der sich von Baccio Pontelli mit Erlaubnis Federicos den ganzen Plan zeichnen und durch seinen Kanzler Ser Nicolò holen liess. Der Palast sollte vor allem bequem und behaglich sein, kein Prunkbau mit überladenem Schmuck, darum traten Malerei, Bildhauerei, Stukkatur nicht hervor. All das sollte später kommen, doch er starb darüber. Er hatte zu spät mit dem Bau begonnen. Der Palast sollte in seiner einfachen Grösse würdevoll und ernst, trotz aller Geräumigkeit harmonisch innen und aussen wirken. Die Wände der Säle, Zimmer und Kammern waren mit den schönsten gewirkten Tapeten bedeckt, auf denen geschichtliche Ereignisse so glänzend dargestellt waren, dass sie von einem Maler nicht schöner und farbenprächtiger hätten wiedergegeben werden können: der Herzog liess sich hierfür berühmte Meister aus Flandern kommen.

Das Innere des Palastes verriet sogleich einen Fürstensitz. Man sah goldene und seidene Paramente, kostbares Bettzeug, Silberschränke, prachtvolle Kredenzen, vergoldete Rüstungen, Decken von feinster Arbeit, alles erdenkliche Hausgerät in bestem Material und schönster Ausführung. Nichts fehlte, was man im Sommer oder Winter, in Krieg oder Frieden brauchte, und alles war künstlerisch, solide und wertvoll. — Der Silberschatz kostete 40000 Dukaten; die gewirkten Tapeten, auf denen die Geschichte Trojas so schön dargestellt war, 10000 Dukaten.

Der grösste Schmuck des Palastes war jedoch die Bibliothek, die im Erdgeschoss linker Hand in einem vierzig Fuss langen und achtzehn Fuss breiten Saal aufgestellt war. An ihn schloss sich ein Studio, das mit den Bildern der berühmten antiken und zeitgenössischen Schriftsteller und Timoteo Vitis Gemälde ,,Apollo mit den Musen" geschmückt war. Federico selbst wurde so ausgezeichnet für dies Zimmer gemalt, dass ihm nur, wie Vespasiano bemerkt, noch der Atem zum wirklichen Leben zu fehlen schien. Vielleicht

hing hier auch das Doppelporträt zweier berühmter Condottieri, des Francesco Sforza und des Gattamelata, eine Holztafel von dritthalb Braccien, von der Hand „Eines von Venedig".

Der Herzog hatte eine wahre Leidenschaft für Bücher und Handschriften; galt es eine Seltenheit zu beschaffen, so scheute er keine Summe. In gewisser Beziehung war Vespasiano, der die kaufmännische Oberleitung der Bibliothek und Neuerwerbungen in Original und Kopie zu machen hatte, die am meisten in Anspruch genommene Persönlichkeit des Hofes.

Dreissig bis vierzig Kopisten sassen in Urbino, Florenz, Rom und anderen Städten und schrieben die lateinischen Dichter, Redner, Historiker, Philosophen, Geographen und sonstigen Schriftsteller ab, dann kamen die griechischen an die Reihe, die geistlichen, die alten und die zeitgenössischen, bis auf San Tommaso, Bonaventura, San Antonino. In der Bibliothek, an deren Einrichtung Federico zur selben Zeit ging, als Papst Sixtus IV. sich um die vatikanische, Mathias Corvinus, der Ungarnkönig, sich um die seine zu Buda und die Mediceer um die ihre zu Florenz bemühten, waren sämtliche Wissenschaften und Künste vertreten: die Astrologie, Geometrie, Arithmetik, Architektur, Kriegswissenschaft, Malerei, Skulptur, Musik, geistliches und weltliches Recht, Medizin, Philosophie, Logik, Kirchengeschichte.

Ein Prachtstück war eine in Goldbrokat gebundene Bibel mit reichem Silberschmuck, einer Menge der schönsten auf die Geschichten des Textes bezüglichen Miniaturen und ausführlichen Erläuterungen. Die zeitgenössischen Schriftsteller kamen ebenso zu ihrem Recht wie die antiken, von Papst Pius II. ab waren sie vollzählig vertreten. Selbstverständlich fanden sich alle Werke Dantes, Petrarcas, Boccaccios vor, dann die der neueren Autoren Colluccio, Lionardo Aretino, Frate Ambrogio, Manetti, Guarino, Panormita, Filelfo, Perotto, Campano, Mafeo Vegio, und wie sie alle heissen. Man könnte Seiten mit ihren Namen füllen. Alle griechischen Handschriften wurden, wenn man sie nicht käuflich erwerben konnte, abgeschrieben und der Bibliothek einverleibt: es soll sogar ein ganzer Menander in Urbino gewesen sein. Als ein besonderes Zierstück wird ein Psalter in drei Sprachen: Hebräisch, Griechisch, Latein, ge-

nannt. Auch an hebräischen Büchern mangelte es nicht. Abgesehen von der Bibel und vielen hebräischen Kommentaren fanden sich medizinische, philosophische und andere Werke in dieser Sprache.

Alle Bücher mussten schön geschrieben, gut miniiert sein und waren in reich mit Silber geziertem Karmoisin gebunden. Eines gedruckten Buches hätte sich Federico geschämt. Der Vorzug seiner Bibliothek vor den meisten andern bestand darin, dass in ihr alle Werke des Schriftstellers oder Dichters vorhanden waren, während man sonst wohl ein Werk in mehreren Exemplaren, doch nie die Werke vollständig fand. Vespasiano verglich die Kataloge der grossen italienischen Bibliotheken, der vatikanischen, florentinischen, pavesischen, sogar der von Oxford, und sah zu seiner Freude, dass die urbinatische ihnen in der Vollständigkeit der Werke der Schriftsteller durchaus überlegen war.

Das Leben am herzoglichen Hofe ermangelte bei allem Ernst und aller Tätigkeit nicht der Abwechslung. Federico, ein grosser Musikfreund, hielt sich eine tüchtige Kapelle und vollkommen ausgebildete Sänger. In seinem Palast fand man alle möglichen Instrumente und, merkwürdig genug, der grosse Kriegsmann hörte am liebsten die Tenöre und die gedämpften Instrumente.

Man ergötzte sich an mannigfachen Spielen, ein besonderer Raum, das Sferisterio, ward im Palast für das Kugelspiel gebaut; an lauen Abenden fand man sich in dem schönen, jetzt verschwundenen Garten zur lebhaften Unterhaltung über ernste und heitere Dinge zusammen, es wurde über moralische und philosophische Fragen disputiert, über Neuerwerbungen der Bibliothek gesprochen, ästhetische Dinge wurden im Für und Wider der Meinungen abgewogen.

Der Hof des kleinen Herzogtums wurde auf völlig königlichem Fuss, dabei ohne unnütze Ausgaben und prahlerische Verschwendung, unterhalten: dreihundertfünfunddreissig Beamte und Diener standen für Herzog, Herzogin, Erbprinz zur Verfügung. Alles war bis ins kleinste von Federico selbst geregelt, der hier als ausgezeichneter Ökonom sich zeigt.

Unter den Codices der jetzt im Vatikan befindlichen Bibliothek von Urbino ist ein Büchelchen: „Haus- und Beamtenordnung des erlauchten Herrn Herzogs von Urbino“.

Auf zweiundsiebzig Seiten und in vierundsechzig Kapiteln wird von allen Dienern, vom Haushofmeister bis zum Küchenjungen herab, gehandelt. Unter dieser Menge Personen finden wir keinen, der eine Sinekure gehabt hätte, jeder hatte seinen Lohn sich zu verdienen. Die einzelnen Kapitel sind kurz, aber sehr inhaltreich. Das erste lautet: „Vor allem hat der Herr dringend dafür Sorge zu tragen, dass die Verordnungen gehalten werden. Ist das nicht der Fall, so verliert man nur unnütz Zeit, wenn man sie erlässt."

Am Hof weilten, die Dienerschaft eingerechnet, fünfhundert Personen. Fünfundvierzig Grafen aus dem Herzogtume und andern italienischen Staaten, fünf Ritter vom goldenen Sporn, siebzehn Edelleute, sieben Gesandte und Sekretäre, zweiundzwanzig Pagen, sieben Edeldamen der Herzogin. Dazu kamen noch die Zöglinge des Herzogs, die von ihm in die Kriegswissenschaft eingeführt wurden, überhaupt sich an seinem Hofe in den Wissenschaften und feinen Sitten ausbilden wollten. Sie gehörten zum grossen Teil den ältesten Geschlechtern an, den Orsini, Colonna, Fregosi, und erwarben sich später hohen Ruhm, wie Giangiacopo Trivulzio, den man mit dem Beinamen der Grosse ehrte. Von Federico in die Schar seiner Zöglinge aufgenommen zu werden, galt als eine Ehre, und man wetteiferte, sich ihrer würdig zu zeigen.

Man lebte ja unter dem Licht Italiens, wie Castiglione den Herzog genannt hat. Was konnte man nicht alles bei ihm und von ihm lernen!

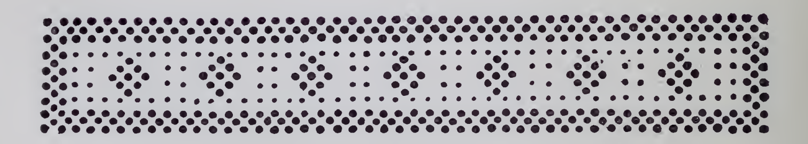
Er galt als das Muster eines Fürsten, und man begreift das fast stürmische Lob, das ihm seine Zeitgenossen und das auf sie folgende Geschlecht zollen. Die Ehren, die die Geschichtschreiber auf ihn häuften, der Enthusiasmus der Dichter, der ihm den Lorbeer um das Haupt flocht, konnten keinem Würdigeren zuteil werden und waren wohlverdient. Es hat keinen besseren Regenten in seiner Zeit gegeben, und das Mäcenat ist von wenigen verständnisvoller geübt worden.

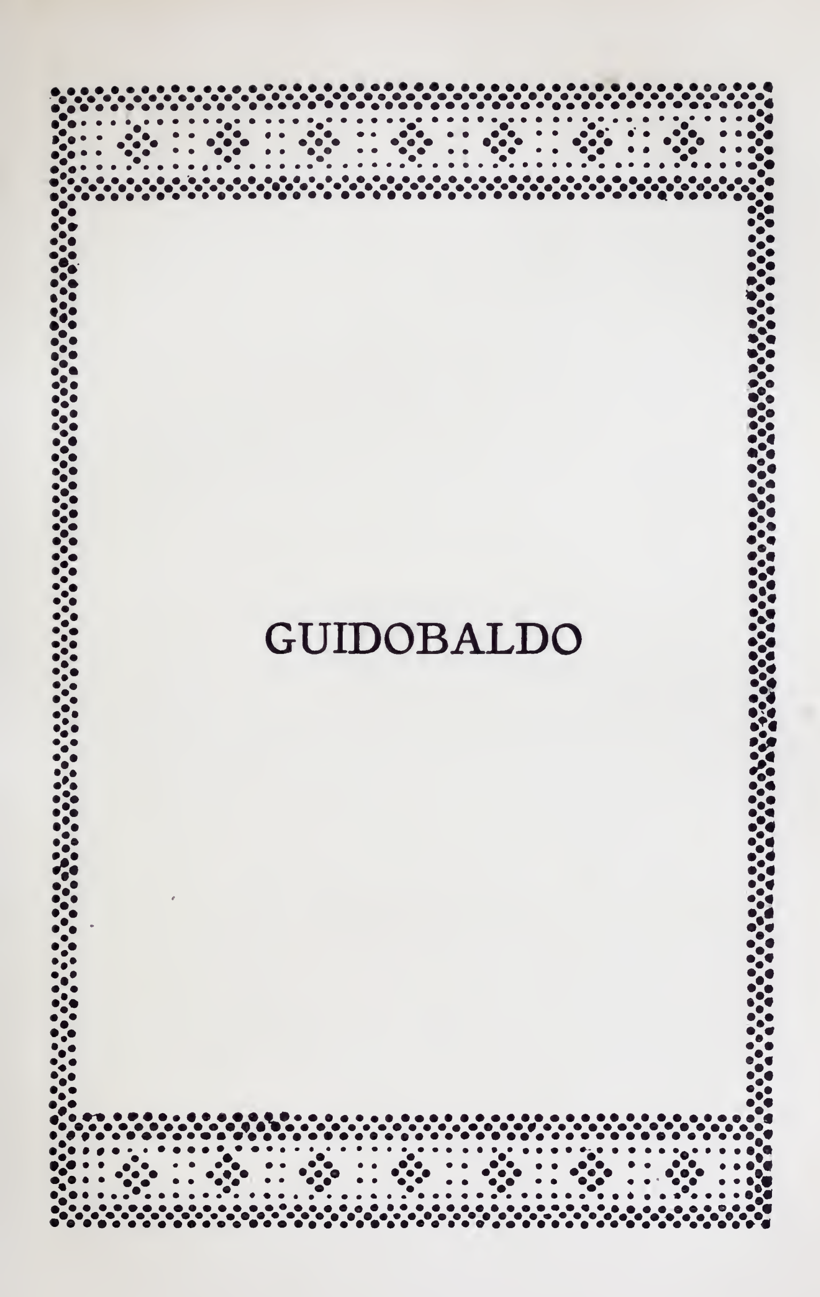
Als Feldherr hat er sich immer zu behaupten gewusst, auch im Glückswechsel blieb er seinem Soldherrn treu. Als Staatsmann fehlt ihm der weite Blick, er ist kein Politiker wie Lorenzo de' Medici, er sieht nur die nächste Zukunft und sucht sich so einzurichten, dass er in ihr nach Wunsch und

in guten Verhältnissen lebt. Ohne es zu wissen, arbeitete er für die Machtpolitik der Päpste. Als ihm die Einsicht kam, dass er gegen sein eigenes Wohl handelte, war es zu spät. Dass er die Rovere in seine Familie aufnahm, kann man nicht als diplomatischen Meisterzug ansehen. Er tat es auf Wunsch des Papstes, nicht aus eigener Initiative.

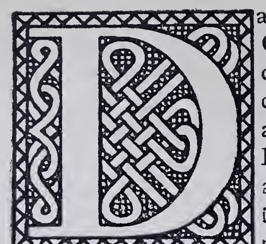
Ungleich leuchtender als seine äussere Tätigkeit erscheint uns seine innere, die das Beste an ihm zeigt, eine schöne Menschlichkeit: er ist kein grosser Mann, der Bewunderung und Staunen durch Wesen und Taten erweckt, sondern ein liebenswerter Mensch von bedeutenden geistigen Fähigkeiten und festem Charakter, den wir durch sein langes Leben mit herzlicher Anteilnahme begleiten können.







GUIDOBALDO

as edle Blut in den grossen italienischen Geschlechtern des fünfzehnten Jahrhunderts erschöpft sich schnell. Lässt man die Visconti Generation auf Generation an sich vorüberziehen, so erscheinen der Erzbischof Giovanni und Giangaleazzo allen andern Gliedern der Familie weit überlegen: in Giangaleazzo gipfelt sie, nach ihm zeigt sich sofort der Verfall, beide Söhne sind entartet, ihr grösstes Familienerbe ist ihre Grausamkeit und ihr Misstrauen, beides Tyrannen ohne Grösse und mit wenigen sympathischen Zügen.

Die den Visconti folgenden Sforza erschöpften sich in Francesco und Lodovico il Moro merkwürdig rasch, die Aragonesen von Neapel haben nur Alfonso aufzuweisen, seine Nachfolger sind Schurken und Feiglinge, die Malatesta bringen gleich den Montefeltre bedeutende Menschen und erfreuliche Erscheinungen während zweier Jahrhunderte hervor, in Sigismondo und Federico hat sich aber ihre Natur und Rasse beinah völlig ausgegeben: der letzte Malatesta ist eine klägliche Figur, und Guidobaldo tritt hinter seinem grossen Vater weit zurück.

Als Federico starb, war der legitime Erbe zehn Jahr alt, sein Vetter Ottaviano Ubaldini sollte während der Minderjährigkeit Guidobaldos nach Federicos Wunsch die Regentschaft führen. Der Prinz ward von Odasio, einem paduanischen, als Gelehrten hervorragenden, weltgewandten und in jeder Ritterschaft geübten Edelmann erzogen. Der schwächliche Knabe ward zur Stärkung seiner Gesundheit zu allen Leibesübungen angehalten, musste sich durch Schwimmen, Ringen, Ballspiel, militärische Übungen, gymnastische Spiele aller Art kräftigen und abhärten.

Der Regent wachte über die Erziehung. Man sah ihn nicht ohne Misstrauen. Kein Kriegsmann wie sein Vater, war Ottaviano ein vollendeter Kavalier, gebildet, ein Dichterdilettant, freigebig gegen die Literaten, erfahren und geschickt in Staatsgeschäften, ein guter Erzähler, dabei sehr herrschsüchtig, doch wusste er seinen grossen Ehrgeiz durch Heuchelei und Verstellung zu verdecken; in Urbino glaubte man, er sei der Magie ergeben und verstände sich auf die Kunst der Giftmischerei. Man beargwohnte ihn, sah man

doch in Mailand Lodovico il Moro den Neffen beiseiteschieben und sich selbst zum Herrn machen.

Die Jahre aber gingen hin, ohne dass, was Schwarzseher befürchtet hatten, eintraf. Der Herzog wuchs heran und diente unter dem päpstlichen Condottiere Roberto di San Severino, demselben, dem sein Vater am Po im Feldzug Venedigs gegen Ferrara gegenüber gelegen hatte. Er hielt zum Papst und erwies sich ihm nützlich: seine Diplomatie gewann dem heiligen Stuhl die feste Stadt Osimo. Er zeigte sich tapfer und schien entschlossen, keine Kränkung und Verletzung seines Rechts dulden zu wollen, schien sich den Vater zum Vorbild nehmen und seines Feldherrnruhms teilhaftig werden zu wollen.

Das Kriegsglück war, wie sich später erwies, dem Herzog nicht hold. Er trug an den Mühen der Feldzüge schwer, und die Gicht, an der er früh litt, setzte ihm oft zu. Er erntete als Condottiere nicht den Ruhm seines Vaters und war nicht wie dieser in seinen Entschlüssen fest. Möglich, dass die Zeitumstände ihn beeinflussten, wahrscheinlicher jedoch ist, dass er unentschieden zwischen den Möglichkeiten schwankte und zuletzt dem stärkern Einfluss unterlag.

Er erlebte die Zeiten der Borgia. Ein anderer Mann wie er hätte wohl nicht so schnell die Herrschaft aufgegeben. Er versah sich weder von Papst Alexander VI. noch von Cesare Borgia etwas Böses. Beide hatten ihn durch ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und ebenso ungewöhnliche Heuchelei völlig vertrauensselig gemacht.

Hätte der Herzog weiter und tiefer gesehen, so wäre er gerade durch die übergrosse Liebenswürdigkeit des Papstes und seines Sohnes stutzig geworden. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, dass Cesare immer weiter um sich griff, und er durfte nicht annehmen, dass der Borgia vor Urbino Halt machen würde.

Die Zeit war gekommen, da Sigismondo Malatestas Worte wahr wurden. Die Montefeltre, die ausser Guidantonio keinen geschickten Politiker hervorgebracht haben, ernteten nun die Früchte einer nie über die nächste Zukunft hinaussehenden Politik. Obwohl Cesare Borgia niemanden mehr über seine ehrgeizigen Pläne täuschen konnte, war der Herzog wie verblendet. Wie sollte er dem Papst nicht trauen, der dem Thronerben von Urbino sich so huldvoll zeigte und

ihm den Titel eines Präfekten von Rom verlieh? Er kam nicht auf den Gedanken, dass die Borgia ihn vorläufig noch brauchten.

Papst Alexander bat ihn sehr beweglich, doch seinen Sohn bei der Eroberung von Camerino zu unterstützen, und Guidobaldo tat es, schickte ihm sogar eine Menge Geschütze. Cesare wurde im Herzogtum wie ein Freund aufgenommen. Im Sommer 1502 stand er mit zweitausend Fussoldaten bei Cagli. Niemand beargwohnte ihn. Plötzlich liess er die Tore besetzen und sich zum Herrn der Stadt ausrufen.

Während das fünfzehn Miglien von Urbino geschah, erfreute sich Guidobaldo idyllischer Ruhe. Am selben Abend nahm er sorglos im Schatten der Bäume auf der kleinen Wiese nahe dem Kloster S. Bernardino das Nachtmahl. Da kam in höchster Eile von Fossombrone eine Bote: tausend Soldaten des Borgia ständen an den Grenzen Mondovios, mit ihnen die Grafen von Montevecchio und San Lorenzo. Jetzt stieg im Herzog ein schrecklicher Verdacht auf, er schlug auf den Tisch: „Ich fürchte, ich bin verraten."

Dem ersten folgte ein zweiter Bote: tausend Romagnolen waren in Verucchio und Sant' Arcangelo. Der Kommissar von Cagli meldete die Besetzung der Stadt; vor Sonnenaufgang stände der Borgia bei Urbino. Jetzt, wo es zu spät war, sah der Herzog klar. Er konnte sich nicht zur Wehr setzen, die Stadt war nicht gut befestigt, seine Geschütze zum grössten Teil in Cesares Hand. Er hatte sie ihm ja selbst geschickt.

Eilig wurden in der Nacht die Behörden und ersten Bürger zusammengerufen. Von einer Verteidigung konnte keine Rede sein. Es blieb nur die Hoffnung auf bessere Zeiten. Der Herzog sollte fliehen, ward beschlossen. So lange er frei wäre, könnte er auf eine Wiederkehr rechnen. Wenn er in Borgias Hände fiele, endete er gewiss durch Dolch oder Gift. Er sollte deshalb dem Beispiel Giovanni Sforzas und des Malatesta, die sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätten, folgen. So floh denn Guidobaldo in finsterer Nacht mit seinem kleinen Neffen, von einigen treuen Armbrustern begleitet*.

---

* Elisabetta, seine Gemahlin, hatte auf Bitten des Papstes seine dem Thronerben von Ferrara vermählte Tochter Lucrezia nach der Residenz der Este begleitet.

Wie das Gerücht, der Herzog sei flüchtig und der Borgia nahe, durch die Stadt lief, entstand Tumult und Verwirrung. Viele verbargen Geld und Wertsachen und brachten die Frauen und Mädchen zu grösserer Sicherheit in die Klöster oder nach Pesaro. Die jungen Leute und das Volk, das nicht viel zu verlieren hatte, griff zu den Waffen, legte sie aber bald nach der Aufforderung der Behörden und angesehenen Bürger nieder.

Fünf Stunden nach Guidobaldos Flucht war der Borgia in Urbino. Prunkvoll gewaffnet, die Lanze im Gurt, ritt er auf einem prachtvollen Pferde ein. In der Burg liess er einige Edelleute und Bürger, die er für die treuesten Anhänger des Herzogs hielt, festsetzen. Das Volk ward streng ermahnt, an seine Arbeit und Geschäfte zu gehen, seine Soldaten durften niemanden belästigen. Die herzogliche Kleiderkammer wurde geplündert, in der Bibliothek alles um und um gekehrt, die prächtigen gewirkten Tapeten, einen grossen Teil der Bibliothek Federicos und Michel Angelos schlafenden Amor, den der Herzog vor zwei Jahren erworben hatte, liess Cesare für sich mit Beschlag belegen.

Der Borgia versuchte Guidobaldos habhaft zu werden. Ein weites Netz von Soldaten, als Hirten verkleidet, hatte er über Montefeltro ausgespannt, um den Herzog zu fangen. Guidobaldo mied natürlich die Hauptstrassen und wählte Wege, die schwer gangbar und namentlich in finsterer Nacht und in den von Schluchten und Klüften zerrissenen Bergen sehr gefährlich waren. Die Flucht war schwierig und wäre kaum gelungen, hätte sich der treue Dionigi Agatoni nicht des Herzogs angenommen. Er war überzeugt, Guidobaldo würde sich nach San Leo wenden. Da er alle Wege nach der Festung von den Feinden besetzt sah, sandte er einige als Jäger und Hirten gekleidete Getreue überall hin, wo sich Guidobaldo etwa zeigen konnte.

Einer fand den Herzog, entdeckte sich ihm und brachte ihn nach Monte Copiolo zu Dionigi in Sicherheit. Guidobaldo wäre am liebsten nach der uneinnehmbaren Festung San Leo gegangen, doch die Späher des Borgia lagen auf der Lauer. Nun führte Dionigi den Flüchtling auf abgelegenen Wegen zehn Miglien weit nach Sant' Agata. Dort schickte der Herzog seinen kleinen Neffen mit zwei treuen Dienern nach Valdibagno ins florentiner Land.

Er selbst verabschiedete die Armbruster und schlich mit drei Begleitern in Bauernkleidung über die Berge nach Monte Giusto, einem Kastell im Gebiet von Cesena. Schon waren sie über den Giessbach Borello, da bemerkten sie einige Bauern, die auf Befehl des Borgia die Pässe bewachten und mit lautem Geschrei sich von den Hügeln auf sie stürzten. Der Herzog floh, doch von den drei Begleitern ward der, der den Beutel mit den Papieren und dem Geld trug, von den Bauern eingeholt. Während sie ihn plünderten, retteten sich die andern.

Mit Sonnenuntergang kamen sie nach Castelnuovo, nahe Meldola, auf venezianisches Gebiet .Dort ruhte Guidobaldo, schrieb den Seinen und gab sich dem Rettore des Orts zu erkennen. Der bat ihn höflich und mit Hinweis darauf, dass das Kastell sehr schwach sei, mit einem Schlag genommen und das gute Verhältnis zwischen dem Borgia und Venedig gestört werden könnte, mit Einbruch der Nacht weiterzufliehen. Als die Rettori von Ravenna hörten, Guidobaldo wäre in Castelnuovo, sandten sie sofort einen Boten, der den dem Herzog geäusserten Wunsch nochmals wiederholen sollte.

Zu Meldola fiel er den Leuten Cesares in die Hände, so dass Guidobaldos Aufenthalt bekannt ward. Augenblicklich wurden Befehle gegeben, dem Herzog jeden Weg zur Flucht zu versperren, und diesmal wäre er sicher gefangen worden, hätte ihn nicht ein vom Markt von Meldola heimkehrendes Bauernmädchen gewarnt. Es waren noch zwei Stunden bis zum Morgen, man durfte keine Zeit verlieren, denn jeden Augenblick konnten die Wege verlegt werden. So floh denn der Herzog über Paderna nach Ravenna mit drei Begleitern weiter. Sie vernahmen die Alarmzeichen, hörten die Schüsse von Cesena, Bertinoro und Forlimpopoli, vernahmen das Glockengeläut, sahen die Feuerzeichen auf den Hügeln an allen Orten, die sie eben passiert hatten. Mit einem Hemd und einem Wams kam Guidobaldo vor die venezianischen Rettori, die ihn höflich und freundlich aufnahmen. Sieben Tage nach seiner Flucht aus Urbino war er in Mantua bei seiner Gattin, die sich zu ihrem Bruder begeben hatte. Sein Neffe war glücklich nach Savona zu seinem Oheim, dem Kardinal Rovere, entkommen.

Als König Ludwig XII. von Frankreich nach Mailand kam, begab sich der Herzog zu ihm, um Schutz und Hilfe

zu erbitten. Ludwig war anfangs nicht abgeneigt, doch wie der Borgia kam, änderten sich die Verhältnisse. Der König brauchte den Beistand des Papstes, er wollte Neapel erobern, ausserdem ward Cesare von Ludwigs einflussreichem Ratgeber, dem Kardinal von Rouen, begünstigt.

Der Borgia, der ihm keck gegenübertrat, machte ihm auch den frechen Vorschlag, er, der wie allgemein bekannt, seiner ehelichen Pflicht nicht nachkommen konnte, sollte sich scheiden lassen; er, Cesare, wollte seine Gattin Elisabetta Gonzaga heiraten, Guidobaldo sollte ihm das Herzogtum geben und dafür Kardinal werden. Natürlich ward das Ansinnen zurückgewiesen und Guidobaldo begab sich nach Mantua und bald, um sich vor des Borgia Listen und Gewalt zu schützen, nach Venedig.

Cesares Herrschaft in Urbino stand auf schwachen Füssen. San Leo erhob sich bald, danach das ganze Land, und dem Borgia blieben nur wenige Burgen. Jetzt kam Guidobaldo, der seine Untertanen durch manches Schreiben ermuntert und ob ihrer Treue gelobt hatte, wieder ins Herzogtum. Übers Meer fuhr er nach Sinigaglia zu seiner Schwester Giovanna, von hier über die Berge nach San Leo. Am 18. Oktober ritt er in Urbino ein.

Die Freude im Lande war sehr gross, eine Menge Menschen fanden sich auf den Strassen zusammen. Überall standen Tische mit Speisen. Zwei, drei, vier Miglien über ihre Ortschaft gingen sie ihm entgegen. Sein Pferd kam im Gedränge nur langsam vorwärts. Mehr als eine Stunde brauchte er vom Tor bis zum Bischofspalast. Der Herzog war müde, abgespannt, ein Knie schmerzte ihn, er konnte sich von seinem Lager nicht erheben. So gingen sie alle zu ihm ans Bett, Bauer und Bürger; Tag und Nacht hörte er sie an und hatte für jeden ein freundliches Wort.

In Stadt und Land waren alle guten Mutes, obwohl doch jeder Verluste gehabt hatte; Mann, Bruder, Sohn war gefallen, das Gut, Haus, Acker und Feld verwüstet oder zerstört. Der Chronist, der das erzählt, verlor selbst Waren im Wert von fünfundzwanzig Dukaten und konnte in diesem Jahre 1502 nichts aussäen. Aber dieser Verlust schien ihm nicht gross, sah er doch seinen Herrn wieder. Er konnte ihm die Hand drücken und hörte seine gütigen Worte. „Dass Gott ihn erhalte!“ bat er.

Als Cesare Borgias List und Verstellung seine widerspenstigen und abtrünnigen Condottieri gewonnen und unschädlich gemacht hatten, änderten sich die Verhältnisse sehr schnell. Guidobaldo musste auf alles gefasst sein. Als das Volk die reichen Leute ihre Wertsachen in Sicherheit bringen sah, entstand ein Tumult, als wäre der Feind bereits an den Toren. Der Herzog setzte den Behörden der Stadt und allen in Urbino weilenden Abgeordneten der andern Städte des Herzogtums die gefährliche Lage auseinander; sie sollten frei sprechen, er würde ihrem Rat folgen. Man beschloss Widerstand und Verteidigung. Der Entschluss ward begeistert aufgenommen. Die Frauen von Urbino gingen zum Herzog und brachten als Beihilfe all ihre Schmucksachen mit der Bitte, das daraus gelöste Geld für das allgemeine Wohl verwenden zu wollen.

Als der Borgia Urbino in Waffen sah, versuchte er es mit der Diplomatie, und Guidobaldo, von aller Hilfe verlassen, willigte schliesslich in seine Bedingungen. Ihm sollten einige Städte verbleiben, Cesare aber Herr des Herzogtums sein. Der Montefeltro liess alle Festungen zerstören, gegen die neue Artillerie boten sie keinen Schutz, waren aber in der Hand des Feindes doch immerhin von Bedeutung. In die ihm gebliebenen schaffte er alle Geschütze und seine wertvollste Habe.

Am 7. Dezember versammelte er die vornehmsten Bürger der Stadt und erklärte ihnen, er hätte sich an alle Machthaber Italiens gewandt, doch weder Hoffnung noch Hilfe gefunden. Da er dem Papst und Cesare nicht zu widerstehen vermöge, hätte er nachgegeben; sie sollten sich in Geduld fassen und dem Borgia dienen, bis es Gott gefiele, die Geschicke zu ändern. Am selben Tage liess er seinen Palast plündern, „jeder nahm, was ihm in die Hände fiel, und es war ein Leid zu sehen, wie es in dem armen Haus zuging". Am nächsten Tage in der Frühe brach der Herzog, zum zweiten Male ein Verbannter, von zweitausend Menschen begleitet, nach Città di Castello auf.

Abermals war der Borgia Herr von Urbino, die Scharen der bewaffneten Bürger wurden aufgelöst, jeder sollte an seine Geschäfte gehen, in der Kathedrale wurden seine Botschaften voller freundlicher Worte verlesen und Generalpardon verkündigt. Darauf wurden die Behörden und

die Familienhäupter vereidigt. Es mangelte nicht an scheinbaren Freudenbezeugungen über die neue Herrschaft. Am Abend des 9. Dezember läuteten alle Glocken, um ein Uhr nachts liessen die Prioren ein Freudenfeuer auf der Piazza anzünden, doch war es recht kläglich. Und nicht einmal die Kinder riefen, obwohl man sie bezahlen wollte, „Valentino, Valentino!" Auch diesmal sollte Cesares Regiment nicht lange währen. Indes sein Vater, der Papst, starb und er selbst mit dem Tode kämpfte, zerfiel seine Herrschaft zum zweiten Mal und endgültig.

Er hoffte noch immer auf eine ihm günstige Papstwahl, doch der Rovere bestieg den heiligen Stuhl und damit war sein Schicksal entschieden. Julius II. rief Guidobaldo sofort nach Rom. Er wollte ihn in seine Dienste nehmen. Er wusste, Venedig wollte Borgias Erbe antreten, das durfte er nicht zulassen. Am 21. November 1503 kam der Herzog nach Pontemolle. Er wollte nachts in Rom einreiten, denn er war nach den Worten des Chronisten ziemlich schlecht imstande und wünschte niemandem zu begegnen.

Als das der Papst erfuhr, sandte er ihm sogleich ein Maultier mit violetter Sammetdecke auf dem Rücken, die metallenen Schildplättchen vergoldet, prächtig aufgezäumt und eine Sarsche von feinem Golde. Er wünschte, dass Guidobaldo bei Tage die Stadt betrete, die Sorge für seine Dienerschaft sollte er ihm überlassen. Als der Herzog auf dem Maultier einritt, ging ihm die ganze päpstliche Dienerschaft und der Kapitän der Wachen entgegen. Der Kastellan der Engelsburg liess schiessen, dass man hätte taub werden können. Am Hause Mario Mellinis bat der Zeremonienmeister Guidobaldo, abzusteigen, hier war ihm das Quartier bereitet.

Der Papst aber, der meinte, er würde im Vatikan einlogiert werden, ging ihm mit vielen Kardinälen bis zu den Treppen entgegen und ärgerte sich sehr, als er hörte, der Herzog sei anderswo abgestiegen. Er wollte noch am selben Abend mit ihm sprechen und sandte viele Diener mit Fackeln nach ihm. Der Montefeltro kam mit wenigen Begleitern und der Papst samt den Kardinälen erwies ihm alle erdenkliche Freundlichkeit. Er blieb im Palast, wo für ihn prächtige Gemächer hergerichtet wurden, und wer etwas bei Julius auszurichten wünschte, wandte sich an ihn als besten Vermittler.

In Rom sah der Montefeltro auch Cesare Borgia wieder, doch unter ganz andern Verhältnissen. Der einst Allmächtige bat ihn jetzt um seinen Beistand und Schutz. Cesare fragte durch Gabriello da Fano an, ob ihn der Herzog empfangen würde. Der Montefeltro willigte ein. Er sass in der päpstlichen Vorkammer auf einem Divan, Cesare kam durch einen bedeckten Gang. Sobald er eintrat, nahm er das Barett ab und sank auf die Kniee, dann erhob er sich, das Barett immer in der Hand, kam näher und machte dem Herzog abermals eine tiefe Verbeugung.

Als Guidobaldo ihn kommen sah, erhob er sich gleich, nahm ebenfalls sein Barett ab und ging ihm drei, vier Schritte entgegen und hob den noch Knienden auf. Dann begann der Borgia zu sprechen. Er entschuldigte sich und bat wegen allen dem Montefeltro zugefügten Unrechts um Entschuldigung, schob, was er Schlimmes getan, auf seine unerfahrene Jugend, die schlechten Ratschläge, üblen Praktiken, die arge Natur des toten Papstes, der ihn zu allem angestiftet habe, was ihm sonst nie in den Sinn gekommen wäre. Er erklärte ihm, alles, was er in Urbino geraubt, wiedergeben zu wollen. Der Briefschreiber, der die Einzelheiten dieser Zusammenkunft nach Urbino meldet, schliesst, nachdem er von diesem Beispiel eines jähen Glückswechsels erzählt hat, mit dem Bibelspruch: Die Mächtigen hat er vom Thron gestürzt und die Demütigen erhöht.

Cesares Herrlichkeit war dahin. Montag den 19. Februar 1504 ward zur Karnevalszeit abends im Saal des Herzogs zu Urbino die Komödie aufgeführt, in der Cesare und Pabst Alexander, von dem Gedanken bewegt, sich des Herzogtums zu bemächtigen, dargestellt werden: wie sie Madonna Lucrezia nach Ferrara schickten, die Herzogin Elisabetta zur Hochzeit luden; wie sie Urbino nahmen, der Herzog zum erstenmal heimkam, dann wieder ging; wie Cesares Condottieri gemeuchelt wurden, Alexander starb und Guidobaldo abermals heimkehrte.

Das Volk hatte seine Freude an der Komödie und lachte herzlich über den Spott, der sich über den gefallenen Grossen und seine Familie ergoss. Die Herzogin Elisabetta gab aus Freude, vor dem Borgia endlich sicher zu sein, viele Almosen und stiftete zum ewigen Andenken für den

Tag Sankt Augustins, an dem der Herzog zum zweiten Male heimkehrte, eine feierliche Messe.

Guidobaldo blieb seitdem an der Seite des Papstes, der durch die Adoption seines Neffen Francesco Maria durch den Herzog in eine Art von Verwandtschaftsverhältnis zum Hause Montefeltro getreten war, doch nahm er an den päpstlichen Feldzügen nicht teil. Seit vielen Jahren hatte die Gicht ihn geplagt, jetzt ward sie immer peinigender, und es gab keine Heilung und Linderung. Tag und Nacht fand er keine Ruhe. So ging ihm die letzte Jugend und das reife Mannesalter dahin. Nicht lange nach dem Besuch des Papstes in Urbino im September 1506 ward das Übel schlimmer noch als sonst, da die Jahreszeit sich lange warm hielt.

Neun Monate schneite und regnete es nicht, und die Flüsse trockneten aus. Die erste Hälfte dieses Winters 1507/08 war nicht nur mild, sondern warm, und in Urbino, wo es sonst Schnee und Eis gab, konnte man im Dezember Rosen pflücken und Äpfel und Birnen essen. Doch mit dem Januar des Jahres 1508 brach eine Kälte herein, die ebenso ungewöhnlich wie die Wärme vorher war. Infolge dieses jähen Witterungsumschlages ward Guidobaldos Leiden noch grösser; obwohl krank, sollte er doch nach dem Rat der Ärzte aus dem eisigen Urbino nach Fossombrone. Langhingestreckt, in bequemer Sänfte begann er die Reise, doch bereits bei San Bernardino nahe der Stadt hatte er einen Anfall, so dass er am Leben verzweifelte. Er musste die Nacht im Kloster bleiben, um sich ein wenig zu erholen; am folgenden Tag ging es weiter, er kam glücklich nach Fossombrone, und er erfreute sich bis zum April leidlicher Gesundheit.

Als es im Frühling warm werden sollte, kam noch einmal der Winter mit Schnee und Eis. Der Herzog fühlte sich infolge dieses Wetterwechsels elender und ward noch von einem Fieber, das nicht weichen wollte, überfallen. Er sah den Tod kommen und erwartete ihn ruhig, den Freunden, die ihm Hoffnung machen wollten, zitierte er als Antwort die Verse Vergils:

Jetzo hält mich der schwarze Schlamm und das grause Schilf des Cocytus,
Jetzo hemmt mich der träge Sumpf und die finstere Woge,
Und neunmal umfliesst mich der Styx und wird mir zum Kerker.

Er sprach zu allen, die um ihn waren: Emilia Pia, Ottaviano Fregoso und Baldassare Castiglione in seiner gewohnten freundlichen Weise, tröstete Elisabetta und gab seinem Neffen und Erben, Francesco Maria, noch manchen Ratschlag. Dann wandte er sich und legte die Hand unter die Backe, wie um zu ruhen; so schied er.

Auf einen Brief Elisabettas hatte der Papst sofort seinen Arzt, den Sienesen Arcangelo, und Federico Fregoso gesandt, doch sie trafen Guidobaldo nicht mehr am Leben. Als die Leiche nach Urbino gebracht ward, gingen der Klerus, die Mönche und die Laienbruderschaften ihr entgegen. Die Stadt wünschte, im Dome auf ihre Kosten eine grossartige Leichenfeier zu halten. Am 2. Mai 1508 fand sie statt.

Vor dem Hauptaltar hatten ausgezeichnete Baumeister, vor allem Girolamo Genga, einen hohen, prächtigen, einem Mausoleum ähnlichen Katafalk errichtet, den mehrere Reihen von dunkel marmorierten Säulen trugen. In den grösseren Zwischenräumen waren die bedeutendsten Taten Guidobaldos malerisch dargestellt, die kleineren füllten Titel und Lobpreisungen des Herzogs; hoch oben an Stangen die Fahnen und Banner aus seinen Kriegen. All das war so reich beleuchtet, dass es fast blendete.

In der Mitte des Gerüstes, um das die niedrigsten durch grosse Bogen geteilten Säulen eine Krone bildeten, stand die mit schwarzem Sammet bedeckte Bahre, auf ihr lag der Mantel der Ritter des Hosenbandordens. Die Leiche selbst im Holzsarg war bereits neben der Federicos zu San Bernardino aufgestellt. Die Mauern des Doms waren schwarz ausgeschlagen, der Boden mit dunklen Teppichen belegt. Fünf Bischöfe wohnten der Feierlichkeit bei, der von San Leo, der älteste, opferte.

Während des Opfergebets betrat Lodovico Odasio in reicher Trauerkleidung die Kanzel und sprach in elegantem Latein von den Taten und Tugenden seines erlauchten Schülers: von dem grossen Geist Guidobaldos, von der guten und strengen Erziehung, die er ihm auf Wunsch Federicos hätte angedeihen lassen, von der Gründlichkeit und Mannigfaltigkeit der Studien und ritterlichen Übungen, von den Ehren und freigebigen Spenden, die er, Odasio, von Vater und Sohn erhalten, von der liebevollen Sorge des Herzogs, die er ihm bei einer Krankheit gezeigt.

Nachdem er von dem Missgeschick Guidobaldos, keinen Erben zeugen zu können, gesprochen hatte, fuhr er fort: „Es fürchteten die Götter, da die Eltern so tugendreich waren, die Söhne würden sich allzusehr dem Göttlichen nähern, oder sie wollten ihnen, da ihre Tugend den höchsten Grad erreicht hatte, keine Erben zugestehen, weil sie nicht besser sein konnten, und weil sie nicht wollten, dass die Nachfolge entarte oder verkomme."

Mit dieser prunkenden Phrase half sich der Trauerredner über Guidobaldos Anaphrodisie hinweg. Vom edlen Blut der Montefeltre war für den letzten nicht mehr viel geblieben, die fruchtbare Kraft des Geschlechts war dahin. Federico, ein Mensch, der mitten im Leben stand und alle Genüsse sinnlicher und geistiger Art sich gönnte, der seinen langen Weg beinahe immer in der warmen Sonne des Glücks gegangen ist — Guidobaldo, ein nachdenkliches Kind, ein ernster Mann, früh durch körperliches Leid bedrängt, vom Unglück verfolgt, machtlos ihm gegenüber, wenn er auch Hoffnung und Mut nicht sinken lässt, bald müde vom Leben, das für ihn kein Fest wie für Federico ist.

Er war nicht stattlich oder gar schön, kein Mensch, dessen Äusseres die Augen bestach. Hochgewachsen, breitschultrig, die Brust gewölbt, der Hals dünn, die Schenkel wohlgeformt, die Beine etwas kurz, das Gesicht lang, weiss, doch von gesunder Farbe, das Haupthaar dünn und schwach, in der Jugend blond, später rötlich; solange ihn die Gicht nicht plagte, wusste er sich anmutig zu bewegen, hielt er sich gut. Der Gesichtsausdruck wie beim Vater freundlich-ernst, auch war er wie Federico ein gewandter Sprecher, wenn er auch einige Buchstaben nur mit Mühe hervorbrachte. Eine Münze zeigt ihn uns als Jüngling. Marco Zoppo malte ihn, als er Feldhauptmann der Florentiner war.

Furcht kannte er nicht, man warf ihm sogar vor, dass er in Schlachten mehr als ihm, dem Feldherrn, zukam, der Gefahr sich aussetzte. Um elegante Kleider, um prächtigen Putz kümmerte er sich wenig, es ging ihm um die Sauberkeit und den Anstand. Er hielt das Wort, das er gab, doch sein Charakter widerstand schliesslich der Überredung eines Stärkeren nicht. Die veränderten Verhältnisse zwangen ihn, auf seinen Vorteil zu sehen: ein Idealist war in dieser wie zu allen Zeiten heimatlos.

Manches, was eine kräftige Natur geahndet hätte, liess er hingehen. Francesco Maria durfte seinen Liebling Giovanni Andrea Bravo ermorden, ohne dass er ihn strafte. Er war nachsichtig und vergab, war milde und gerecht. Dass er, ein Montefeltro, der Wissenschaft und Kunst geneigt war, verstand sich von selbst. Er war in allen Studien bewandert und sprach griechisch wie seine Muttersprache. Xenophon, den er die attische Sirene nannte, liebte er vor allen andern.

Er sammelte um sich Menschen, die bedeutend als Gelehrte, Politiker und Krieger waren und unterhielt sich oft mit ihnen, wenn er in Urbino weilte und die Gicht ihn an das Bett oder den Sessel fesselte. All diese Menschen bildeten gleichsam eine gelehrte Familie, deren Häupter der Herzog und die Herzogin waren. Den Eindruck, den sie auf ihre Umgebung machten, haben uns Bembo und Castiglione voller lebhafter Bewegung geschildert; des Lobes bleibt noch genug, wenn man es selbst auf einen Bruchteil reduziert. Durch die Superlative, mit denen Fürst und Fürstin verschwenderisch bedacht werden, leuchtet uns der Wert dieser beiden Menschen entgegen. Solange man den Cortegiano lesen wird, bleibt der Glanz des Herzogshofs von Urbino ungetrübt in aller Gedächtnis. Das schönste und treueste Bild gibt das Werk Castigliones, der es zu malen nach seinem langen Aufenthalt in Urbino und seinen literarischen Fähigkeiten am meisten berufen war.

Castiglione, der in seiner Person den von ihm als vollendeten Edelmann geschilderten Cortegiano in die Wirklichkeit zu übertragen sich bestrebte, war ein Mann, der selbst in dieser Zeit vielseitig gebildeter Menschen als Muster dessen galt, was bedeutende natürliche Anlagen und ihre gründliche Ausbildung wirken können: als Gelehrter, Politiker, Soldat, Hofmann steht er in der ersten Reihe. ,,Wir haben das arme Ravenna grausam zugerichtet und geschädigt", schreibt er einmal an seine Mutter. ,,Was ich habe tun können, um Leid zu verhüten, ist geschehen. Alle haben ihr Schäfchen ins Trockene gebracht, nur ich nicht; aber mich reut es nicht." Das zeigt ihn als Mann, dessen Menschlichkeit der Krieg nicht zerstören konnte. Er erfreute sich der Wertschätzung aller Guten und Grossen und nannte Bembo, Michelangelo,

Rafael seine Freunde. Der Meister von Urbino hat seine Züge festgehalten, so lernen wir ihn auch von Angesicht zu Angesicht kennen.

Neben ihm steht Pietro Bembo, der „Pfleger der Volkssprache", der elegante Latinist, der glänzende Improvisator Bernardo Accolti, „der einzige Aretiner" und der andere Bernardo, de' Dovizi, als Kardinal Bibbiena und Dichter der Calandra berühmt.

Den Künstlern und Gelehrten an die Seite treten die Kriegsmänner, Politiker und Kavaliere: Cesare Gonzaga, der früh Verblichene, wie Lodovico da Canossa erfahren in den Staatsgeschäften, gebildet und tapfer wie Alessandro Trivulzio, der für König Franz von Frankreich kämpft und unter den Mauern von Reggio fällt. Der mächtige neapolitanische Baron Sigismondo Morello, das Muster eines Kavaliers, Pietro di Napoli, Giovan Christoforo Romani, als Bildhauer und Steinschneider berühmt, als trefflicher Musiker bekannt, Nicolò Frisio, ein italienisierter Deutscher, Gasparo Palavicino, Roberto da Bari, der Fecht- und Reitlehrer des Hofes, Pietro Monti, bilden um das Herzogspaar und seinen erlauchten Gast Giuliano II. de' Medici, den Prächtigen zubenannt, der als Verbannter zu Urbino weilte, eine Korona, die mit den beiden Brüdern Fregoso, Verwandten des Herzogs, schliesst: Ottaviano, der seine Vaterstadt Genua vom Joch der Franzosen befreite, Doge ward, die Verschwörung der Fieschi durch seine Entschlossenheit unterdrückte, von seinen Feinden aber endlich doch überwältigt in Ketten zum Vizekönig nach Neapel geschickt ward und durch Gift endete; und Federico, der siegreich ein genuesisches Geschwader gegen die Korsaren führte und sie bis in die afrikanischen Wälder, wohin sie sich geflüchtet hatten, verfolgte, der dann aus einem weltlichen Krieger ein geistlicher Soldat ward und bis zur Würde eines Erzbischofs von Salerno, bis zum Kardinalat aufstieg.

In den Kreis dieser bedeutenden Männer, der durch die Schönheit und Klugheit der Herzogin und ihrer Damen, unter denen Emilia Pia, nach Castiglione die Lehrmeisterin aller, und Costanza Fregoso hervorragten, noch glänzender und belebter wurde, hat der Mantuaner die Gespräche seines Cortegiano verlegt. Da der Herzog durch seine Gicht an das Bett gefesselt wurde, war Elisabetta der Mittelpunkt

der Abendgesellschaft, die sich in ernster und heiterer Unterhaltung erging, in der es manchmal trotz aller vollendeten Höflichkeit zu lebhaften Debatten kam und auch nicht an verdeckten Ausfällen fehlte. Da konnte man, sagt Castiglione, anmutige Gespräche und ehrsame Scherze hören und auf dem Gesicht eines jeden den Ausdruck ruhiger Heiterkeit sehen, so dass dies Haus die eigentliche Wohnung der Fröhlichkeit genannt zu werden verdiente ... Die Herzogin war gleichsam die Kette, die uns in gemeinsamer Liebe so zusammenhielt, dass niemals die Einmütigkeit des Willens und die herzliche Zuneigung zwischen Brüdern grösser war als dort unter allen.

An den Festtagen erfreute man sich an Schaustellungen aller Art, so wurden während des Karnevals 1506 einige Pastoralstanzen, von Castiglione und Cesare Gonzaga komponiert, vorgetragen und vom schönsten Ballett, das man bisher gesehen hatte, begleitet. Ein aussergewöhnliches Ereignis war die erste Aufführung von Bibbienas Komödie Calandra, die das plautinische Menächmenmotiv so selbständig bearbeitete. Für die Ausstattung ward alles getan, was durch Kunstsinn und Geld geschehen konnte.

Castiglione hat an Lodovico da Canossa über diese Aufführung ausführlich berichtet. Die Bühne gab das Bild einer Strasse zwischen der Stadtmauer und den letzten Häusern, an der Mauer zwei Türme, auf dem einen die Pfeifer, auf dem andern die Trompeter. Das den Zuschauern zugekehrte Hauptsims trug auf blauem Feld in weissen Buchstaben die Verse:

Draussen im Ernste des Kriegs, daheim in den Künsten des Friedens
Ragte Cäsar hervor: ein großer Mann vermag beides.

Drähte, die grosse, aus Lichtern gebildete, die Worte „Freude des Volks" wiedergebende Buchstaben trugen, hingen von der Saaldecke herab.

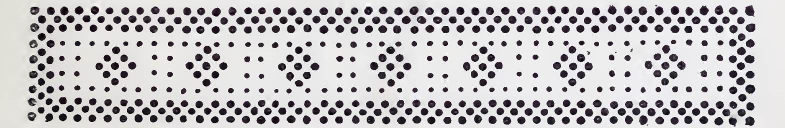
Die Dekorationen: Strassen, Paläste, Kirchen, Türme waren trefflich perspektivisch gemalt, zum Teil plastisch. Mit alabasternen Fenstern, goldenen und ultramarinblauen Architraven und Simsen, mit Marmorstatuen und Säulen war ein achtseitiger Tempel geschmückt. Ein Triumphbogen wies in Relief die Geschichte der drei Horatier, zwei Viktorien aus Stuck, Siegeszeichen in den Händen, standen

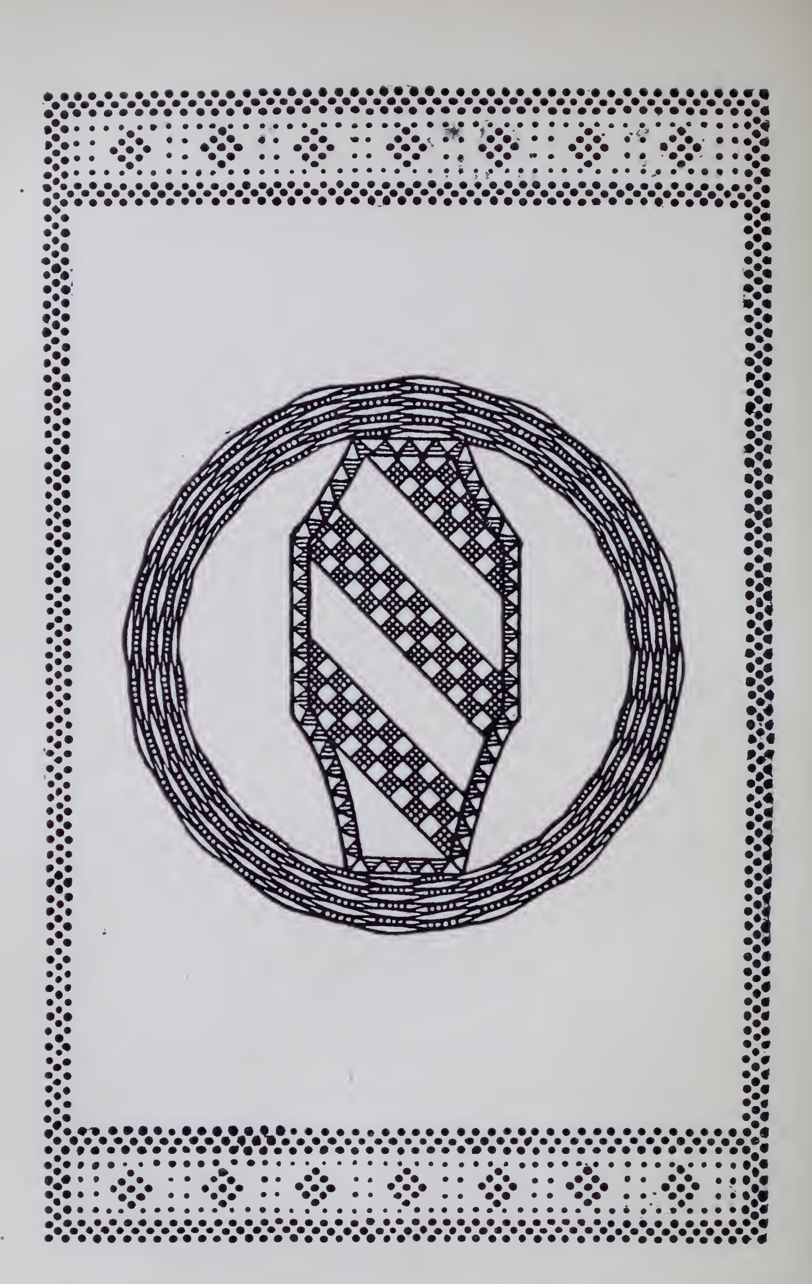
auf den den Bogen stützenden Pilastern, auf dem Bogen die Figur eines Reiters, der einen am Boden liegenden nackten Mann mit der Lanze durchbohrte, zu beiden Seiten des Pferdes trugen Altäre Feuerbecken.

Die Musiker sah man nicht, das Orchester war verdeckt. Da Bibbienas Prolog zu spät kam, verfasste Castiglione einen andern. Die Zwischenspiele interessierten ebenso wie die Komödie selbst. Ein Ballett stellte die Geschichte Jasons dar, wie er die Drachenzähne säte, wie aus ihnen die gewaffneten Männer emporwuchsen, wie sie sich gegenseitig bekämpften. Auf einem von Tauben gezogenen Wagen erschien Venus, von den Liebesgöttern umflattert, von den Menschen freudig begrüsst; Neptun mitten unter seinen Seeungeheuern, Juno auf einer Wolke, umgeben von Adlern, Straussen, Seevögeln, Papageien und den Personifikationen der Winde.

Zum Schluss erschien ein Amorino und erklärte in Versen Castigliones, das Zwischenspiel habe den Krieg und seine Vertreibung durch die Liebe dargestellt, die überall, auf der Erde, auf dem Meer, in der Luft Frieden stiftet. Eine Allegorie, trefflich passend für diesen Hof, der sich die Pflege edelster Geselligkeit, aller Kunst und Wissenschaft zur Pflicht machte, für ein fürstliches Paar, das sich im Frieden am Grössten und Schönsten betätigen konnte.









DIE MALATESTA



äre Rimini in Trümmer gelegt und dem Erdboden gleichgemacht, wäre alles, was in Marmor und Erz, in Palästen und Kirchen heute das Andenken an die Malatesta erhält, vertilgt und bis auf das Letzte vernichtet worden, das alte Herrengeschlecht, das so lange und ruhmreich die kleine Stadt an der Adria und weithin das Land regierte, wäre doch nicht vergessen: die Dichtung hat Francesca und Parisina verklärt und Sigismondos und Isottas Preis klingt uns aus Chroniken und Prunkpoesien voll entgegen.

Dantes unvergängliche Verse, die schöner die Tragödie wiedergeben als alle späteren zusammen, spiegeln das unendliche Leid, das kurze Glück und die lange Qual der schönen Francesca und des ritterlichen Paul wie ein dunkler von starren Felsen umwehrter Bergsee das milde Mondlicht. Das Herz des Florentiners ist warm und mitleidsvoll, als er die leidbeschwerten Seelen, die Liebe in den Tod führt, die keinem Gegenlieb' erlässt und beide jetzt noch in der Hölle aneinander bindet, ihr finstres Geschick erzählen hört.

Jahre gehen dahin und eins verschlingt das andere, da holt der Markgraf Nikolaus Este sich eine Malatesta, Parisina, nach seinem Fürstensitz Ferrara. Bald verstrickt sündige Leidenschaft ihr Gedanken und Sinne, in Liebe entbrennt sie zu ihrem Stiefsohn Ugo, und diese Liebe führt beide aufs Blutgerüst. An einem Tag beklagte Nikolaus den Tod des Sohnes und der Gattin, die er beide liebte, und niemals, wie der Dichter sagt, hob ein Lächeln seine Brauen, die schöne breite Stirn trug des Grübelns tiefgegrabnen Zug, die Furchen, die unzeitig mit dem heißen Pflug der Sommer schnitt, die Narben, die der Kampf der Seele hinterlässt; ihm waren Freude hin und Klage, nichts war geblieben, nichts erworben als wache Nächte, schwere Tage. —

Abermals vergehen die Jahre, und über Rimini herrscht Sigismondo und neben ihm thront Isotta, die Zierde Italiens, wie sie enthusiastisch der Literatenhof von Rimini nennt. Auch sie beide erfahren den Wechsel des Glücks im reichsten Mass. Gefürchtet, geehrt, ein mächtiger Herr,

ein Feldherr von hohem Ruf sinkt Sigismondo, vom Missgeschick, das er durch eigne Schuld heraufbeschwor, herab zu einem kleinen Fürsten, dem nichts geblieben ist als Rimini und sein Schwert und der schliesslich seine militärischen Talente nur noch als Wachkommandant im Vatikan nutzen durfte. Isotta, die einzige Frau, an der er gehangen und zu der er trotz aller Liebschaften stets wieder zurückkehrte, erlebt das Leid, ihren Sohn, den Thronerben, von seinem Bastardbruder Roberto ermordet zu sehen und endet an Gift, das ihr der ehrgeizige Usurpator reichen lässt, ein echter Malatesta, ohne Bedenken in der Wahl seiner Mittel, wenn sie ihn nur zum Ziel führen.

So glänzend die Anfänge und Blüte der Malatesta, so elend ihr Ende. Kläglicher ist kaum eins der andern berühmten Geschlechter Italiens verkommen: der Enkel Sigismondos, als Regent ohne Talente, als Mensch ohne gewinnende Züge, wird von seinem Volk verjagt, irrt von Hof zu Hof und bettelt um ein Asyl. Schliesslich ist er gezwungen, den Vatikan um Unterstützung anzugehen, von dem sein Vater einst durch Papst und Kardinalskolleg als Sieger über den Herzog von Calabrien die Triumphkrone erhalten und als Befreier des Pontifex empfangen ward.

Der Ursprung des Geschlechts der Malatesta führt ins zwölfte Jahrhundert, um dessen Mitte Giovanni aus Penna Billi im Gebiet von Montefeltro das Stadtrecht zu Rimini erwirbt. Giovannis Sohn erhält ob seines jäh auffahrenden, gewalttätigen Wesens den Zunamen Malatesta, der dann der Familiennamen werden sollte. Unter ihm wird der Grundstein zur Grösse des Hauses gelegt: er ist ein tüchtiger Soldat und erheiratet grossen Besitz.

Sein Erbe, Malatesta da Verucchio, der Hundertjährige beibenannt, wird das erste Welfenhaupt der Romagna, vertreibt den Ghibellinenführer Parcitade aus Rimini und wird Herr der Stadt. Er ist eine machtvolle Persönlichkeit, ebenso tapfer wie schlau, ein Realpolitiker, der alles zu seinem Vorteil zu nutzen weiss. Er bleibt bis zum letzten Atemzug das gebietende Oberhaupt, und seine vier Söhne, alle tapfere Soldaten, weiss er als Podestà oder Herren der Nachbarstädte unterzubringen. Sein Leben füllt ein ganzes Jahrhundert, und Dante hat ihn in wenigen Versen nach seiner Haupteigenschaft gezeichnet.

Verucchios alter Bluthund und der junge,
Die mit Montagna wüst verfuhren, setzen
Da, wo sie sind, die Zähn' als Bohrer ein.

Der Alte, der soviel erlebt, muss auch sehen, wie sein Sohn Paul, der selbst in notariellen Akten und päpstlichen Brevia „der Schöne" zubenannt wird, von dem Bruder, dem lendenlahmen Giovanni, als Ehebrecher erdolcht wird. In seine Greisenjahre spielt die Francescatragödie hinein, und er billigte die von dem Betrogenen geübte schnelle Rache.

Giovanni war ein ausgezeichneter Soldat, den sich die grössten Städte der Mark, der Romagna, die Republiken Mittelitaliens als Feldherrn zu sichern suchten. Die Polenta von Ravenna baten eines Tags den Alten um Hilfe gegen ihre inneren Feinde, die Taversari; Malatesta schickte ihnen Giovanni, der als Siegespreis und zum Siegel des Bundes Francesca erhielt. Kein Wunder, dass der Harte, Grausame, Missgestaltete und ob seines Leidens Verbitterte vor Francescas Augen ganz gegen Paolo zurücktrat, der sich an Stelle des Bruders die Verlobte in Procura antrauen liess.

Der Dantekommentator Benvenuto da Imola hat Paolo um seinen guten Ruf gebracht. Der Malatesta soll ein Weichling, dessen grösste Erfolge leichte Siege über Mädchen und Frauen waren, gewesen sein und Francesca ihn nur ob des schönen Gangs seines Pferdes, seines weissen Teints, seiner feinen Haartracht geliebt haben. So geht die Sage und Tradition, doch anders meldet die Geschichte: Er stand seinem Bruder an Kriegsruf nicht nach und war ein Condottiere, dessen Schönheit durchaus nicht sein einziger Vorzug war. Er stand im vierunddreissigsten Jahr, da ihn des Bruders Dolch in der Kammer der Festung zu Rimini traf, und hinterliess aus seiner Ehe mit Orabile Beatrice zwei Kinder.

Das ist die erste blutige Tragödie, die sich im Hause Malatesta abspielt, und ihr sollte noch manche andere folgen. Die Herren von Rimini sind aus einem wilden, trotzigen Geschlecht, das, gilt es Grösse und Macht, kein Recht und keine Treue kennt, und einer aus dem Stamm trägt den bezeichnenden Beinamen Guastafamiglia, Familienzerstörer. Jeder von ihnen ist auf sich selbst gestellt, misstraut dem Bruder und bekämpft den Vetter; jeder sieht

um sich nur Feinde, die seinen Untergang wünschen. Selten ist ein wahrhaft brüderliches Verhältnis zwischen den engsten Blutsverwandten, und selbst Carlo, einer der besten Malatesta, hat etwas von der Falschheit und Doppelzüngigkeit seines Geschlechts: als der Malatesta dei Sonetti während eines Feldzuges ihm die Regierung von Pesaro anvertraut hatte, musste er sie ihm bei seiner Heimkehr mit Schwertesgewalt wieder entreissen.

Gegensätze, wie man sie wohl in keinem der andern berühmten Häuser Italiens findet, sind bei den Malatesta beinahe alltäglich. Den Guastafamiglia, der mit einer von keinem späteren Geschlechtsgenossen übertroffenen Skrupellosigkeit die Vergrösserung seiner Herrschaft anstrebte, merkwürdig genug aber mit seinem Bruder Galeotto in grösster Eintracht lebte und die Herrschaft teilte, beerbt sein Sohn Pandolph, ein wahrer Heiliger, der, bevor er die Regierung antritt, nach Avignon geht, um zu Füssen des Papstes den Treueid zu leisten, und später als Pilgrim zum heiligen Grabe ziehen will, ein Freund Petrarcas, mit dem er in Briefwechsel steht und dem er zweimal einen Maler schickt, der sein Bild festhalten soll.

Gegensätze wie hier zwischen Vater und Sohn begegnen später bei den Brüdern Galeotto und Sigismondo und in noch höherem Mass. Galeottos Reich war nicht von dieser Welt, das Volk nannte ihn il Beato, und es nimmt nicht Wunder, dass er in den im sechzehnten Jahrhundert veröffentlichten Heiligenlisten figuriert. Er lebte wie ein Büsser, liess sich in den Franziskanerorden aufnehmen — ein Bild zeigt ihn in der Kutte vor einem Altar —, kasteite sich bis zum Selbstmord, dachte nur an sein Seelenheil und das jenseitige Reich, lebte mit seiner Gemahlin Margarita Este wie ein Bruder mit seiner Schwester und war allem Weltlichen derart abgewandt, dass der Papst ihn an seine Fürstenpflichten und die Forderungen des Lebens erinnern musste. Sein Büsserhemd war so hart, dass sein Körper sich mit Wunden bedeckte, und manchmal verlor er so viel Blut durch seine Geisselungen, dass man glaubte, er würde daran sterben. Hätte er nicht seinen Bruder Sigismondo neben sich gehabt, so wäre die Herrschaft damals den Malatesta von Rimini verloren gewesen. Als das Land bedroht war, griff Galeotto nicht zum Schwert,

sondern wanderte zu den Minoriten nach Arcangelo, um in inbrünstigem Gebet Hilfe zu erflehen. Als seine grösste Tat sah er die Vertreibung der Juden aus seinem Staat an; es kümmerte ihn nicht, dass eine grosse Menge der arbeitsamsten und reichsten Bewohner aus dem Land gejagt wurden, er wollte nicht die Nachkommen derer bei sich leiden, die den Erlöser gemartert und gekreuzigt hatten. Wie er, ein Zwanzigjähriger, infolge seiner übermässigen Kasteiungen starb, ward er nach seinem Wunsch ohne Pomp bestattet, vier fackeltragende Minoriten geleiteten ihn zu der Ruhe, die er sein ganzes junges Leben vergeblich schon in dieser Welt gesucht hatte.

Ein grösserer Gegensatz zu ihm als Sigismondo, der mit allen Sinnen am Leben hing und alle Genüsse, die es ihm bot, bis auf den Rest auskostete, lässt sich nicht denken.

Die Malatesta gehören zu den begabtesten Herrengeschlechtern Italiens, fast alle sind irgendwie hervorgetreten, haben sich als Soldaten, Mäcene, Literaten, Bauherren ausgezeichnet. Neben hervorragende Kriegsmänner, wie den hundertjährigen Malatesta, den ersten und dritten Pandolph, Guastafamiglia, Sigismondo und Roberto treten Literaten wie der Malatesta dei Sonetti, Bauherren wie Malatesta Novello, der die Bibliothek und das Spital zu Cesena errichtet, Mäcene wie Carlo.

Wie Doppelzüngigkeit und Falschheit erblich in diesem Geschlecht sind, so nicht minder hohe Intelligenz, militärisches Talent, Liebe zur Kunst und Wissenschaft. Merkwürdig genug steht der mässige Umfang des Landes im Gegensatz zu den grossen Persönlichkeiten, die es regieren und ihre Herrschaft auf Kosten schwächerer Nachbarn um jeden Preis, durch jedes Mittel auszudehnen versuchen. Im vierzehnten Jahrhundert hatte ihr Reich den grössten Umfang, die ganze Mark Ankona und ein Teil der Romagna ward von ihnen regiert. Es war die Zeit, da die Päpste machtlos zu Avignon sassen und ehe der grosse Kardinal Albernoz den Herrschaftsgelüsten der kleinen Fürsten ein Ziel setzte. Später zerfiel das Reich der Malatesta, doch bleb ihnen immerhin noch Pesaro, Rimini, Fano, Cervia, Fossombrone; Sigismondo ward auf Rimini beschränkt und nach der kurzen Regierung Robertos, des Erben der Tu-

genden wie der Laster seines Vaters, war es mit der Herrschaft der Malatesta zu Ende.

Was die Herren von Rimini vor den meisten andern Fürsten ihrer Zeit auszeichnet, ist nicht so sehr das grosse Interesse für Kunst und Wissenschaft als die hohe Achtung gegenüber ihren Vertretern zu einer Zeit, da man zu ihrer besondern Schätzung noch nicht gekommen war.

Der Malatesta dei Sonetti, ob einer Sammlung Gedichte so zubenannt, wird als Mäcen gerühmt, gleich seinem Vater ist er ein grosser Bauherr. Die von ihm errichteten Kirchen S. Agostino und S. Domenico sowie S. Francesco, das der zweite Pandolph baute, sind die einzigen Denkmäler der langen Malatestaherrschaft zu Pesaro, die unter dem unfähigen Galeazzo schmählich zu Ende ging. Ewig besorgt um sein armseliges Leben, in steter Angst vor den Nachstellungen seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Verwandten, besonders Sigismondos, war er froh, die Stadt, die seine Vorfahren hundertfünfzig Jahre beherrscht, durch Gewalt und List erobert, durch zahllose Erpressungen bedrückt und stets verlieren zu können hatten fürchten müssen, dem Sforza verkaufen zu können.

In noch höherem Grade als Malatesta dei Sonetti ist Carlo Mäcen, mit seinem Bruder Pandolph einer der Feldherren im Dienste des Visconti, der sich ein lombardisches Königreich erobern will. Er ist bedeutend als Kriegsmann, doch nicht minder als Regent. Seine Untertanen liebten ihn, und ihre Neigung für ihn äusserte sich in sehr charakteristischer Weise: in feierlicher Prozession zogen die Bürger in Weiss gekleidet und die Frauen von Carlos Gemahlin, Elisabeth Gonzaga, geführt zur Kirche, um Gnade für das Regiment des neuen Herrn zu erbitten. Danach sprach Carlo von einer Estrade zum Volk, mahnte es zu guten Werken und flehte Gottes Segen auf seine Herrschaft hernieder — eine Szene, die einzigartig in der Zeit ist.

Unter seinem Regiment ist Rimini vielleicht am glücklichsten gewesen, er gehört zu den Malatesta, die nach ihren Charaktereigenschaften am höchsten stehen. Sein Vater Galeotto, der Bruder des Guastafamiglia, hatte ihm eine sorgfältige Erziehung zuteil werden lassen, Leonardo degli Allegretti, der aus Forli als Guelfe Vertriebene, und

der berühmte Petrarcaschüler Giovanni Malpighini waren seine Lehrer: die bedeutenden natürlichen Anlagen des Malatesta wurden aufs Verständnisvollste gefördert und zur schönsten Entwicklung gebracht. Der Florentiner Leonardo Bruni Aretino, der als päpstlicher Sekretär oft zu Carlo gesandt ward, ist des Lobes des Malatesta voll und erklärt, kein andrer Feldherr damaliger Tage hätte so verschiedene Gaben und so harmonisch in sich vereinigt.

Dieser Marcus Cato, wie man den Malatesta zubenannte, pflegte sich, wenn er von der Jagd oder aus der Schlacht kam, mit seinen Freunden von den höchsten Dingen zu unterhalten und nahm es mit den grossen Gelehrten und scharfsinnigen Theologen im Disput auf. Er schmückte seine Rede gern mit Sprüchen aus der heiligen Schrift und sprach mit Vorliebe in Gleichnissen und Aphorismen. Dass er, der mit Coluccio Salutati, dem grossen Florentiner Kanzler, im Briefwechsel und zu den meisten Humanisten in persönlichen Beziehungen stand, ein grosser Büchersammler und -liebhaber war, versteht sich von selbst; er nahm sich die Zeit, viele Manuskripte eigenhändig zu kopieren und erwies sich darin als ein trefflicher Kalligraph.

Unter den Auspicien seiner gelehrten Freunde ward zu Rimini die erste italienische Akademie, früher als die beiden Florentiner in den Gärten von Rucellaï und zu Careggi gegründet. Sie war eine würdige Vorläuferin des Literatenhofes unter Sigismondo. Dasselbe Interesse, das er den Gelehrten zeigte, fanden bei ihm die Künstler. Die Residenz der Malatesta um das fünfzehnte Jahrhundert, das Gattolo, erfreute sich seiner besondern Aufmerksamkeit. Er liess es mit feinem Geschmack und unter grossen Kosten durch hervorragende Künstler schmücken, die er aus Florenz vornehmlich zu sich berief, die aber auch sein Ruf als Freund der Künste selbst nach Rimini zog. Eine Anzahl Zimmer in seinem Palast liess er al fresco ausmalen. Der Name dieses Künstlers ist unbekannt, doch um so bekannter der seines Gehilfen: Lorenzo di Cione Ghiberti. Wäre nicht der Wettbewerb wegen der Türen des Battistero ausgeschrieben und dadurch Ghiberti nach Florenz gezogen worden, so hätte der junge Künstler sicher in Rimini eine Heimat gefunden. Carlo erkannte seine Fähigkeiten so deutlich, dass er ihn als Pensionär an seinem

Hof behalten wollte, und entliess ihn erst, als Ghiberti ihm die Mauern seiner Residenz mit grossen Emails geschmückt hatte.

So ging der kleine Hof von Rimini allen andern in der Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften unter der klugen und gerechten Herrschaft Carlos voran, der die Ruhe in seinem Lande seiner geschickten und vorsichtigen Politik zu danken hatte. Alle Päpste von Innocenz VIII. bis zu Eugen IV. herab waren ihm wohlgeneigt, denn er hatte sich stets als Anhänger des heiligen Stuhls bewährt. Nicht zuletzt durch seine Bemühungen ist dem Schisma ein Ziel gesetzt und Martin V. zum Papst gewählt worden, und die Dankbarkeit der Pontifices bekundete sich ihrem treuen Diener vor aller Augen: Martin Colonna gab ihm nach dem Tode der Gonzaga seine Nichte Vittoria zur Gemahlin und Eugen liess von Simone Ghini, demselben Künstler, der für Martins Grab die schöne Bronzeplatte arbeitete, die goldne Rose bilden, die er ihm als Zeichen der Anerkennung für die dem päpstlichen Stuhl geleisteten Dienste überreichte.

Das kleine Reich des Malatesta stand in hoher Blüte, und Rimini spielte als Handelsstadt eine bedeutende Rolle, die es nicht zum mindesten den Humiliaten, die seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Wollweberei hier eingeführt hatten, dankte. Die seit tausend Jahren zwischen Rom und Rimini bestehenden Handelsbeziehungen wurden mit allem Eifer aufgenommen und fester geknüpft, Wein und Früchte wurden exportiert — die Feigen von Rimini waren so gut wie die von Brindisi —, der Hafen an der Marecchia ward restauriert und vergrössert, die Handelsflotte zählte vierzig Schiffe, die selbst die hohe See befahren konnten, die Fischereiflotte war bedeutend. Die Stadt, die jährlich vierundvierzigtausend Golddukaten einbrachte, muss ziemlich volkreich gewesen sein, allein in den sechs Vorstädten zählte man gegen fünftausend Seelen.

Neben Carlo tritt sein jüngerer Bruder, der grosse Pandolph, der Vater Sigismondos, einer der bedeutendsten Condottieri aus dem Hause Malatesta. Wie Carlo steht er im Dienst Giangaleazzo Viscontis, nach dessen plötzlichem Tode wird er Generalissimus des Thronfolgers Gian Maria. Er will sich aber nicht unter fremdem Banner erschöpfen

und versucht dem jungen Herzog die Herrschaft zu entreissen. Wie das ihm nicht gelingt, erobert er sich Bergamo, Monza, Brescia zu seinem väterlichen Erbe Fano, und siebzehn Jahre lang beherrscht er die dem Visconti genommenen Städte, ehe Carmagnola sie ihm entreisst.

Wenn er auch ein ganz andrer Charakter wie sein Bruder ist, so steht er ihm an geistigen Fähigkeiten gleich und hat dasselbe lebendige Interesse für Kunst und Wissenschaft. Die Florentiner Gesandten erstaunten ob des umfassenden Wissens und der ausgezeichneten Bildung beider Brüder.

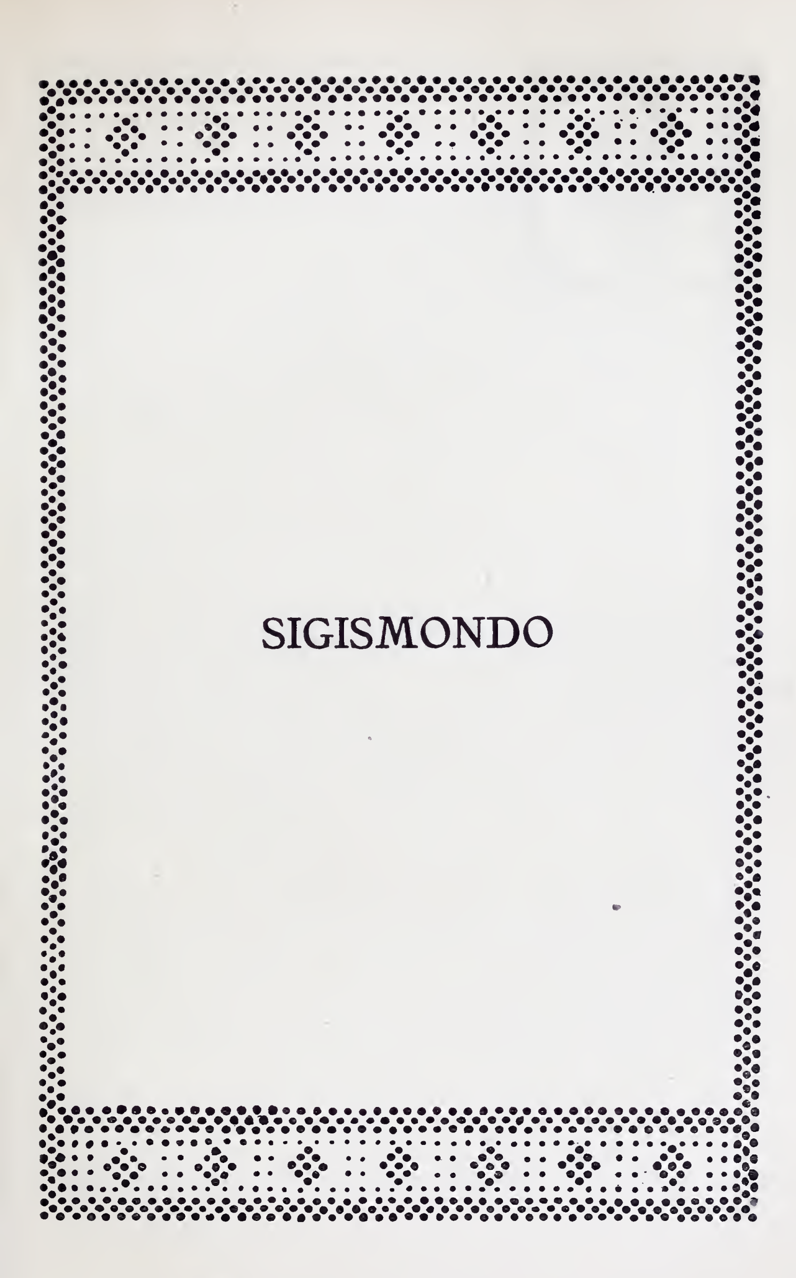
Pandolph schrieb ein elegantes Latein — seine Antwort an die berühmte Isotta Nogarola, die ihn um Rückgabe der ihm geliehenen moralischen Werke Plutarchs bittet, ist noch in der Riccardiana zu Florenz zu lesen — und verstand Provençalisch und Französisch. Wie ihm einmal Simone di Ser Dino da Siano Sonette in drei Sprachen rezitiert, antwortet Pandolph ebenso auf sie sofort. Der Malatesta liebte es, sich mit gebildeten Menschen zu umgeben, wenn er der Sitte der Zeit gemäss an seinem Hof auch Improvisatoren und Komödianten hielt. In der Wahl seiner Sekretäre war er sorgfältig und vorsichtig, und ihre Namen zeigen, welchen Wert er auf gründliche Bildung legte.

Während man am päpstlichen Hof noch nicht die Träger der Kunst und Wissenschaft als hervorragende Männer auszeichnete und sie bei Festen und Feierlichkeiten unter die niedere Dienerschaft wies, zeigten ihnen die beiden Malatesta hohe Achtung und liessen sich von ihnen bei öffentlichen Festen begleiten. Eine charakteristische Geschichte erzählt Michele Savonarola in seinem Buche über Bäder und Thermen: eines Tags lud der Markgraf Niccolo Este die Malatesta von Rimini und Fano und Giovanni Francesco Gonzaga zu sich zu Tisch. Als der letzte Gast, der berühmte Arzt Giacamo da Reggio, eintrat, erhob sich Pandolph und forderte für ihn den ersten Platz an der Tafel.

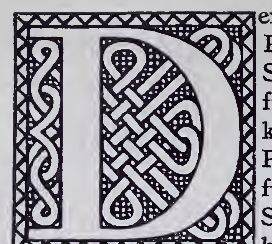
Wie die Montefeltre in Federico gipfeln, so die Malatesta in Sigismondo, er vereinigt Tugenden wie Laster des Geschlechts in höchster Potenz in sich und ist der Malatesta *κατ᾽ ἐξοχήν*.


PRAECL·ARIMINI·TEMPLVM·AN·GRATIAE·V·F·
M·CCCC·L·





SIGISMONDO

er erbitterte Feind des Malatesta, Papst Pius II., hat trotz allen Hasses gegen Sigismondo doch die Objektivität gefunden, ihm das Lob zu spenden: „Er kannte das ganze Altertum, war in der Philosophie sehr bewandert und schien für alles, was er unternahm, geboren“. So sehr der Papst den treulosen, wortbrüchigen Condottiere hasste, er musste doch die bedeutenden geistigen Qualitäten des Malatesta anerkennen. Sie waren ja auch in ganz Italien offenkundig. Dichter, Künstler, Gelehrte hatten ein grosses Interesse, den Herrn von Rimini zu rühmen, und die ausgewählte Umgebung Sigismondos sorgte in reichem Mass für das Renommee ihres Beschützers.

Der Wunsch und die Sehnsucht, gerühmt zu werden, seinen Namen den fernsten Geschlechtern noch genannt zu sehen, das leidenschaftliche Gefühl, nach dem Tode als ein Held und Mäcen, wie er grösser sich nicht denken lässt, im Andenken der Späteren von einer unvergänglichen Gloriole umstrahlt fortleben zu wollen, ist in keinem andern Condottiere so stark und lebendig als in Sigismondo gewesen. Alles geschieht bei ihm, möchte man sagen, sub specie aeternitatis.

Er ist ein Mensch, der den höchsten Zielen zustrebt, ein Idealist, dem aber kein Weg zu krumm, kein Mittel zu schlecht ist, um zu diesen Zielen zu kommen; ein Mensch, der alles um der Grösse seines Namens willen tut und dessen ganzes Leben auf die Verherrlichung seiner selbst abzielt: aus diesem Grunde baut er den Malatestatempel und die Rocca Malatestiana, beruft er Künstler und Gelehrte an seinen Hof, beweist er ihnen in der Fremde, zu Rom und Florenz, eine aussergewöhnliche Freigebigkeit, infolge deren er als einer der am besten zahlenden Mäcene dieses mäcenenreichen Jahrhunderts galt, er, dem man nachsagte, er sei von Natur geizig und nur durch die Sucht, sich vor andern hervorzutun, zur Liberalität getrieben. Aus diesem Grunde übte er gegen die Träger der Kunst und Wissenschaft eine grossartige Gastfreundschaft. Er ist gegen sie, die er für die Vertreter einer ungeheuren Macht hält, von einer Höflichkeit und Achtung, die man nur bei wenigen seiner Zeit findet.

Wie er einmal hört, dass Antonio Campano, der die Geschichte des berühmten Braccio da Montone geschrieben hat, durch Rimini kommt, um zu Braccios Sohn, Carlo Forte Braccio, sich zu begeben, lässt er den Historiker, den er noch nicht kennt, von dem er aber bereits gehört hat, aus seiner Herberge in den Palast bitten, wo er ihn liebenswürdig begrüsst, an seinen Tisch zieht, mit Geschenken überhäuft.

Campano ist wie alle, die mit Sigismondo in Berührung kommen, von ihm bezaubert und von dem Reichtum und der Grösse seiner Kenntnisse überrascht, und säumt nicht, nach besten Kräften den Ruhm des Augustus von Rimini zu mehren.

Augustus von Rimini! Das will Sigismondo sein. Der Glanz des römischen Kaiserhofes soll widerstrahlen von dem kleinen Fürstenhof von Rimini.

Er folgt damit der Tradition seines Hauses, das in jeder Generation Mäcene aufzuweisen hatte. Wie die Polenta von Ravenna Dante aufnahmen, so stand der Malatesta von Pesaro im freundschaftlichsten Verhältnis zu Petrarca, und seit dem Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts gab es keinen Florentiner, römischen, venetianischen Literaten, der den Malatesta fremd gewesen wäre.

Leonardo degli Allegretti ist der Lehrer von Sigismondos Oheim, Carlo, der Freund Salutatos, und der grosse Florentiner Kanzler empfiehlt ihm den berühmten Petrarcaschüler Malpighini als Lehrer: im Jahre 1406 wird zu Rimini die erste italienische Akademie gegründet.

Beim Tode seines Vaters zählt Sigismondo zwölf Jahre und kommt an den Hof zu Rimini zu seinem Oheim und seiner Tante, Elisabeth Gonzaga. Hier wird er erzogen und in dieser Umgebung wächst er auf, wo alles Geistige so hoch geschätzt wird und man über den klug und vorsichtig verfolgten materiellen Interessen niemals die höheren ideellen vergisst.

Sigismondo stammt von einem grossen Kriegsmann, der seine Musse aber zur Förderung seiner Bildung so eifrig nutzt, dass Francesco Filelfo sein Wissen rühmt, der mit Leonardo Bruni Aretino auf der Heimkehr von der Jagd sich gelehrt unterhält und mit Carlo Marsupini die Überlegenheit der einen Philosophenschule über die andre lebhaft diskutiert.

Kein Wunder, wenn die beiden Brüder bei Gelehrten und Künstlern im höchsten Ansehen standen und Poggio, Platina, Biondo, um nur einige zu nennen, ihr Lob sangen! Kein Wunder auch, dass Pandolphos Kinder, Sigismondo und Malatesta Novello, in die Fusstapfen von Vater und Oheim traten und ihren Ruhm darin suchten, sich als würdige Erben beider zu erweisen.

Man kann den Literatenhof von Rimini mit keinem der andern Fürstenhöfe Italiens, noch mit dem von Florenz und Rom vergleichen. Er ist kleiner, übt geringeren Einfluss und strahlt weniger Glanz. Das hängt mit Sigismondos Charakter und Natur zusammen. Er ermangelt der Stetigkeit, ist stets voller Pläne, trägt sich fortwährend mit neuen Unternehmen. Seine innere Rastlosigkeit, die aus einem lebhaften, allen Eindrücken zugänglichen und von ihnen beeinflussten Geist resultiert, treibt ihn von einem zum andern. Diese Unruhe teilt sich notwendig und natürlich den Seinen mit. Daneben überschätzt Sigismondo seine materiellen Mittel, und seine Absichten stehen zu der Möglichkeit ihrer Ausführung in einem merkwürdigen Missverhältnis. Er hatte nicht die grossen Einnahmen und war nicht ein so guter Wirt wie Federico Montefeltro und wollte doch diesen Rivalen übertrumpfen. Wenn der Herzog von Urbino seinen Palastbau nicht vollendete, so war nicht Geldmangel daran schuld, sondern Federico hatte zu spät mit dem Bau begonnen; Sigismondos Malatestatempel hatte dagegen oft unter den dürftigen Mitteln, die zur Verfügung standen, zu leiden. Häufig fehlte es sogar an Geld für den Guss und das Metall der Medaillen, die man prägen wollte, und in den Briefen des Haushofmeisters Pietro de' Genarii findet man den Passus: „Seit der Abreise Eurer Herrlichkeit haben wir recht wenig Geld gehabt." Und Albertis Nachfolger, Matteo Nuti der Architekt, beklagt sich, durch Geldmangel in der Förderung seiner Arbeiten gehemmt zu sein.

Vom Palast von Urbino geniesst man eines schönen Rundblicks, von der offiziellen Residenz der Malatesta zu Sigismondos Zeit, der Rocca Malatestiana, gehen die Augen nicht über Kurtinen, Bastionen, verdeckte Gänge, Höfe, in denen sich die Besatzung sammelt und übt, hinaus.

Federicos Palast ist ein fürstlicher Herrensitz, Sigismon-

dos Residenz eine Festung. Der Malatesta ist und will in erster Linie Soldat sein und bekundet das auch nach aussen in seinem Domizil, in dem alles auf den praktischen Zweck berechnet ist.

Doch trotz des streng militärischen Aussehens entbehrten die Herrengemächer nicht kostbarer Zierate und reichen Schmucks. Lorenzo Ghiberti hatte sie mit schönen Emails geziert, die Mauern waren mit pächtigen Teppichen behängt, und im Inventar finden wir Goldbrokat, mit Gold durchwirkte Seidenstücke, reich gestickte Polster.

Sigismondos Zimmer wies ein Bett mit Vorhang auf, zwei Truhen, einen kleinen Tisch, auf dem Bücher, alles Manuskripte natürlich, lagen: ein mit Miniaturen ausgemalter Petrarca, Roberto Valturios Buch „Über das Kriegswesen", einige Klassiker und die zum Lobe seiner Geliebten und späteren Gattin verfassten und gesammelten Isottai. Die Waffen, Rüstungen, Harnische, die den kriegerischen Schmuck des Gemaches bildeten, wiesen auf den Condottiere hin, der selbst in seiner kurzen Friedensmusse den Anblick seiner Waffen nicht entbehren wollte.

In den Höfen der Festung werden Turniere abgehalten und finden die Zweikämpfe statt; die grosse Redeschlacht zwischen Basinio und Porcellio, dem er Unkenntnis der lateinischen Prosodie und der griechischen Sprache vorgeworfen hat, wird hier gekämpft, und in der Rocca hat auch das merkwürdige Gastmahl stattgefunden, zu dem Sigismondo alle gelehrten Juden seines Landes lud, damit Manetti mit ihnen über den jüdischen Glauben disputieren könne.

Eins der merkwürdigsten und für die Zeit bezeichnenden Feste ward in der Rocca im Frühling 1448 gefeiert. Da werden alle Fürsten nahe Rimini und alle Bürger geladen. Es handelt sich um den Ritterschlag, der dem Bruder der Geliebten Sigismondos, Antonio degli Atti, zuteil werden soll. Polyxena Sforza, Sigismondos Gemahlin, die Tochter Herzog Francescos von Mailand, ist bei der Feier zugegen, doch spielt sie neben der anerkannten Maitresse des Malatesta so wenig wie Maria Lesczinska neben den Favoritinnen des liebeslustigen Ludwig eine Rolle. Der Graf von Urbino schnallt dem neuen Ritter die goldnen Sporen an, der erste Sekretär Giovanni Brugnoli führt den neuen

Ritter ein und umgürtet ihn mit dem Schwert. Sigismondo mahnt ihn von seiner Estrade aus, sich als treuen und guten Ritter zu zeigen, danach lässt er ihn schwören und gibt ihm den Ritterschlag. Dies Fest ward mit allem erdenklichen Prunk gefeiert und war wohl eins der glänzendsten, die die Rocca je sah.

So oft und genau wir später von den Triumphzügen, Feierlichkeiten, Einzügen, namentlich zu Florenz, Venedig, Rom hören, so wenig wissen wir von Rimini für diese Zeit. Alle diese Feste sind mit den Klängen ihrer Lieder und den Tönen ihrer Musik verrauscht und verschollen, wir kennen nicht die schönen Frauen, die sie mit ihrer Anmut geschmückt, nicht die Edeln, die in die Arena niederstiegen und um den Preis aus zarter Hand kämpften — wir hören nur, dass Sigismondo, gleich seinem Oheim, ein eifriger und berühmter Turnierer, auf seiner Brust die Rose, das Zeichen Isottas, trug, wenn er in die Schranken ritt.

Gleich den andern Kriegsmännern seiner Tage liebte es Sigismondo, sich im Frieden durch die Jagd zu zerstreuen, er bedauerte, dass es in Latium keine Löwen gäbe, und ging eifrig den Wölfen und Ebern nach. Er hatte grosse Freude an schönen Pferden und Hunden, und Meister Piero della Francesca hat ihn vor dem heiligen Sigismund knieend mit zwei Windspielen gemalt.

War Sigismondo nicht fern von Rimini auf einem seiner zahlreichen Feldzüge, so war er neben seinen literarischen Studien, seinen Bauten vollauf von seinen Liebschaften in Anspruch genommen. Da er keine Treue sonst kannte, wäre es wunderbar, wenn er sich als korrekter Gatte, ja als korrekter Liebhaber bewiesen hätte.

In der von heftigen Schmähungen strotzenden Anklageschrift, die Papst Pius II. durch seine Advokaten verfassen liess, ward ihm unter andern Verbrechen auch vorgeworfen, er habe seine erste Gattin, Genoveva Este, erdrosselt und seine zweite, Polyxena Sforza, vergiftet. Der Papst wusste wahrscheinlich, dass beides nicht der Fall war. Es kam ihm nur darauf an, den Malatesta zu einem ruchlosen Mörder zu stempeln.

Beide Verbrechen sind durch nichts bewiesen, und Sigismondos Beziehungen zu den Verwandten seiner Frauen bestanden auch nach deren Tode fort. Das spricht am meisten

gegen den Verdacht. Weder der Herzog von Mailand noch der Markgraf von Ferrara hätten den Mord ihrer Töchter ungerächt gelassen. Sigismondo war ja auch auf beider Schutz, namentlich in der späteren Zeit, durchaus angewiesen.

Noch am 13. Juli 1457, als ihn Federico von Urbino bedrängt und den Sforza gegen ihn zu treiben sucht, schreibt Sigismondo an Herzog Francesco: „Ich lebe unter Eurem Schatten und im Schutz Eurer Kraft in voller Sicherheit und ohne jede Furcht". Er war trotz aller jäh auffahrenden Leidenschaft ein zu kluger Politiker, als dass er sich die Gunst dieser beiden Machthaber hätte verscherzen wollen.

Man wüsste auch keinen Grund, weshalb der Malatesta sich seiner Frauen, die er aus politischen Rücksichten geheiratet hatte und die ihm gleichgültig waren, hätte entledigen sollen. Man hat erklärt, Polyxena habe er vergiftet, um seine Maitresse Isotta an ihre Stelle zu setzen und zu seiner rechtmässigen Gemahlin zu machen. Doch ehe er das tat, vergingen Jahre.

Seine Frauen waren ihm auch bei seinen Liebeshändeln in keiner Weise hinderlich, wir wissen wenigstens nicht, dass er unter ihrer Eifersucht zu leiden hatte und sie ihm Vorwürfe wie später Isotta machten. Er konnte ruhig ihren Tod abwarten und hat sie auch trotz der päpstlichen Beschuldigung nicht gemordet.

Weder legte er sich während ihres Lebens noch nach ihrem Tode irgend welche Zurückhaltung bei seinen Liebeshändeln auf und die Treue hielt er ihnen so wenig wie seiner Isotta, die er erst wie ein Schäfer angeschmachtet und der er ewige Liebe geschworen hatte.

Isotta, die Zierde Italiens, wie sie die Hofdichter von Rimini nannten, in der Sigismondos Literaten eine Minerva und Venus sahen und die zu preisen kein Wort zu schön, kein Lob zu gross war. Es gab nichts, worin sich diese Isotta nicht ausgezeichnet hätte, wenigstens nach Ansicht derer, die dem Malatesta zu schmeicheln alle Ursache hatten. Schön, geistvoll, gebildet, eine Dichterin und Harfenspielerin, vor der Apollo mit seinen neun Musen beschämt sich zurückzog, soll sie gewesen sein.

Schön — wir kennen sie aus den Medaillen des Matteo da Pasti und Pisanello, aus der im Pisaner Campo Santo

bewahrten, dem Mino da Fiesole zugeschriebenen, aber nicht von ihm herrührenden Büste und dem wahrscheinlich von Agostino di Duccio gearbeiteten Relief. Vielleicht trägt auch die Statue zu Füssen des Erzengels Michael in dessen Kapelle im Malatestatempel ihre Züge.

Schön — weder nach Medaillen noch Büste, Relief und Bildsäule will sie uns so erscheinen. Betrachtet man die Büste, die zu ihren Lebzeiten gearbeitet ist und vielleicht am deutlichsten ihr Äusseres wiedergibt, so sieht man auf einem übermässig langen, magern, knochigen Hals einen fast männlich anmutenden Kopf. Die Augen gross, die Stirne hoch, die Nase scharf und weit vorspringend und von der Oberlippe merkwürdig weit — ein Gesicht mit unregelmässigen Zügen, die wohl interessant, kühn und stolz, aber alles andere wie reizvoll und schön sind. Und doch hat man die einzigartige Schönheit ihres Leibes gepriesen, und der Chronist von Rimini erklärt, sie hätte einen wunderbaren Anblick geboten.

Gebildet — Garuffi nennt sie „in den Wissenschaften sehr gründlich bewandert", Carpaccio in seinem Lob ausgezeichneter Frauen „hervorragend durch das Studium der Wissenschaften", Clementini „gebildet", Moroni „ein in jeglichen Studien geübtes Genie".

Diese so gerühmte Frau konnte, wie nun durch Banchi erwiesen ist, nicht schreiben. Die Lobredner haben sie masslos überschätzt, und einer hat es dem andern gläubig nachgesprochen.

Eine Dichterin — man kennt keine Strophe von ihr, die sich besonders in der Poesie hervorgetan haben soll, der Lorenzo Legati Elegien zuschreibt, von der in einem Schmeichelvers Apoll, um sein Urteil befragt, wem die Dichterkrone gebühre, sagt:

„Siehe, den Sängern und uns kommt die Meisterin da!"

Besungen und gefeiert ward sie über Gebühr, die Hofdichter verfassten zu ihrem Preise die in den Isottai gesammelten Verse, selbst der Militäringenieur Roberto Valturio zwang sich den gebührenden Verstribut ab — doch ob sie sie selbst sang und auch dies Lob nicht nur auf die leere Begeisterung geld- und ehrenhungriger Literaten zu setzen ist, wer will das heute noch sagen!

Doch wenn all diese an ihr gerühmten Eigenschaften

bei näherer Prüfung sich als erdichtet erweisen, etwas muss doch ihren unleugbaren Einfluss auf den Malatesta erklären.

Sie ist gewiss eine Frau von hohen natürlichen Anlagen gewesen, zielbewusst, willensstark — sie setzte es ja auch nach hartem, langem Kampf durch, dass Sigismondo sie zu seiner Gemahlin erhob —, sie ging in dem Geliebten völlig auf. Als die schlechten Zeiten für den Malatesta anbrachen, verpfändete sie alle ihre Wertsachen, um ihm die Mittel zu geben, sich gegen seine Feinde länger zu halten. Sie war eine treue und zärtliche Mutter und verwaltete das Land während Sigismondos oftmaliger und langer Abwesenheit klug und geschickt.

Diese Regentenweisheit errang ihr die Liebe des Volkes und erklärt, dass sie sich auch nach Sigismondos Tod noch eine Zeitlang behaupten konnte; sie war die Frau, die der Malatesta für sein ruheloses Leben brauchte, die geduldig seine Launen trug, ihn, wenn er seiner flüchtigen Liebschaften überdrüssig zu ihr zurückkam, mit stets gleicher Liebe aufnahm, in der er im letzten Grunde doch die einzige treue und sichere Stütze fand.

Isotta hat sich dem Herrn von Rimini nicht gleich ergeben, er hat lange um sie werben müssen und dichtete wie ein Rokokoschäfer schmachtende Verse. Wie ein sentimentaler Petrarchist sang er sie an als schöne freundliche hochgemute Seele, adliges Geschöpf, klares und gütevolles Engelslicht, auf dem seine ganze Hoffnung beruhe, das die feste Stütze seines Lebens sei, als ein schneeig weisses unschuldvolles Turteltäubchen, vor dem Gräser, Kräuter und Blumen sich neigten, voller Freude, wenn ihr süsser Fuss über sie dahinschreite und sie von ihrem blauen Mantel gestreift würden. Wenn die Sonne sich morgens erhebe, erstrahle sie in gleissender Glorie, doch wenn sie Isotta gesehen, sterbe sie besiegt und tödlich getroffen unter Klagen hin. —

Und noch ein andres Liebesgedicht haben wir von Sigismondo. Isotta hat ihn noch nicht erhört, und wieder naht er ihr mit der heissen Bitte, sein Liebesleiden zu enden. Er ruft, um das Herz der Geliebten zu erweichen, zu seiner Hilfe die sieben Planeten, die Zeichen des Tierkreises, die Sterne, die im Baumgrün zwitschernden und froh singenden Vögel an,

Bittet dies Röslein, im Frühling erstanden,
Sonst welk' ich hin aus Liebe zu ihm!

An jegliches Getier, ob zahm, ob wild, richtet er seine Bitte und an die berühmten Liebhaber, die Geschichte und Sage preist, von Herakles und Narciss bis zu Petrarca hinab. Dieser ganze hohe Chor soll knieend die Geliebte bitten, mit seinem gequälten Herzen Mitleid zu haben.

Und endlich wird er erhört, im Jahre 1446, acht Jahre nachdem er sie zum erstenmal in ihrem stattlichen Haus „Del Cimiero" in der Strasse Santa-Croce gesehen, ist sie die Seine, da nennt er sie „die Zierde Italiens", da lässt er von Pasti in schönen Medaillen ihr Bild festhalten — als seine Geliebte hat sie Anteil an der Unsterblichkeit, die er sich selbst sicher weiss.

Polyxena Sforza lebte noch, da liess er das schöne Grabmal für Isotta in San Francesco bauen: in der Kapelle des Erzengels Michael ward in die Mauer der Sarkophag eingelassen, der auf zwei Elefanten, dem Wappentier der Malatesta, ruht; vom gekrönten Helmschmuck der Herren von Rimini fällt der weite Hermelinmantel hernieder in schweren Falten um den Sarkophag, auf dem zwei Genien die Inschrift tragen:

Der göttlichen Isotta von Rimini geweiht 1450.

Wer weiss heute, unter welchem Stein die beiden Frauen Sigismondos liegen! Kein Wappen, keine Inschrift kündet ihre letzte Stätte. Doch Isottas Mal in einer Kirche, wo wir ihren mit den des Malatesta verschlungenen Initialen überall begegnen, brachte ihr Andenken durch die Jahrhunderte auf unsre Tage.

„Er hat sie leidenschaftlich geliebt", erklärt Papst Pius II. von Sigismondo, „und sie war dessen wert." Doch trotz aller heissen Liebe hat ihr der Malatesta nie die Treue gehalten.

„Gnädiger Herr", lässt sie ihm schreiben, „ich habe den Brief erhalten, in dem mir Eure Herrlichkeit schwört, dass sie mich mehr als je liebt. — Was die Stelle betrifft, wo mir Eure Herrlichkeit schreibt, ich sollte auf Ihren Brief nicht wie eine stets auf der Lauer liegende und eifersuchterfüllte Person antworten, so bemerke ich, dass mir es zuverlässig zu Ohren gekommen ist, dass Ihr mich mit der Tochter des Herrn G . . . betrogen habt." —

Und in einem andern Brief heisst es: „Gnädiger Herr, heute hat mich Madonna Isotta beauftragt, Euch bezüglich der Tochter des Herrn Galeazzo zu schreiben. Der hat wohl gesprochen, gnädiger Herr, der behauptet, dass junge Hühner stets eine magere Brühe geben. Dieser Tage sind wir bei diesem Mädchen gewesen, es hat mit einem Worte alles geleugnet und uns ein freundliches Gesicht gemacht. Isotta, gnädiger Herr, hat ihm meiner Ansicht nach alles gesagt, was man ihm sagen konnte. —"

Zur Zeit, da Malatestas Liebe für Isotta in lodernden Flammen stand, verübte er jene Tat, die die Empörung ganz Italiens gegen ihn wach rief.

Er war in heftigster Leidenschaft für eine Deutsche entbrannt, die Gattin eines Herrn von Borbona. Er wollte sie besitzen und suchte sich ihrer um jeden Preis zu bemächtigen. Eines Sonnabends, am 19. Dezember 1448, lauerte er ihr unter den Mauern der Faneser Villa Le Camminate auf, dort musste sie vorüber, als sie von der Kirche kam. Wie er sie von ihren Wachen umgeben erblickte, sprengte er an und warf ihre Eskorte auseinander. Die Borbona fiel von ihrem Zelter, er stürzte sich auf sie, und ein wütender Kampf entspann sich, sie biss ihm aus dem Arm ein Stück Fleisch, darauf erdolchte er sie und stillte seine Gier auf ihrem entseelten Leibe.

Hier zeigte sich der Malatesta ganz als verrohter Wüstling, und man muss Papst Pius Recht geben, der erklärte, man müsse schon bis zu den wilden Barbaren hinabgehen, um zu Sigismondo passende Seitenstücke zu finden.

Derselbe Mensch, der sich von seinen Leidenschaften hinreissen lässt und dann völlig sinnlos handelt, ist ein zärtlicher Vater und ein pietätvoller Sohn gewesen.

Wie er als Sieneser Feldhauptmann kommandiert, findet er Musse, für seinen sechsjährigen Sohn Sallust nach einem schönen Pony zu suchen, und es macht ihm soviel Vergnügen, dem Jungen damit ein Geschenk zu machen, wie dem Knaben, als er es empfängt. Sallust dankt seinem Vater, die Hand ist ihm wohl bei der Abfassung des Briefchens geführt worden: „Man unterhält sich so schön beim Reiten." Und Lunardu da Pallu, der Erzieher des Kleinen, schreibt: „Ich brauchte einen Monat, um Euch die Freude zu schildern, die dem Herrn Malatesta diese Gabe bereitet

hat, und das Vergnügen, das er über sie empfindet. Es war unmöglich, ein Geschenk, das noch mehr nach seinem Geschmack gewesen wäre, auszuwählen."

Er hat an Isotta und seinen von ihr geborenen Kindern mit einer Liebe gehangen, die man bei ihm kaum finden zu können glaubt, und ist schweren Herzens gestorben, weil er sie in bedrängter Lage verlassen musste. Auf dem Totenbett bat er, der sich während seines Lebens Gottes nicht oft erinnert, das Fortleben der Seele geleugnet, der Hölle als eines von den Pfaffen erfundenen Schreckmittels gespottet hat, den Allmächtigen, Weib und Kinder in seinen Schutz zu nehmen.

Dieser irreligiöse Mensch hat sich von dem Donatelloschüler Simone den Scheitel seines Grossvaters in Marmor nachbilden, in ihn religiöse Inschriften graben lassen und sein Leben lang in seinem Studio vor Augen gehabt. Jeden Tag sagte er vor ihm sein „De profundis". Von Nutzen sind ihm, soweit wir wissen, allerdings nicht die frommen Worte gewesen.

Pietät und Ruhmsucht zugleich haben ihn zum Bau von San Francesco gedrängt.

Er wollte seinen Vorfahren und sich eine würdige Grabstätte schaffen, und der Tempelbau sollte seinen Namen erhalten. Zum Andenken an seine Siege wollte er Gott ein reiches Haus bauen, doch nichts in dieser Kirche erinnert, wie ihm Papst Pius vorwarf, an den christlichen Kult: es war ein völliger Heidentempel, zur eignen Apotheose errichtet.

Im Jahre 1445 fasste der Malatesta den Gedanken dieses Baues und alsbald ging er an die Ausführung seines Plans. Er hatte das Glück, den genialen Leon Battista Alberti als Baumeister zu gewinnen, der sich mit vollendetem Geschick der ihm gestellten Aufgabe entledigte.

Zu Florenz hatte Sigismondo zehn Jahre vorher, ehe er an den Tempelbau ging, Alberti kennen gelernt, und durch Vermittlung seines damaligen Soldherrn Papst Nikolaus V. sicherte er sich den grossen Baumeister, der in seiner Vielseitigkeit ein Vorläufer Leonardo da Vincis war.

Ursprünglich wollte Sigismondo den Tempel von Grund auf errichtet wissen, doch um die vielen vorhandenen Grabmäler der Malatesta, der Bischöfe und Heiligen, die

Sanktuarien zu schonen, ward nur ein Um- und Ausbau beschlossen. So ward ein Bau des dreizehnten Jahrhunderts von einem Neubau des fünfzehnten umgeben; Alberti hat dem Ganzen den Stempel seines originellen Geistes aufzudrücken verstanden: der Tempio Malatestiano, wie die Kirche noch heute heisst, ist ebenso ein historisches wie künstlerisches Denkmal ersten Ranges, seine Fassade die erste der Renaissance in Italien. Und selbst jetzt, wo wir nur wissen, was alles und wie es geplant war, macht der Bau, unvollendet wie er ist, einen bedeutenden Eindruck.

Sigismondo betrachtete die Errichtung des Malatestatempels als seine vornehmste Aufgabe. Von Istrien liess er kolossale Marmormassen herbeischaffen, überall wo er Krieg führte, antike Bauten und Ruinen niederreissen, um Material für seinen Bau sich zu schaffen, er liess in Rimini den alten Hafen zerstören, weil er die römischen Quadern für San Francesco brauchte, zu gleichem Zweck einen schönen Glockenturm und eine verfallene Basilika niederlegen, nahe Ravenna bei Classe, im alten Hafen, wo die Römerkaiser ihre Schiffe, die ihre Heere nach dem Orient tragen sollten, sammelten, die bis dahin erhaltenen wertvollen Trümmer und auch die schönen Tempel von Porto-Classe, dem antiken Classis, zwischen dem Fichtenwald und der Stadt, plündern.

Von San Apollinare raubte er den kostbaren alten Marmor, in einem Jahr kamen dreissig Wagen mit Porphyr und Serpentin beladen von Ravenna nach Rimini; er nahm das Material, woher er es bekam, mit Güte, mit Gewalt. Die Leichensteine des Klosters von San Francesco wurden ebenso skrupellos genommen wie die Steine, die die Fanesen zum Bau einer Brücke über den Metauro hatten anfahren lassen. Er raubte, als er für die Venetianer gegen die Türken kämpfte, aus Nisitra, dem alten Sparta, und den griechischen Inseln alles, was sich nur für seinen Tempelbau verwenden liess.

Er hat nicht die Vollendung erlebt, und der Tempio Malatestiano ist, obwohl er Mittel zum ferneren Bau aussetzte, auch nach seinem Tode nicht ausgebaut worden. Die Herrschaft der Malatesta ging zu Ende, und die Zeiten waren für sie zu ernst, als dass sie an solche Friedenswerke hätten denken können. Es galt das Notwendigste: sich das Land zu erhalten.

Dass das Ehrenmal, das er sich zu seinem Ruhm aufrichtete, nicht vollendet ward, hat Sigismondo schmerzlich empfunden. Welche Freude mochte ihn erfüllen, als er Matteos da Pasti schöne Medaille sah, die er im Jubeljahr 1500 prägen liess, als er die Messe in seinem Tempel zelebriert haben wollte, unbekümmert darum, dass der Bau noch längst nicht vollendet und nur notdürftig für die Feier hergerichtet war!

Die Medaille zeigt uns das charakteristische Profil des Malatesta, den Lorbeerkranz um das Haupt, wie ein Cäsar im Triumph, die Kehrseite den Tempel, wie er einstmals sich im Glanz seiner einfachen und ausdrucksvollen Schönheit darstellen sollte. Von dem, was geplant war, sehen wir kaum die Hälfte vollendet.

So blieb der Tempel ein Torso, innen schlafen die Malatesta und aussen die Grossen aus Sigismondos Umgebung. Im Leben wie im Tode wollte der ruhmsüchtige Malatesta von seinem literarischen Hofstaat umgeben sein. Unter den hohen Bogen der Seitenfassaden ruhen sie, deren Namen einst weit über die Halbinsel klangen und heute verschollen wie ihre Werke sind, in Sarkophagen den alten nachgebildet, einfach und wuchtig — die linke Fassade birgt keine Denkmäler, allein auf der rechten liegen sie; auch das also ist nicht vollendet worden.

Im ersten Sarkophag ruht der Parmeser Dichter Basinio, ein Sohn jenes Vicenzo Basinio, der unter dem grossen Kriegsmann Ottobuone dei Terzi als Hauptmann diente, was ihn bei dem Condottiere Sigismondo nicht wenig empfahl. Unter Vittorino da Feltre, dem ausgezeichneten Lehrer, hatte er sich gebildet, von Theodor de Gaza Griechisch gelernt. Er war Dichter, erwies sich aber auch in den humanen Wissenschaften, der Philosophie und Mathematik, wohl bewandert, und seinem Epos Meleagris hatte der Zwanzigjährige die Professur der Beredsamkeit zu Ferrara zu danken. Doch wohler als hier ward es ihm zu Rimini, wo er sich Sigismondos Gunst durch seine Lobgedichte auf Isotta, dreissig Episteln in der Art der Ovidischen Heroiden, gewann. Roberto Valturio, die persona gratissima am Hof von Rimini, begünstigte ihn, und dem Verfasser der Schrift „Über das Kriegswesen“ hatte er auch die freundliche Aufnahme bei Sigismondo zu danken.

Er stieg schnell in des Malatesta Gunst, und als Guarino ein Anliegen an den Herrn von Rimini hatte, wandte er sich an Basinio als Vermittler. Kein Wunder, dass Sigismondo ihn schätzte, war er doch in einer Person der Ovid und Vergil des Augustus Malatesta. Verse zu machen fiel Basino nicht schwer, und an Phantasie fehlte es ihm ebenfalls nicht, in jener Zeit fruchtbarer Dichter steht er in der ersten Reihe der schnellfertigen Poeten, dabei gehört er zu den geschmackvollsten und gebildetsten.

Nachdem er Isotta den Dichtertribut dargebracht hatte, ward Sigismondo, den er von Ferrara aus bereits in einer poetischen Epistel angesungen, gefeiert: erst in seiner Hesperis, dann in seinen Astronomica; und dem ausschweifenden Lobgesang entsprach die Freigebigkeit des Malatesta, der ihm ein hübsches Gut und eine schöne Villa schenkte.

Während er schon in hohem Ansehen stand, fand sich zu Rimini der ruhelose Porcello ein, und alsbald entspann sich zwischen beiden Dichtern eine bittere Fehde. Porcello hatte eilig für seinen Einzug in die Stadt ein Dutzend Elegien verfasst, die eifrig um die Gunst Sigismondos, Isottas und aller derer, die ihm von Nutzen sein konnten, warben, und sie zur Begutachtung Basinio vorgelegt. Der schlug Verbesserungen und Änderungen vor, und Porcello, nur auf Lob gefasst, ward wütend vor Ärger und machte auch keinen Hehl daraus.

Die Erbitterung wuchs auf beiden Seiten, und zu Sigismondos Freude kam es in der Rocca zu einem literarischen Turnier. Auf der einen Seite Basinio, der erklärte, Porcello habe weder eine Ahnung von der griechischen Sprache noch von der lateinischen Prosodie, auf der andern Porcello, von dem alten ebenfalls auf Basinios Gunst eifersüchtigen Tommaso Seneca assistiert, der beweisen wollte, man könne ein guter lateinischer Dichter sein, ohne des Griechischen zu bedürfen.

Basinios Sieg war leicht, er wies darauf hin, was Cicero, Vergil und die andern grossen Lateiner den Griechen verdankten, dass sie nur durch eifriges Studium der griechischen Sprache gefördert und zu ihrem hohen Ruhm gekommen seien; er erklärte, Italien sei in Nacht und Finsternis nach den ersten christlichen Jahrhunderten, wo das heilige Feuer erloschen und die Kunde vom Hellenismus verloren gegangen wäre, versunken gewesen; allmählich hätte es erst

zu neuem geistigen Leben erwachen können unter Männern wie Vittorino, Theodor Gaza, Guarino von Verona, Filelfo, Perotto, Leonardo Bruni, Lorenzo Valla, Poggio, und was sie den Griechen schuldeten, wüssten alle und wenn er selbst je in seinen Versen einige Anmut und Schmiegsamkeit gezeigt habe, bekenne er sich als niedrigen Schüler des göttlichen Homer.

Die beiden Gegner, die mehr mit Schmähungen als mit stichhaltigen Gründen kämpften, waren gründlich geschlagen und mussten Rimini bald verlassen. Basinio sollte sich nicht lange seines Sieges und der Gunst Sigismondos erfreuen. Er starb als Zweiunddreissigjähriger, doch trotz der Liberalität seines Herrn in dürftigen Verhältnissen; seine Witwe Antonia trat nicht die Erbschaft an, sein Pferd sollte verkauft werden, um das Begräbnis zu bezahlen.

Das Manuskript seiner Hesperis vermachte er Sigismondo, doch sollte niemand über dies sein Hauptwerk kommen, um es etwa zu ändern und bessern. Der Malatesta erbte auch seinen Homer und Appolonius. In Rimini wollte Basinio bestattet sein und auf den Grabstein die Inschrift eingemeisselt haben:

Parma mihi patria est, sunt sidera carmina et arma.

Sigismondo hat seinen Homer wohl in den Sarkophag unter dem Bogen von San Francesco gebettet, doch die Inschrift meldet nur kurz, dass hier die Gebeine des unter Sigismondo Pandolpho Malatesta, Sohn des Pandolpho, uas dem Leben gegangenen Dichters Basinio aus Parma liegen. Der Herr von Rimini erwies dem Geschiedenen die letzten Ehren und wohnte dem Begängnis bei. Eine Bildsäule ward ihm aufgerichtet, und der Sitte der Zeit gemäss spendeten ihm die Genossen in Apoll Loblieder.

Grösser war Basinio sicherlich als der ebenfalls eine Zeitlang in Rimini weilende Dichter Trebanio, der den Malatesta und seine „blonde Göttin“ in flüssigen Hexametern pries, grösser als Pier Perleone, der vor Sigismondo und seinem Hof Hochzeitsreden hielt, aber auch nicht lange in Rimini lebte, grösser auch als Giusto de' Conti, der unter den Bogen der Seitenfassade im zweiten Sarkophag liegt.

Aus dem Grafengeschlecht Valmontone stammte er und Nikolaus V. sandte ihn an Sigismondo, um Frieden zwischen

dem Malatesta und dem Montefeltro, die in ewigem Kampf lagen, zu stiften. Der päpstliche Kämmerer, ein Mann von Bildung und feinen Umgangsformen, überdies ein anmutiger Poet, wie er genannt wird, ward von Sigismondo an seinen Hof gefesselt; er kannte den Dichter der „schönen Hand" schon lange und bemühte sich mit Erfolg, Giusto in seinen Dienst zu ziehen, doch nach zwei Jahren bereits starb der Poet des Liederkranzes, dem seinen merkwürdigen Titel einige Gedichte, die die schönen Hände seiner Geliebten rühmten, gaben.

Basinios Ruf, grösser als der Trebanios, Perleones, Giustos, ist doch kleiner als der dessen, dem Sigismondo den dritten Sarkophag weihte: Gemistos Plethon, der begeisterte Verkünder der platonischen Lehre, der Lehrer Bessarions. Plethon ist niemals in Rimini gewesen und fern von Italien gestorben, doch seine Gebeine brachte Sigismondo, als er zu Morea die Venetianer kommandierte, nach Rimini: sie sollten nicht in muselmanischer Erde ruhen. Und diese Tat söhnte viele mit manchem, ob mit Recht oder Unrecht, dem Malatesta schuld gegebenen Verbrechen aus. Vielleicht hatte Sigismondo einst zu Florenz Plethon von seinem antiken Meister sprechen gehört, und Persönlichkeit und Worte des enthusiastischen, ganz von seiner hohen Aufgabe, der Verbreitung und Verkündigung der platonischen Lehre, erfüllten Mannes hatten auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, vielleicht trieb ihn aber auch seine Ruhmsucht, die Gebeine des toten Philosophen im Tempio Malatestiano beizusetzen — wieder eine Verherrlichung seiner selbst.

Neben dem Platoschüler liegt der nüchtern-praktische Kriegstheoriker Roberto Valturio, der nie eine Wunde nach eignem scherzenden Wort empfangen und nie einer Schlacht beigewohnt hat, dessen Buch „Über das Kriegswesen" aber sehr geschätzt war und als ein Werk bedeutender Gelehrsamkeit galt: in Leonardos da Vinci Bibliothek findet es sich auf seinem eigenhändig geschriebenen Verzeichnis als viertes Werk und Leonardo hat seine Zeichnungen kopiert.

Valturio kam wie Giusto aus päpstlichen Diensten als ein Mann anfangs der Dreissiger nach Rimini und hat seinen Gönner Sigismondo lange überlebt. Sein Buch hat er natürlich seinem Herrn gewidmet, und der Malatesta

vergalt ihm seine Treue mit einer unwandelbaren Gunst. Das Werk illustrierte der berühmte Medailleur Matteo da Pasti, und dem Verfasser brachte es einen Ehrenplatz neben den hervorragenden Militärschriftstellern jener Zeit, Francesco di Giorgio, Cornazzano. Wir wissen auch, wie eifrig es Leonardo gelesen hat. Als der Türkensultan Mahomet II. Sigismondo bat, ihm einen Maler und Medailleur zu schicken, sandte ihm der Malatesta mit Matteo da Pasti auch als Geschenk ein Exemplar des Valturioschen Buches.

Dieser Kriegstheoretiker ward von Sigismondo mit Friedensarbeiten beschäftigt, er ist gelegentlich Gesandter, sonst sein Sekretär, sein offizieller Titel ist Rat. Seine Bedeutung für alle andern Dichter und Gelehrten, die von Sigismondo aufgenommen werden wollen, ist die eines Hofmäcens: man hat sich an ihn zu wenden, er ist gewissermassen die Pforte zur Gunst des Malatesta. Er sammelt eifrig Bücher für seine Privatbibliothek, die er dem Kloster San Francesco vermacht, für das er auch in Sigismondos Auftrag viele Manuskripte zusammentrug. Jedenfalls ist er der namhafteste Gelehrte am Hofe von Rimini und trotz aller Schmeicheleien gegenüber Sigismondo und Isotta, zu denen er sich gleichsam verpflichtet sah, ein aufrechter und ehrenwerter Charakter, wie es deren damals an Fürstenhöfen nur wenige gab.

Er ist der letzte, der aus der Umgebung der Malatesta unter den Bogen der rechten Seitenfassade des Tempio Malatestiano liegt, bestattet unter seinem Enkel Pandolpho, nachdem er in seinen letzten Jahren — er starb als Sechsundsiebzigjähriger — den Niedergang der Herrschaft der Malatesta gesehen.

Wer sonst noch in den letzten drei Sarkophagen liegt, hat mit Sigismondo nichts zu schaffen, kaum mit den Malatesta überhaupt. Wie der Tempel ein Torso blieb, so ward auch Sigismondos Wunsch, sich von all denen, die in seinem Leben um ihn waren und seinen Hof zierten, auch im Tod umgeben zu sehen, nicht verwirklicht.

Man kann den Hof Sigismondos, den selbst ein Mann wie Valturio König und Kaiser nennt, dessen oft recht fragwürdige Taten stets heldisch und unvergleichlich genannt werden, nicht mit dem der Medici, der Este, der Montefeltre vergleichen.

Die wirklich Grossen blieben in Rimini aus oder weilten nur hier vorübergehend. Es war ein Ereignis, wenn Filelfo oder Manetti kam; dann bot der Malatesta seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um den berühmten Gast zu unterhalten und fesseln, und niemand konnte sich dem Zauber seiner reichen Persönlichkeit entziehen. Manchmal vergass Sigismondo seine gewöhnliche Schlauheit und ging in die Falle, die ihm eine solche in politischer Mission gesandte literarische Berühmtheit stellte.

Als Florenz mit Neapel im Krieg lag, wollte es sich der Neutralität des Malatesta versichern. Die Republik konnte keinen besseren Botschafter als Manetti finden. Der Florentiner wusste Sigismondo durch seine ungewöhnliche Bildung zu imponieren, sprach ihm von Griechenland und dem Orient, teilte ihm die Übersetzung der letzten von ihm gekauften Handschriften mit und gewann nebenbei, möchte man sagen, dem Malatesta das Versprechen der Neutralität ab.

Wie Sigismondo mit diesen Literaten umging, hören wir aus Campanos Mund, der König Alfonso von Neapel ganz begeistert von seiner Aufnahme in Rimini berichtete, sie sei völlig „philosophisch" gewesen; abgesehen von dem Lob, das er beim Malatesta geerntet, empfing er auch reiche Geschenke, und Sigismondo begleitete ihn mit einer Eskorte bis zum Fuss der Apenninen.

Unter den wenigen Grossen, die der Malatesta bei sich aufnehmen konnte — gross mehr im Sinn von berüchtigt als berühmt — war auch der Trapezuntier Georgios, der sich eine Zeitlang der Gunst Papst Nicolaus V. erfreute, bis er sie durch die Liederlichkeit der ihm aufgetragenen Arbeiten unwiederbringlich verlor. Was er, der sich schnell in neue Verhältnisse zu finden wusste, in Rimini getrieben, wie er sich bei Sigismondo behauptet hat, wie lange er in der Stadt war, wissen wir nicht, nur dass ein Briefwechsel mit dem Malatesta Zeit seines Lebens fortbestand.

Im Jahre 1454 schrieb Sigismondo an Herzog Borso Este: „Ich hätte diesen Brief mit eigner Hand abgefasst, doch muss ich sagen, ich bin schon auf dem Wege nach Rom; ich setze noch hinzu, dass ich ihn nicht selbst geschrieben habe, um Euch die Unbequemlichkeit, meine Schrift zu lesen, zu ersparen, denn Ihr wisst, was ich für ein jammervoller Schreiber bin."

Der Malatesta, den die Schmeichelzungen einen eleganten Schriftsteller nannten und einen Poeten, dessen Lieder ganz Italien kannte, hat nur wenig geschrieben, die Sekretäre spielten darum an seinem Hofe eine nicht unbedeutende Rolle.

Unter ihnen ist Giacomo degli Anastagi zu nennen als ein vielseitig gebildeter Mann und achtbarer Literat; er ward als der Verteidiger seines Herrn nach Rom entsandt, als Papst Pius II. gegen den Malatesta vorging. Er war wohl auch Jurist, wie alle seine Nachfolger im Dienst Sigismondos.

Von den meisten Männern aus der Umgebung des Malatesta wissen wir wenig mehr als die Namen; sein Haushofmeister Pietro de Genarii wird genannt, er hatte, war sein Herr abwesend, ihn auf dem Laufenden von allem zu erhalten, was in Rimini vorging. Er war auch eine Art Vergnügungsrat; wollte man ein Fest veranstalten, so hatte er alle Vorbereitungen zu treffen. Seine Frau, aus dem vornehmen Geschlecht der Lappi zu Cesena, Cleolfa, war jedenfalls berühmter als er, viele Dichter der Zeit rühmten sie, und Sabadino degli Arienti nennt sie Genoveva Sforza, der Gemahlin des ersten Giovanni Bentivoglio, als eine der trefflichsten Frauen ihrer Tage.

Dass sich am Hof von Rimini Dichter zweiten und dritten Ranges, Wandergelehrte, die nirgend festen Fuss fassen konnten, abenteuernde Künstler, alle voll eines unerschütterlichen Glaubens an sich und eines nicht zu überbietenden Selbstbewusstseins, einfanden und ihr Deputat durch ihre Elegien, Episteln, Reden einforderten, ist selbstverständlich, und Sigismondo bewies diesen Kleinen und Kleinsten eine Freundlichkeit und Güte, wie kaum ein andrer damaliger Herr.

Einer dieser Bettelpoeten soll für den Malatesta ein Gedicht in der Volkssprache verfassen. Trajalus heisst er und Servulus nennt er sich Sigismondo gegenüber. Er hat kein Kleid, alles ist verpfändet, er erzählt, wie schlecht es ihm geht. Wie könnte er unter diesen Umständen singen? Wie kann er sich so vor seinem Herrn sehen lassen? Nicht mehr lange wird es dauern und er geht nackt auf der Strasse.

„Ich muss Schuhe und Strümpfe haben, ich brauche Kleider. Ich habe zwei Kleider, nicht mehr, doch sind sie derart, dass man Mitleid mit mir hat, wenn ich sie anziehe,

kein Härchen ist auf ihnen mehr heil." Er hat sich ein Wamms geschneidert aus einer alten Tuchsoutane, die der Herr Bischof ihm geschenkt hat, aber er hat keine Strümpfe und Schuhe.

All das wird in einem beweglichen Brief berichtet und die Liberalität des Malatesta angerufen, den er bittet, ob seiner Klagen und Bitten nicht ungehalten zu werden.

Dieser selbe Mensch, der nichts Anständiges anzuziehen hat und dem es so jammervoll schlecht geht, nimmt sich die Freiheit — ein Zeichen der Zeit, in der selbst die armseligsten Literaten ein hohes Standesbewusstsein hatten — Sigismondo den Rat zu geben, sich Sienas zu bemächtigen, woran der Malatesta selbst sehr ernst dachte, obwohl die Stadt ihn als Condottiere verpflichtet hatte: das Volk ist töricht und toll und um es zu beherrschen, muss man seinen Zwist nutzen, erklärt Trajalus, der sich auch sonst sehr geschickt bei Sigismondo einzuschmeicheln weiss; er besingt natürlich Isotta und findet nicht Lobesworte genug für Decke und Kuppel des Tempio Malatestiano, die der Baumeister Alvise nach Albertis Angaben ausführen will: „Darüber schreibe ich nichts Eurer Herrlichkeit, denn ich wüsste es nicht mit der Feder auszudrücken. Doch um es mit einem Wort zu sagen, mir gefällt es so, dass ich ganz närrisch deshalb bin, und ich glaube, wenn alle Meister der Welt daran gingen, könnten sie doch nichts machen, was schöner und dauerhafter wäre und besser auf eine ähnliche Stelle passte."

Eine ganz andere und grössere Rolle als dieser Betteldichter spielten Roberto degli Orsi, der Epigrammendichter, der mehr als ein Menschenalter am Hofe des Malatesta lebte und dessen Werke für die Literaturgeschichte Italiens im fünfzehnten Jahrhundert von Bedeutung sind, und Guglielmo dei Marchi, der so langlebig wie Valturio war, noch dem letzten Malatesta diente und Sigismondo mit Apoll verglich.

Was wir über viele Menschen, die am Hofe Sigismondos lebten, wissen, danken wir dem „Philippe de Commines dieses Malatesta", Gaspare Broglio, der beständig um ihn war und in einer Chronik oder einem Tagebuch vielmehr alles aufzeichnete, was ihm der Erinnerung wert schien.

Zu Siena verbrachte er seine Jugend, und in seinem Buch

finden wir aus dieser Zeit eine interessante Aufzeichnung: „In meinen dort verlebten Tagen sah ich jenen erlauchten und ruhmvollen Kaiser, genannt Sigismund, und er war in ein Fräulein verliebt, das die schöne Caterina hiess, und der Ruf seiner Schönheit log nicht im mindesten. Der genannte Kaiser war beinahe neunzig Jahre alt* und ganz weiss wie Hermelin, und so alt wie er war trug er um die Haare einen schönen Kranz, und jeden Tag besuchte er zwei- oder dreimal sein anmutsvolles Fräulein, das das Geschick zum Tode führte, ward es doch ob dieser Ursache vergiftet.“

Broglio bietet den in jener Zeit häufigen Typus des gebildeten, Verse machenden Soldaten, der gleich gut Feder und Schwert führt. Er hatte, ehe er in Rimini eine Heimat fand, ein unruhiges und wechselvolles Leben geführt. Er war ein natürlicher Sohn Agnolo Tartaglias aus dem Haus des Orsini, Fürsten von Tarent; der tapfere Feldhauptmann Broglio da Torino adoptierte ihn und gab ihm seinen Namen. In Siena wuchs er auf, er entschied sich für die militärische Laufbahn und fand einen Gönner an dem Kardinal Giovanni de Vitelleschi; doch der starb, ehe er noch etwas für ihn tun konnte, und Broglio nahm Sold unter dem Schwager des Sforza, Troïlo da Rosano, später unter Sforza selbst. Als die Päpstlichen Fano belagerten, das er verteidigte, lernte ihn Sigismondo kennen und zog ihn in seinen Dienst.

Der Malatesta hat vielleicht keinen treueren Waffengefährten in seiner Umgebung gehabt. Mit Ugolino dei Pili entzweite er sich, warf ihn samt seinen Söhnen ins Gefängnis, obwohl Ugolino schon seinem Vater treu gedient und der grosse Pandolpho ihm die Hut über seinen Sohn anvertraut hatte; er soll ihn sogar, wenn man der päpstlichen Anklage glauben will, unter dem Vorwande, er sei ein Freund Papst Eugen IV., haben töten lassen. Auch das Verhältnis des Malatesta zu Bartolomeo da Palazzo, den er ebenfalls von seinem Vater übernommen und der im Jahr 1431, als eine Empörung losbrach, den jungen Fürsten geschützt hatte, ist bei allem Wohlwollen doch nicht so ein enges gewesen wie zu Gaspare Broglio.

* Sigismund war 73 Jahre alt, als er zum letzten Male in Italien weilte.

Er ist wie Saccamoro Saccamori, sein Kanzler, sein vertrauter Gesandter, der sich selbst schwierigen diplomatischen Aufgaben gewachsen zeigt, sein ergebener Freund, sein Waffengefährte.

Er vertritt Sigismondos Interessen in Rom, soll listig und verschmitzt die Bewegungen des Montefeltro und des Herzogs von Calabrien, gegen die damals Sigismondo als Florentiner Feldhauptmann Krieg führte, auskundschaften — der Malatesta riet ihm, einen Bruch mit ihm zu heucheln und nach Siena, wo damals die beiden standen, zu gehen, doch Broglio lehnte ab, „denn eine derartige Ergebenheit hätte nicht nach Verdienst gelohnt werden können", wie er schreibt — erleichtert dem Malatesta durch seine Verwandtschaft mit den Fürsten von Tarent die Anknüpfung mit den Anjou, die der Malatesta gegen Aragon sucht.

Er begleitet Sigismondo nach Morea und auf dem Ritt nach Rom, und von ihm wissen wir alles über die merkwürdige Szene zwischen dem vor Wut rasenden Condottiere und dem habsüchtigen schlauen Papst.

Es war noch nicht lange her, da hatte Paul II. Sigismondo nach Rom gerufen und ihn, den man unter Pius II. in effigie ob seiner verruchten Verbrechen verbrannt, wie einen Vorkämpfer der Kirche, der zwei Jahre lang gegen die Ungläubigen gekriegt, mit allen Ehren empfangen. Wie sein Oheim hatte der Malatesta die goldene Rose erhalten und war von Kardinälen begleitet im prunkvollen Zuge durch die Leostadt nach dem Vatikan gezogen, wo ihn der Papst mit höchstem Wohlwollen aufgenommen hatte.

Paul war nicht der Mann, der ohne Absicht so entgegenkommend war. Er sah Venedig im Besitz von Ravenna und wusste, dass es Absichten auf Rimini hatte. Er wollte seiner Machterweiterung vorbauen. Er schlug Sigismondo vor, für Rimini Spoleto und Foligno zu nehmen, Rimini sollte durch päpstliche Truppen besetzt werden, um der Serenissima wirksam entgegentreten zu können. Der Herr von Camerino unterbreitete dem Malatesta, seinem Schwiegervater, den päpstlichen Vorschlag; Sigismondo erkannte bald, was dahinter stecke.

Er sprang wütend auf und erklärte, er wolle dem Pontifex selbst die Antwort bringen. In aller Eile wurden die Vorbereitungen getroffen, schnell die Pferde bestiegen.

Sigismondo konnte Tag und Nacht vor seinen wilden Gedanken keine Ruhe finden. Wenn er nur an den Vorschlag des Papstes dachte, kannte er sich kaum vor Wut. Er nahm keine Speise zu sich und, wenn man Halt machte, um zu ruhen, schlief er nicht, sondern ging wie ein Rasender in seinem Zimmer auf und nieder. In Rom verheimlichte er nicht mehr seinen Entschluss: er wollte den Papst töten und zwar bei der Audienz am nächsten Morgen, die er nachsuchen würde. Er wusste, Paul empfing die treuen Diener des päpstlichen Stuhls ohne grosse Umgebung und intim. Seine Begleiter sollten sich wie er waffnen.

Er verbarg unter seinem schwarzen Wamms einen Dolch, wählte drei seiner besten Pferde und begab sich nach dem Vatikan, von seinen Leuten, die für ihn und sich fürchteten, umgeben. Im Vatikan bat er in der päpstlichen Vorkammer um Audienz, Papst Paul empfing sonst, sobald er den Namen des um Gehör Nachsuchenden hörte, ohne Zögern, doch diesmal liess er Sigismondo erklären, er bitte ihn am nächsten Tage zu sich. Er hatte vielleicht von des Malatesta Absicht gehört oder der diensttuende Prälat die ungewöhnliche Aufregung des Condottiere bemerkt. Der Tag und die Nacht vergingen Sigismondo wie die vorhergehenden, kein Zuspruch konnte ihn beruhigen. Das Fieber schüttelte ihn, und oft fuhr die Hand nach dem Dolch, der den Papst durchbohren sollte.

Am andern Tag ward ihm die Audienz bewilligt, doch Paul empfing ihn mit päpstlichem Pomp, sieben der entschlossensten Kardinäle um seinen Sessel. Als der Malatesta seine Absicht vereitelt sah, löste sich seine Aufregung und Wut in einem nervösen Ausbruch, in seine blutunterlaufenen Augen stürzten Tränen, und wie gebrochen sank er zu den Füssen des Papstes nieder, und in Worten, von denen eins das andere verschlang, so schnell brachen sie über seine Lippen, erinnerte er Paul an die Tage, da er die Soldaten der Kirche unter seinem Oheim Eugen IV. zum Siege geführt hatte. Welche Mühen, Kämpfe, Täuschungen hätte er nicht erlebt! Verrat umlaure ihn von allen Seiten. Rom, Mailand, Neapel, Urbino seien gegen ihn, der allein stehe, verbündet, um ihn zu vernichten. Venedig verlange nach Rimini, um es seinem Besitz Ra-

venna und Cervia zuzufügen. Paul solle sich doch seiner grossen, der Kirche erwiesenen Dienste erinnern.

Der Papst sprach ihm beschwichtigend und begütigend zu, und Sigismondo kehrte beruhigt heim. Doch die Aufregung war für seine ohnehin nicht mehr feste Gesundheit zu gross gewesen, unterwegs zu Rieti erkrankte er und ward tief erschüttert nach Rimini gebracht. Er hat noch zwei Jahre gelebt und ist in Sorgen gestorben. Isotta sollte für den Thronerben Sallustio die Regentschaft führen, bis sein Liebling mündig geworden. Seines Sohnes Roberto, von der Vorläuferin Isottas, der schönen Faneserin Vanetta Toschi, geboren, gedachte er nicht einmal in seinem Testament. Und dieser Roberto, der die Tapferkeit, Schlauheit und Treulosigkeit seines Vaters geerbt hatte, liess Sallustio erdolchen und Isotta vergiften. Die Geschichte der Malatesta ist mit Blut geschrieben, und wer sie liest, wird an das Geschlecht der Atriden erinnert.

Welch Ungeheuer muss Sigismondo gewesen sein, wenn man der von Andrea Benzi im päpstlichen Auftrag verfassten Anklageschrift glauben will!

Er ward beschuldigt des Raubes, der Brandstiftung, Metzelei, gewaltsamer Entführung, Notzucht, des Ehebruchs, der Blutschande, verruchten Mords, der Lästerung, des Treuebruchs, der Ketzerei und als ein vollkommener Heide angesehen, fand sich doch im Malatestatempel kein einziges religiöses Symbol, nichts, was an den Christengott erinnerte.

Federico von Urbino und Alessandro Sforza unterstützten die Anklage, der Sforza sprach noch von einem andern und beim Urteilsspruch schwer ins Gewicht fallenden Verbrechen. Sigismondo hatte nicht nur die Anjou nach Italien gerufen, er hatte sogar, als Pius einen neuen Kreuzzug predigte, die Türken zum Einfall in die Halbinsel zu bewegen versucht, um dadurch der ihm seitens seiner Feinde drohenden Gefahr zu entgehen und sich über sie zu erheben.

Wenn viele der im Prozess dem Malatesta vorgeworfenen Verbrechen mit gleichem und noch grösserem Recht andern Fürsten und Condottieri zur Last gelegt werden konnten und viele andre unglaublich vergrössert wurden, um seine Schuld evident erscheinen zu lassen, so hatte, was der

Sforza vorbrachte, wirklich Grund, und es gab dafür, nach einem Brief Federicos von Urbino an seinen Gesandten zu Neapel, schlagende Beweise: Sigismondos Bote an den Grossfürsten ward in Candia abgefangen und nach Venedig gebracht.

Der Malatesta hatte fast alle Herren Italiens gegen sich aufgebracht, man war vor ihm und seiner Abenteuerlust nie sicher, niemand durfte ihm trauen, niemand glaubte ihm auch mehr — er schloss Verträge, die er nicht hielt, brach einen von ihm erbetenen Waffenstillstand am nächsten Morgen, liess sich für eine Condotta Sold zahlen und warb für dies Geld ein Heer, um es gegen seinen Soldherrn zu führen — seine seltene Treulosigkeit war in ganz Italien berüchtigt. Solange man ihn nicht gedemütigt und auf ein Kleines beschränkt hatte, musste man sich stets von neuem seiner jähen Einbrüche versehen. Deshalb ging man gegen ihn geschlossen vor.

Der Papst hatte den gleichen Grund, ihn zu stürzen, wie die andern. Am meisten mochte ihn ärgern, dass der Malatesta auf Federico von Urbino, seinen treuen Condottiere, einzuwirken und ihn vom Papst abzuziehen versucht hatte. Sigismondo hatte dem Montefeltro vorgestellt, dass er nur für die Macht des heiligen Stuhles arbeite und keinen Dank ernten werde als den, dass ihm später auch sein Land genommen werde. Und bei dieser Unterredung war das Wort gefallen: „Wenn mich der Papst zu seinem Maultiertreiber macht, wirst du einmal sein Koch werden."

So war es kein Wunder, dass der Urteilsspruch über den Malatesta hart ausfiel. All sein Besitz, seine Würden wurden ihm abgesprochen, er selbst zur Ketzerstrafe, dem Flammentode, verdammt.

Da man nicht hoffen konnte, seiner habhaft zu werden, verbrannte man sein Bild. Der bekannte Skulpteur Paolo Romano ward beauftragt, zwei Sigismondo ähnliche Figuren zu bilden — wir haben noch Paolos Rechnung —, die Figuren waren von erstaunlicher Ähnlichkeit, gekleidet, wie sich der Malatesta trug. „Es schien mehr die wirkliche Person als ein Bild zu sein", erklärt Pius selbst in seinen Kommentarien. Die ähnlichste ward ausgewählt und auf den flammenden Scheiterhaufen geworfen, den man vor den Stufen von Sankt Peter errichtet hatte. Da-

mit niemand irre ginge, was das Bild zu bedeuten hätte, trug es auf einem Zettel, der ihm aus dem Mund hing, die kennzeichnende Aufschrift: „Ich hier bin Sigismund Malatesta, des Pandulph Sohn, der König der Verräter, Feind Gottes und der Menschen, durch Urteil des heiligen Senats zum Feuer verdammt."

Das Volk stand um den Scheiterhaufen, den samt dem Bild, dessen Inschrift viele Leute lasen, die Flammen rasch verzehrten, und der Malatesta vergrösserte sich ihm zu einem unerhörten Fabelwesen, zu einem Ungeheuer, wie es die Erde bis dahin noch nicht gesehen.

Was erzählte man sich nicht, was glaubte man nicht von ihm! Über die Leiche der Borbona sei er hergefallen und habe die Tote noch in tierischer Gier geschändet, da sich die Lebende seiner wilden Brunst mit aller Kraft widersetzte. Seine eigene Tochter habe er geschwängert, an seinem Sohn Roberto Notzucht verüben wollen, erst als der den Dolch nach ihm gezückt, habe er von ihm abgelassen. Seine beiden Frauen habe er getötet, sich nie um Recht und Gesetz gekümmert, Gottes und aller Heiligen gelacht.

Einen solchen Menschen wie eine giftige Schlange zu zertreten, erschien als Aufgabe und Pflicht aller andern. Federico von Urbino war der Vollstrecker des Urteilsspruchs, und Sigismondo verlor sein Land bis auf Rimini. In der Rivalität, die zwischen den Häusern von Urbino und Rimini seit alten Zeiten bestand, siegten die Montefeltre. Den auf seine Macht und sein Ansehn so stolzen Sigismondo verliess niemals mehr das demütigende Gefühl seines Sturzes, und die Ohnmacht, sich wieder zu seiner einstigen Höhe erheben zu können, hat ihn stets bedrückt. Mehr wie die in seinen Feldzügen getragenen Mühen und die wilden Ausschweifungen seines ruhelosen Lebens hat seine Niederlage und sein Fall seine Gesundheit erschüttert und ihn dem doch früh erscheinenden Tod zugeführt: er starb wenig älter als fünfzig Jahre.

Ein Mann, der selbst in diesem Jahrhundert ungewöhnlicher und bedeutender Männer auffiel und die Phantasie der Zeitgenossen in ausserordentlichem Grade beschäftigte, ein Mann voller unerklärlicher Widersprüche, in dem sich Gut und Böse untrennbar mischte, ein psychologisches Rätsel.

Es steht fest, dass er, der in ganz Italien nach der päpstlichen Prozesschrift als ein Ungeheuer galt, das man vernichten müsse, von seinen Untertanen nicht nur gefürchtet, sondern auch geliebt ward. Er muss also hervorragende Regententugenden gehabt haben, wie sie auch Cesare Borgia zweifellos besass, den seine Romagnolen ebenfalls liebten. Natürlich blieb Sigismondo stets absoluter Herr, der sich selbst über Recht und Gesetz stellte, doch sorgte er dafür, dass beide im Lande geübt und befolgt wurden. Er nahm sich des Handels und Gewerbes an und nach dem neuerbauten Sinigaglia rief er aus der ganzen Halbinsel Kolonisten, denen er unentgeltlich Land gab und völlige Steuerfreiheit zusagte. Doch trotz aller seiner Bemühungen, sein kleines Reich zu heben, gelang es ihm nicht. Wie konnte gedeihlicher Wohlstand in ein Land kommen, dessen Herrscher in unaufhörliche Abenteuer verwickelt war, der durch seine Eroberungssucht sich selbst gefährdete, dem vergolten ward, wie es seine Treulosigkeit heischte!

Wie seine Untertanen liebten ihn auch seine Soldaten, obwohl sie seine Strenge kannten. Doch er war gerecht und lohnte das Verdienst, und was ihm vielleicht am meisten ihre Sympathien gewann: er lebte im Felde so einfach wie sie und teilte alle ihre Mühen und Entbehrungen, er konnte, ohne an seiner Elastizität Schaden zu nehmen, lange den Schlaf entbehren, Hunger leiden, und als Trunk war ihm brackiges Wasser gut genug. Nichts schien auf seinen gestählten Körper schädlichen Einfluss üben zu können, widerstandsfähig wie Eisen zeigte sich sein Leib.

Er war kühn in der Schlacht wie nur einer seiner tapfersten Hauptleute und mass sich gern im Zweikampf mit den feindlichen Heerführern: oft ritt er aus dem Lager, um die Gegner vor sein Schwert zu fordern. Und seinen Zwist mit Federico hätte er am liebsten in einem Duell zu Ende gebracht.

Es gab auch wenige Condottieri, die der Gabe zündender Rede so mächtig waren wie er, und seine flammenden vom lebhaftesten Impuls getragenen Worte rissen selbst die Unentschlossenen fort. Bei all seinen Feldzügen schwebten ihm als Meister die grossen Römerhelden vor, und er hatte

den heissen Wunsch, sich die gleiche Unsterblichkeit und den Lorbeer ewigen Ruhms zu erringen wie sie.

Als eines Tages ihm die Florentiner Kommissare die Standarten ihrer Republik übergaben, rief er als seinen Ahnen Scipio Africanus an, ihm wollte er nacheifern. Ehe Cäsar den Rubikon überschritt, hatte er vor seinem Marsch auf Rom an seine Waffengefährten zu Rimini eine Ansprache gehalten, und zum Andenken daran errichtete Sigismondo auf dem Markt der Stadt eine Säule, die in ihrer Inschrift seinen Namen mit dem des ersten römischen Kaisers verband.

Er zählte zu den bedeutendsten und gefürchtetsten Condottieri, hat sich aber in allen seinen Kriegszügen kaum einen andern Ruhm erworben als den einer hervorragenden Treulosigkeit in einem Jahrhundert, in dem das Gegenteil schon eine erwähnenswerte Auszeichnung war.

Es mochte noch hingehen, dass er Carmagnolas Tochter, mit der er verlobt war, nach dem Prozess ihres Vaters als Gattin unter dem Vorwand verschmähte, er könne nicht die Tochter eines Verräters heiraten; doch fiel es ihm auch nicht ein, den beträchtlichen Teil der Mitgift, den er bereits erhalten, wieder herauszugeben.

Francesco Sforza gab ihm seine Tochter Polyxena zur Frau, und doch verliess ihn, als das Unglück über ihn kam, Sigismondo zuerst, und man erzählt sogar, er habe ihn zu vergiften gesucht.

Alfonso von Neapel verpflichtete ihn als Condottiere und zahlte ihm beträchtliche Summen im voraus, trotzdem trat der Malatesta zu dem Gegner über und antwortete auf des Königs Vorwürfe nur mit Spott und Hohn.

Es war Sigismondo nicht möglich, den geraden Weg zu gehen. Er konnte nicht ohne Intrigen leben. Er redete Alessandro Sforza ein, Federico von Urbino habe es auf seine Stadt Pesaro abgesehen und schloss mit dem Sforza einen Bund, darauf zeigte er dem Montefeltro den Vertrag und verhetzte so beide miteinander. Er wollte im Trüben fischen und selbst sich Pesaros bemächtigen.

Sein Ruhm als Condottiere ist alles andre wie strahlend und gross, mochten ihn die gelehrten Schmeichler auch noch so sehr rühmen, nicht seine heroischen Taten — solche werden uns von ihm nicht in unverdächtigen Zeugnissen

berichtet — sondern seine Freigebigkeit erwarben ihm den Namen eines grossen und unvergleichlichen Feldherrn.

Seine Neider selbst aber mussten ihm zugestehen, dass er die Kunst der Belagerung in hohem Mass beherrschte und ein trefflicher Festungsbaumeister war.

Neben dem Bau des Tempio Malatestiano bildet die Rocca Malatestiana das Hauptdenkmal seiner Regierung. Die alte Residenz seines Hauses schien ihm den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr entsprechend, daher liess er das Gattolo niederreissen und den Festungspalast bauen, der uneinnehmbar werden sollte und durch die drohenden Türme, Zugbrücken, die feste hohe Mauerumgürtung auf das auf kräftigen Widerstand berechnete Haus eines Soldaten, der sich eine letzte Zuflucht schafft, hinwies.

Wahrscheinlich hat Sigismondo den Plan der Rocca allein entworfen, jedenfalls kann man Roberto Valturio, der zur Zeit des Baus noch in Rom päpstlicher Sekretär war und erst im Jahr, als die Festung eingeweiht ward, nach Rimini kam, keinen grossen Anteil an der Konstruktion beimessen. Dass der Malatesta mit ihm über die Rocca korrespondiert und des öfteren seinen Rat eingeholt hat, ist möglich, doch hat Sigismondo den Ruhm allein, diese Festung nach eignem Entwurf gebaut zu haben.

Neun Jahre währte die Arbeit, und Matteo da Pasti prägte anlässlich der Einweihung der Rocca eine schöne Medaille, die uns eine vollkommene Vorstellung von dem gewaltigen „Castellum Sismondum“ gibt, wie die Festung auf der Umschrift heisst.

Merkwürdig genug, obwohl diese Festung die erste seit der Erfindung der Geschütze in Italien errichtete war, wurde sie noch ganz nach dem alten System gebaut. Und Sigismondo selbst ward doch die Erfindung der Bomben zugeschrieben oder wenigstens ihre bedeutende Verbesserung nachgerühmt. Erst sechzig Jahre später erfolgte durch Francesco di San Gallo mit den Bastionen die Umwälzung in der Kriegsbaukunst.

Der glänzende Ingenieur bewährte sich nicht nur in Rimini allein, im Dienste Venedigs befestigte der Malatesta Ragusa und Rhodus, und die Geschichtsschreiber sind des Lobes voll: er war, so meldet man, einzig als Ingenieur.

Soldat und Mäcen, Literat und Dichter — alles in einer Person war Sigismondo. Wüssten wir es nicht von unbestechlichen Männern, so würden wir nicht an seine frühzeitige Reife glauben. Mit dreizehn Jahren unterdrückt er schnell entschlossen eine Empörung, mit fünfzehn siegt er zu Lungarino über den Montefeltro, mit zwanzig beginnt er den Bau der Rocca.

Trefflich vorgebildet steht er in seinem späteren Leben in stetem Zusammenhang mit Kunst und Wissenschaft. Er sprach Griechisch so gut wie Lateinisch und vermochte sich über alle Gegenstände nicht bloss mit Leichtigkeit und Geist, sondern auch mit Gründlichkeit zu unterhalten. Die bedeutendsten Literaten seiner Zeit, die ihn persönlich kannten, wie Poggio, Filelfo, Veggio, Platina, sind ob seiner Kenntnisse erstaunt.

Als er in Rom war, verbrachte er seine Musse in der Gesellschaft Platinas, des ersten Bibliothekars des Vatikans. Als man ihn fragte, worüber er denn so lange mit Sigismondo sich unterhalte, antwortete er: „Über die Wissenschaften, die Kriegskunst, die ausgezeichneten Geister des Altertums und unserer Tage, über alles, worauf das Gespräch der Menschen kommen kann."

Mit den Gelehrten teilen seine Gunst die Künstler.

Obenan steht Leon Battista Alberti, der ihm den Tempio Malatestiano baut, in dem alles vom Herrn von Rimini, nichts vom Herrn der Welten spricht, der die Zeichnung für sein Grabmal wie für die dem heiligen Sigismund von Burgund geweihte Kapelle entwirft, den sich der Malatesta zum Schutzpatron erkoren hatte und dem er eine offenkundige fromme Verehrung zeigte.

Neben Alberti haben alle andern am Bau des Malatestatempels Beteiligten eine untergeordnete Rolle gespielt.

Wenn auch Alberti in Rom durch Papst Nikolaus V. unaufhörlich in Anspruch genommen war, war er doch in Rimini geistig stets gegenwärtig. Er ist vielleicht niemals hier gewesen, behielt aber alle Fäden in der Hand. Matteo da Pasti, der den Bau zu überwachen hatte, musste sich genau nach seinen Plänen und Anordnungen richten. Ein lebhafter Briefwechsel ward zwischen beiden gepflogen, und gab es besonders strittige Punkte, über die man sich nicht klar werden konnte, so ward der Plan erwogen, sich

persönlich mit Alberti ins Einvernehmen zu setzen: einmal spricht Mattea Nuti davon, ein andermal der Sohn des Alvise.

Es kam nicht selten vor, dass der zu Rom durch päpstliche Aufträge zurückgehaltene Alberti mit Matteo da Pasti in kräftigen Widerspruch geriet. Als Manetti einige Tage in Rimini weilte, gab auch er seine Ansicht über Albertis Entwurf ab und erklärte, die von Alberti geplante Kuppel für den Malatestatempel müsse doppelt so hoch wie breit sein. Matteo hatte nicht verfehlt, die Kritik des berühmten Florentiner Gelehrten, den Alberti selbst am Hof Nikolaus V. kennen gelernt hatte, dem grossen Baumeister mitzuteilen, worauf der kühl und spöttisch entgegnete: er richte sich lieber nach den Alten, die die Thermen gebaut, das Pantheon und andere herrliche Gebäude und traue mehr auf den gesunden Menschenverstand und die Vernunft als auf Manetti. Matteo solle an den Plänen, die auf dem einem bereits bestehenden Gebäude eigentümlichen Zustande basierten, nichts ändern; er habe mit gewissen unumgänglichen Verhältnissen rechnen müssen. Würde also irgend etwas geändert, dann wäre es um die Harmonie geschehen, die er stets im Auge gehabt: Cio che tu muti discorda tutta quella musica.

Waren manchmal die Anforderungen Albertis an Matteo zu gross, vermochte weder er, Pietro de Genarii noch der tüchtige Werkmeister Alvise sich den Ansprüchen Albertis gewachsen zu zeigen, standen sie alle seinen Zeichnungen und Anordnungen ratlos oder unschlüssig gegenüber, dann ward Matteo Nuti berufen, der die schöne Bibliothek in Cesena für Sigismondos Bruder, Malatesta Novello, gebaut hat.

Alberti war und blieb trotz aller Mitarbeiter der geistige Urheber des Malatestatempels. Er hat den Plan des ganzen Werks entworfen, jede Einzelheit bestimmt, jedem Mitarbeiter sein bestimmtes Feld angewiesen. Er wachte ständig über den Arbeiten und sorgte dafür, dass sein Plan ausgeführt ward. Er wollte etwas Ausgezeichnetes schaffen, der edlen Einfachheit der Antike verband sich der mass- und ausdrucksvolle Reichtum der Renaissance. Wäre der Tempel vollendet worden, so würde er zu den schönsten Bauten der Welt gehören, und auch so, ein Torso wie er blieb,

hat er Vasari das Lob entlockt, er zähle zu den berühmtesten Kirchen Italiens; Nardi ging sogar noch weiter und nannte ihn den schönsten Tempel der schönsten Epoche der Kunst.

Neben Alberti hat selbst Matteo da Pasti, Pisanellos Schüler, eine kleine Rolle gespielt. Er war nur der Vollstrecker der Anordnungen des grossen Baumeisters, der Bauinspektor des Tempels, dem Pietro de Genarii zur Seite stand. Doch begnügte sich ein Mann wie Matteo natürlich nicht mit dieser Stellung als Oberleiter des Baus. Er betätigte in hervorragendem Mass seine Kunst im Dienst der Malatesta.

Von ihm stammen die schönen Medaillen, die uns Sigismondo und Isotta zeigen, die uns die Rocca Malatestiana und den Malatestatempel darstellen, wie sie waren oder werden sollten. Er hat wohl auch die Zeichnungen für den Schmuck der heiligen Sakraments-Kapelle entworfen, und oft mag Agostino di Duccio seine Wachs- oder Tonmodelle ausgeführt haben, ohne dass wir es wissen, denn sein Name findet sich kaum bei irgend einem Werk. Dass aber das Medaillon Sigismondos in der Kapelle der Madonna dell' Acqua von ihm ist, wird niemand, der seine Medaillen des Malatesta sah, bezweifeln.

Nur Künstler zweiten Ranges sind bei der Ausschmückung des Malatestatempels verwandt worden und doch ist sie so reich und eindrucksvoll geworden: Alberti und Matteo standen hinter Agostino di Duccio, Simone Ferucci, Ciuffagni und wussten sie zu inspiriren.

Allerdings hat Ciuffagni seinen Ruf durch seine Werke in Rimini nicht vermehrt. Er war schon ein alter Mann, als er hier zu arbeiten begann, und hatte seine beste Zeit bereits hinter sich. So sind seine beiden Statuen, die des heiligen Sigismund und des Erzengels Michael, schwache Werke, die durch den schönen Schmuck ihrer Umgebung noch mehr in den Schatten gestellt werden. Auch die Basreliefs in der Kapelle des heiligen Sigismund, die die Kardinal- und theologischen Tugenden darstellen, vermögen nicht unsere Augen zu fesseln, und von Meisterschaft zeugen auch die Sybillen und Propheten nicht, wenngleich sie noch zu seinen besten Rimineser Werken gehören. Man begreift nicht recht, weshalb man ihm die Ausführung

des Grabmals Isottas anvertraute, er verdankte diesen Auftrag wohl nur seinen ansehnlichen Florentiner Arbeiten. Er war fast siebzig Jahre alt, als er das Grabmal begann, das muss man für die rechte Beurteilung dieses Werkes im Auge behalten. Er entledigte sich seiner Aufgabe jedenfalls nach bester Kraft, doch ist das Grabmal nüchtern, trocken und hinterlässt keinen nachhaltigen Eindruck.

Wie lebendig wirkt neben ihm Simone Ferucci, der Donatelloschüler, dessen Basreliefs uns in der Herz-Jesu-Kapelle erfreuen!

Die Kinder, die wir hier in fröhlichen Spielen begriffen sehen, sind gewiss keine anmutsvollen Gestalten, aber doch liegt über all diesen Gruppen ein eigentümlicher Reiz, der uns stets von neuem zu ihnen bringt. Welch eine Naivität in der Auffassung, welche Ungezwungenheit in der Darstellung!

Die einen gleiten über die Wasser auf aufgeblasenen Schläuchen und jagen Enten vor sich her, die andern schaukeln auf einem Muschelboot über die Flut und spielen Flöte oder werden von Delphinen durch die Wogen getragen, der Dreizack ist ihr Ruder, oder sie tanzen um eine Fontäne einen Reigen und streuen Blumen.

Diese Basreliefs heben Simone Ferucci aus dem Dunkel als einen erfindungsreichen und begabten Künstler, der allerdings, wenn man die Zahl seiner Werke in Rimini betrachtet, neben Agostino di Duccio zurücktritt.

Zehn Jahre hat Agostino in Rimini geweilt und hier mehr als fünfzig Statuen und Basreliefs geschaffen. Man kann nicht durch den Malatestatempel gehen, ohne seinen Werken wieder und wieder zu begegnen. San Francesco hat ihm mehr als jedem andern seinen Schmuck zu danken.

Wir erkennen ihn in der Kapelle des heiligen Sigismund, wo seine Arbeiten den grössten Gegensatz zu Ciuffagnis Statue bilden, in der heiligen Sakraments-Kapelle sind seine merkwürdigen Basreliefs, deren lange nicht erklärliche Gegenstände er einem Gedicht Sigismondos entnommen hat, in dem der Malatesta so bilderreich und prunkvoll um Isottas Liebesgunst bittet: was hatten eine den Wellen entstiegene, von Tauben umflatterte Venus, die

auf einem von Schwänen gezogenen Wagen dahinfährt, was ein Mars, bewehrt mit Schwert und Schild, auf einem von hungernden Wölfen umschlichenen Streitwagen, was Saturn, Merkur, was der Krebs, die Ziege in einem christlichen Tempel zu schaffen?

Es war ein Akt der Schmeichelei, dass Agostino die Stoffe für seine Reliefs Sigismondos Gedicht entnahm. So ward das Poem, das nach Valturios Wort in ganz Italien schon bekannt war, im Marmor unvergänglich.

Auch die Basreliefs in der Kapelle San Gaudenzio, die man lange ob der Reinheit ihrer Formen für antike gehalten hat und die auch ganz im Geschmack der Antike gehalten sind, hat Agostino gearbeitet und bei ihnen ebenfalls nicht verfehlt, dem Malatesta zu huldigen. Da liest man in griechischer oder lateinischer Sprache: Jupiter Ariminaeus — Apollo Ariminaeus. Jupiter wendet sich an den Herrn von Rimini, Apollo an den Beschützer und Pfleger der Künste.

Das schönste Monument hat Agostino sich und dem Malatesta aber in dem Grabmal der Antenati gesetzt, der Ahnen und Vorfahren Sigismondos. Wie alles in diesem Tempel dient auch dies Werk dem Preise der Herren von Rimini und dem Ruhm des grössten Malatesta.

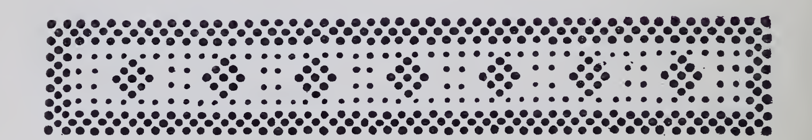
Die Reliefs, die den antik gehaltenen Sarkophag schmücken, zeigen, durch die breite Tafel mit der Weihinschrift getrennt, den Triumph der Malatesta und den Sigismondos. Im Tempel des Nachruhms thront Athene, um sie versammelt alle Geschlechter der Malatesta von dem togabekleideten Scipio Africanus, dem selbstgewählten Ahnen Sigismondos, bis auf den Bauherrn, der in seiner jungen Kraft in der Rüstung des fünfzehnten Jahrhunderts im Vordergrund steht. Der Tribut der Ehre, der hier dem ganzen Hause dargebracht wird, fällt im zweiten Relief Sigismondo allein zu. Auf einem reichgeschmückten antiken Wagen, den vier von Gefangenen geführte Pferde ziehen, fährt er unter einem Triumphbogen dahin, ein Imperator, Schwert und Lorbeer in den Händen.

Ein Held! So liebt er sich dargestellt zu sehen, so zeigen ihn Matteos da Pasti und Pisanellos Medaillen, zu denen Piero della Francescas Freske, die ihn knieend und huldigend vor dem heiligen Sigismund zeigt, einen merkwürdigen Gegensatz bildet.

Man begreift, dass die Künstler an der Darstellung seines Charakterkopfes ihre Freude hatten. In die nicht hohe Stirn und in den festen Nacken fallen die dichten Haare in kurzen Locken, der Helm hat sie niedergedrückt, und sie bilden um das Haupt eine niedrige Krone. Die kleinen Augen blicken lebhaft, der Mund fest geschlossen mit einem spöttischen Zug, das Kinn ist energisch gerundet, die Nase schön gebogen.

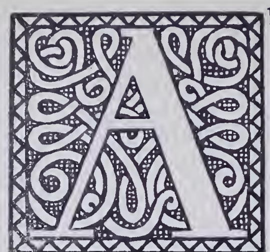
Hager, hoch gewachsen, ebenmässig gebaut, trug er sich stolz und wusste durch seine Haltung Ehrerbietung einzuflössen. Er hatte das Bewusstsein seines Werts und seiner Stellung, den lebendigen Glauben an sich und sein Werk und den Nachruhm, der ihm nur das gab, was er verdient zu haben glaubte — wie sein Hofdichter schrieb: sunt sidera carmina et arma.







BRACCIO DA MONTONE



ls Braccio da Montone sich zum letztenmal von seiner Gemahlin trennte, liess er ihr, wie man erzählt, ein Schränkchen, das sie erst öffnen dürfte, wenn er zurückgekehrt oder tot sei. Nach der Schlacht bei Aquila öffnete sie es und fand in ihm ein Szepter und einen Witwenschleier: er wollte also entweder sterben oder als König heimkehren. Was in menschlicher Berechnung lag, um seinen Plan zu verwirklichen, war geschehen. Er durfte sicher auf den Erfolg rechnen, da entschieden merkwürdige Zufälle gegen ihn, der schon die Krone gewonnen zu haben glaubte.

Sein Leben erhebt sich aus dunklen Anfängen zum Licht, alle Nuancen vom Dunklen bis zur Helle gibt es nacheinander, es wird von einer kurzen Glorie durchstrahlt und sinkt jäh ohne den Übergang durch eine Dämmerung in Finsternis. Mit dem Tode dieses bedeutenden Menschen zerfällt auch sogleich sein Werk, sein Name erhält sich noch Dezennien in der Kriegsgeschichte jener Zeit, bleibt aber Jahrhunderte hindurch in einem Liedchen erhalten, das, von der Muse des Augenblicks auf die Lippen gezaubert, noch um die Mitte des abgelaufenen Säkulums in Florenz gesungen ward und mit den Versen einsetzt:

Braccio, der starke Held,
Bezwingt die ganze Welt,
Hingegen Papst Martino
Gilt keinen Quattrino.

Braccio stammte aus einem adligen und kriegerischen Geschlechte in Perugia. Die Lobredner, die nachmals sein Leben und seine Taten beschrieben, erklärten, das Geschlecht der Brachii ginge bis ins graue Altertum zurück, und der Stammbaum beginne mit Hannibal. Campano meint, im Laufe der Jahrhunderte hätte leicht aus dem Namen des karthagischen Geschlechts der Brachini Brachii werden können, und die Abkunft von dem grossen Römerbesieger widerspräche weder dem Alter des Geschlechts noch der Grösse der Taten Braccios, und die Ähnlichkeit des Namens bilde ein weiteres Argument.

Gewiss ist, dass Braccios Familie eine alte, bekannte und um das von Parteikämpfen zerrissene Perugia verdiente war.

Die Astrologen weissagten dem am 1. Juli 1368 gebornen dritten Sohn des Grafen Oddo da Montone ein glänzendes Schicksal: er würde ein hochberühmter Kriegsheld werden. In Montone wuchs Andrea heran, seine Freude war weniger die Beschäftigung mit den Wissenschaften als Leibesübungen. Er ritt, sprang, lief, schwamm gern, stählte seinen Körper und zeigte sich allen seinen Altersgenossen an Gewandtheit und Kraft überlegen. Früh schon gab er Proben seiner Tapferkeit und seines Mutes. Bei einem Aufstand in Montone schlug er zwei Führer der Gegenpartei auf dem Markt nieder. Als die Guelfen in Perugia die Oberhand bekamen, musste er, ein Ghibelline, aus der Stadt flüchten und nahm nichts aus der Heimat mit als einen leidenschaftlichen Hass gegen die Feinde und eine heisse Liebe für seine Vaterstadt. Er hatte alles verloren und war allein auf sich und seine Kraft angewiesen. Er konnte seinen Lebensunterhalt nur als Soldat gewinnen.

Als die beiden schweren Wunden an Arm und Bein, die er im Kampf erhalten hatte, geheilt waren, trat er in den Dienst des gefeierten Alberico da Barbiano, der bei Marino die bretonischen Banden geschlagen, sich auf der Ruhmesstaffel immer höher geschwungen hatte und Grossconnetable von Neapel geworden war.

Braccio teilte das Zelt mit Muzio Attendolo, schloss einen Freundschaftsbund mit ihm, führte als Zeichen ihrer engen Zusammengehörigkeit gleiche Feldbinden und schien unzertrennlich von ihm zu sein. Doch nicht lange litt es ihn bei Barbiano, seine ruhelose Natur trieb ihn nach dem Kirchenstaat, in dessen Kämpfen er schnell emporzukommen glaubte. Papst Innocenz VII. war abermals vertrieben, die Orsini und Colonna bekämpften sich wie gewöhnlich hartnäckig, König Ladislaus von Neapel drohte, und das in Parteien geteilte Volk sorgte dafür, dass Rom nicht zur Ruhe kam. Als Braccio in die Dienste des tapferen päpstlichen Condottiere Mostardo da Forli trat, meinte er endlich die Gelegenheit gefunden zu haben, sich hervortun zu können, und glaubte seine Zukunft für lange gesichert. Wie hatte er sich getäuscht! Zwei Tage nachdem er sich hatte anwerben lassen, ward Mostardo in einem Aufstand getötet, und Braccio musste weiterziehen, denn das Heer löste sich vollständig auf.

Mit sieben Genossen beschloss er nach Viterbo zu dem geflüchteten Papst zu gehen, um von ihm direkt mit einer Condotta betraut zu werden. Unterwegs hatte er mit Entbehrungen und Not zu kämpfen. Es kam so weit, dass er seinen Rock einem Bauern, bei dem er Quartier genommen hatte, als Zahlung anbieten musste; der Bauer wies ihn aber zurück, schenkte ihm noch vier Gulden und gab ihm ein Zeichen mit, das ihm bei seinem Sohn für die folgende Nacht Aufnahme verschaffen sollte. Durch das Elend ward Braccio so niedergedrückt, dass er beinahe verzweifelte. Wie konnte er, der zum Almosenempfänger Herabgesunkene, es wagen, sich dem Papst vorzustellen! Das schien ihm zu vermessen. Er sah in eine trostlose Zukunft. Dunkle Gedanken quälten ihn: sollte er nach Mailand gehen, zum Papst, oder sich nach Florenz wenden? Endlich entschied er sich für das letztere. Das Mass seines Unglücks war aber noch nicht voll. Zu Foligno raubte ihm ein plötzlich ausbrechendes Feuer Waffen, Kleider, Pferde. Wieder war er so arm, wie da er aus Perugia vertrieben war. Die Bürger aber nahmen sich seiner mildtätig an, steuerten zusammen und ersetzten ihm den Schaden.

Nach diesen Irrungen kam er endlich zu Barbiano zurück, der ihm eine Condotta über zwölf Pferde gab. Von nun an ging sein Weg langsam aufwärts. Sein General sollte sich bald überzeugen, dass Braccio kein Dutzendsoldat war, der nur mechanisch seine Pflicht tat und sich um ein Darüberhinaus nicht sorgte.

Barbiano kämpfte in der Romagna gegen den Herrn von Faenza und den päpstlichen Legaten, als der Marchese Este ihn bat, für ihn gegen Venedig zu kämpfen. Barbiano willigte ein und zog ihm zu. Als er aber an den Reno kam, wusste er nicht weiter. Die päpstlichen Truppen waren ihm auf den Fersen, die Ufer des Flusses steil und hoch, die Furt schwierig. Ging Barbiano nicht über den Reno, so musste es zum Kampf kommen, und wie der enden würde, war bei der numerischen Überlegenheit der Gegner kaum zweifelhaft.

Der Grossconnetable und seine Obersten wussten keinen Rat, da half Braccio. Er trat keck ins Zelt des Oberfeldherrn, wo man beriet, und entwickelte seinen Plan: man solle Wall und Graben vom Fluss ausgehend und in run-

dem Zug von zwei Miglien zum Reno zurückführend ziehen, so dass beide eine kleine Schar Auserwählter leicht verteidigen könnte, indes auf drei über den Fluss geschlagenen Brücken die Schwadronen hinüberzögen.

Barbiano lohnte diesen Rat, dessen Trefflichkeit der völlige Erfolg bestätigte, durch erhöhten Sold, eine Condotta von hundertfünfzig Pferden und das Vorrecht, sein Feldzeichen zu führen. In welcher Achtung Braccio bei Barbiano stand, sollte er bald nachher durch einen grösseren Gunstbeweis erfahren. Der Marchese Este, der die Carrara von Padua gegen Venedigs Raubgelüste hatte schützen wollen, dabei aber unterlegen war und Barbiano aus seinen Diensten zu entlassen hatte versprechen müssen, verständigte sich mit dem Grossconnetable dahin, dass Barbiano eine starke Schwadron dem Herrn von Padua zu Hilfe schicken sollte. Sie zerfiel in drei starke Rotten, die Braccio, Lorenzo da Cotignola und der Rote aus Aquila befehligten, das Oberkommando sollte unter den drei monatlich wechseln.

Sie waren noch nicht lange in Padua, da zeigte sich, dass Barbianos Anordnung notwendig Unzuträglichkeiten im Gefolge hatte. Braccio war bei den Soldaten ob seiner Freundlichkeit und seines umgänglichen Wesens beliebter als seine Kollegen, die ihn deswegen beneideten und ihm, dem Edelmann, schon ob seiner vornehmen Abkunft gram und missgünstig waren. Als der Monat kam, an dem Braccio kommandieren sollte, weigerten sich die andern, ihm den Befehl zu übergeben. Der Streit, der dadurch entstand, dehnte sich von den Hauptleuten auf die Soldaten aus. An den Grossconnetable ging ein verleumderischer Brief: Braccio wäre anmassend und ein Verräter, der ganz unverhohlen nach völliger Unabhängigkeit und Herrschaft strebe. Ehe sie ihm also die Truppen und die Ehre ihres geliebten Condottiere anvertrauten, müssten sie erst den Willen des Grossconnetable erkunden. Sicherlich nicht aus Interesse, noch aus Ehrgeiz behielten sie die Bürde und Verantwortlichkeit des Kommandos; nur Pflicht, Neigung, Dankbarkeit bestimmten sie, sich seiner vorläufig nicht zu entäussern. Barbiano möchte die Entscheidung wohl überlegen, sie selbst würden jedem seiner Befehle gehorchen.

Dieser Pharisäerbrief hatte die erhoffte Wirkung, alle drei

wurden unverzüglich abberufen. Braccio tat zwar seine Unschuld dar, wurde aber nach kurzer Zeit abermals und so erfolgreich verleumdet, dass der Grossconnetable sich seiner als eines gefährlichen Menschen zu entledigen beschloss. Nachts sollte er aufgehoben und getötet werden; und es wäre sicher um ihn geschehen gewesen, hätte sich ihm nicht unerwartet Rettung geboten.

Barbianos Gemahlin wusste um den Plan und suchte den Grossconnetable zu milderem Urteil zu bewegen. Als ihr das nicht gelang, sandte sie an Braccio einen vertrauten Boten, der ihm den Anschlag hinterbrachte. Er kam noch zur rechten Zeit zu seinem zwei Miglien von Braccios Zelten gelegenen Lagerplatz. Braccio weckte sofort seine Leute, liess satteln und ritt zu den Päpstlichen. Der Grossconnetable überzeugte sich von seiner Schuldlosigkeit und schickte ihm, von dessen Tapferkeit und Klugheit er so überzeugende Beweise erhalten hatte, Briefe und Boten. Er sollte zu ihm zurückkommen, sein Sold würde erhöht werden; doch Braccio antwortete soldatisch knapp und treffend: „Ich weiss, ich habe Euch nie ein Unrecht getan, von Euch aber viel dergleichen erlitten. Wer den Tod eines treuen Dieners und Soldaten, ohne ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung und Verteidigung zu geben, anordnen kann, verdient nicht Treue noch Liebe. Daher bin ich und für immer von Euch gegangen. Euch bleibt ja noch mancher Ersatz, Lorenzo da Cotignola mit seinen Klatschereien und der Rote von Aquila mit seinen Verleumdungen.“ Barbiano hatte durch eigene Schuld seinen fähigsten Hauptmann verloren. —

Dass die Dinge sich so für Braccio gestalteten, war für ihn ein Glück. Jetzt war er durch keine Rücksicht gebunden, konnte er frei seine Kräfte regen, der Mut war ihm gewachsen. Er sah seinen Weg klar vor sich und fern wohl, doch nicht unerreichbar das lockende Ziel: er wollte sich seine Heimat zurückerobern und dort, wo man ihn in die Armut und Fremde gestossen hatte, Herr sein.

Er ging energisch vor. Diesen heissen Wunsch seines Herzens zu verwirklichen, bot er seine ganze Kraft auf. Nach einer kurzen Dienstzeit unter den päpstlichen Bannern sammelte er unter seinen eigenen Fahnen Soldaten. Sein Name hatte schon guten Klang, in Kürze gebot er über achthundert Reiter. Jetzt legte er auch den Grund-

stein zu einer politischen Herrschaft: Rocca Contratta bot ihm die Herrschaft über sich an.

Das Glück ist ihm hold und schwebt seinen Fahnen vorauf: er unterwirft die Kastelle und Schlösser rings um seine neue Herrschaft, nötigt Fano, Ancona, Cingoli zum Tribut und Anschluss an ihn, jagt den Malatesta aus Camerino und schlägt gründlich den Marchese von Fermo aufs Haupt.

Nun wurde er auch in die grossen Kämpfe der Zeit gezogen. König Ladislaus von Neapel, der nichts anderes als die Eroberung von Florenz und Rom beabsichtigte, suchte ihn für sich und seine ehrgeizigen Pläne zu gewinnen. Braccio wardneben andern Vorteilen des zweifellosen Sieges die Einnahme Perugias garantiert. Es war kein Wunder, wenn er in den Dienst des Königs trat.

Er rückte gegen Perugia, das, von ihm hart bedrängt, in seiner Not Ladislaus Botschaft sandte, es wolle sich ihm unterwerfen, wenn er es gegen seine Verbannten schütze und den gefährlichsten, Braccio, beseitige. Ohne Skrupel willigte der König ein; es galt nur, des Condottiere sich zu bemächtigen. Ladislaus versuchte es mit List. Braccio ward unter dem Vorwand, der König wolle mit ihm den Feldzugsplan besprechen, nach dem von Ladislaus eroberten Rom befohlen und ihm nachdrücklich Eile angesagt.

Der Condottiere hatte keinen Argwohn. Wie sollte er auch denken, der König würde ihn für seine Dienste meucheln! Schon wollte er zu Pferde steigen, da schrieb ihm ein Freund, der zum Hofe die genauesten Beziehungen hatte, in Rom drohe ihm und seinen Leuten Tod und Vernichtung, die ärgsten Ränke seien gesponnen, er solle fliehen. Braccio konnte es kaum glauben, doch ihm mochte die Erinnerung daran kommen, wie Alberico da Barbiano gegen ihn zu handeln vorgehabt hatte, und er erklärte, eine plötzliche Krankhet hindere ihn, sich sogleich auf den Weg zu machen, doch werde er dem Befehl in wenigen Tagen gehorsamen. Bis dahin bitte er die Gnade des Königs, ihn zu entschuldigen.

Nun warf Ladislaus die Maske ab und sandte gegen ihn den Grafen von Troja, der ihn zu Jesi mit sechstausend Mann einschloss. Im Gefühl des gewissen Sieges stellte er hochmütig an den Florentiner Gesandten das Ansinnen,

die Republik solle das Pisaner Konzil, das zur Beseitigung des Schismas sich versammelt hatte, auflösen. Bartolomeo Valori erklärte fest, das werde nicht geschehen. Ladislaus fragte höhnisch: „Und welche Waffen werdet Ihr den meinigen gegenüberstellen?“ — „Eure eigenen!“ entgegnete der Gesandte sofort.

Es war keine leere Prahlerei. Florenz hatte augenblicklich nur zwölfhundert Reiter, die den fünfzehntausend des Königs und seiner Masse Fussvolk gegenüber natürlich verschwanden, aber es verfügte über viel Geld und hatte grossen Kredit. Nach kurzer Zeit gebot es über ein grosses Heer, das bewährte Feldherren, unter ihnen Braccio, der nach Ladislaus' Verrat sich auf die Seite der Feinde des Königs gestellt hatte, kommandierten.

Ladislaus musste weichen, und als die Neapolitaner zurückgeschlagen waren, wandte sich Braccio gegen Perugia. Bald musste er sich davon, dass ihm die Eroberung der Stadt nicht gelingen würde, überzeugen. Der König entledigte sich schnell seiner Gegner, zog gegen ihn und trotz aller Tapferkeit wäre Braccio schliesslich doch unterlegen, wenn ihm nicht unerwartete und ungehoffte Hilfe geworden wäre.

Ladislaus erkrankte gefährlich, mit ihm seine Geliebte, die Tochter eines Arztes aus Perugia: die Seuche, die erst die Caravellen des Kolumbus aus der neuentdeckten Welt gebracht haben sollen, hatte beide ergriffen. Unter grässlichen Schmerzen endete der König. Mit ihm ging der gefährlichste Feind der Florentiner von der Erde und Braccio war seines erbitterten Gegners ledig. Macchiavelli bemerkt ironisch zu diesem Ereignis: „Der Tod war für die Florentiner stets ihr treuester Freund, und kräftiger als jede ihrer Tugenden hat er ihnen geholfen.“

Nun trat Braccio als Condottiere im grossen Stil auf. Er nahm bekannte und bewährte Obersten in seine Dienste; das Geld für seine Unternehmungen lieferten ihm Plünderungszüge und der Verkauf seiner Schlösser im Gebiet von Bologna. Er sprach nicht von seinen Absichten, doch sein Ziel musste allen bekannt sein: es galt den entscheidenden Kampf um Perugia. Der Condottiere sparte an nichts, um sich die Möglichkeit eines Erfolges im höchsten Mass zu sichern. Er zahlte seinen Obersten unerhört grossen Sold

und schloss mit allen Heerführern, die er für sich gewinnen wollte, unter jeder Bedingung ab.

Er war entschlossen, die Stadt zu erobern oder zu sterben. Zweimal hatte er weichen müssen, das dritte musste die Entscheidung bringen. Niemand hatte seinen Plan völlig durchschaut; er würde, so hiess es, Mittelitalien verlassen und in die Dienste des Visconti treten. Perugia glaubte dem Gerüchte und entliess viele Söldner. Braccios Heer bestand zum Teil aus den Verbannten der Stadt, ihnen musste natürlich ebenso wie ihm an der Eroberung am meisten liegen.

Er rief sie zusammen und eröffnete ihnen, was ihn Tag und Nacht beschäftigt hatte: „Was ich allzulange schon im Herzen verschlossen gehalten habe, will nun ans Licht. Das Wort Vaterland darf mir und euch Armen, Verbannten, zum Tode Verurteilten nicht länger mehr die Gefühle des Hasses, des Neides, der Gefahr wachrufen. Wir wollen nun dahin zurück, wo wir unsere erste Kindheit verbracht haben. Das qualvolle Heimweh, dessen wir uns nicht mehr erwehren können, soll ein Ende haben. Lebend oder tot kommen wir heim, denn dieser dritte Versuch wird unser letzter sein. Doch was rede ich vom Tode? Der Feind ist ja schon durch seinen inneren Zwist dahin. Wir können gegen ihn die grosse Zahl unseres Heeres, die trefflichen Rüstungen, Eintracht, Klugheit, die gerechte Sache ins Feld führen. Als Sieger werden wir also dorthin zurückkehren, von wo uns der Groll der Parteien vertrieb. Zu euch, die ihr bisher mir Gefährten in Verbannung und Unglück gewesen seid, bald aber den Triumph mit mir teilen sollt, soll euer Herz, nicht mein Mund sprechen. Und das lange Leid, die lange Sehnsucht wird mit einemmal ein Ende haben!"

Als er sprach, stiegen ihm Tränen in die Augen, seine Stimme war bewegt, die Liebe zur Heimat bebte durch seine Worte. Der Eindruck der Rede war gross, ein stürmisches Händeklatschen, ein kräftiges Aneinanderschlagen der Waffen zeigte, dass er sie alle gewonnen hatte.

Die Zelte wurden sofort abgebrochen, der Apennin ward überschritten und Braccio stand im Borgo von Perugia, ehe die Stadt noch von seinem Nahen erfahren hatte. Florentiner Gesandte wollten vermitteln; ohne Erfolg. Braccio

erklärte, es sei merkwürdig, dass Florenz, so oft und noch jüngst im Krieg gegen König Ladislaus von Perugia hintergangen, sich für eine Stadt verwende, die Ehre und Freundschaft törichtem Zwist zu opfern pflege. Übrigens hätte er gar nicht die Absicht, Perugia zu knechten. Wollte er es auch, so brächte er es doch nicht über sich. Nur wären er und seine Gefährten entschlossen, Haus, Recht und Vatergut wieder zu erobern, die ihnen nicht durch eigene Schuld, noch durch einen auswärtigen Feind, sondern durch die Laune einiger Sinnlosen verloren gegangen wären, die sie seit so langen Jahren mit ihren Frauen und unschuldigen Kindern in Verzweiflung und Verbannung halte. Er würde gern einen Vergleich schliessen, doch wer könnte sich mit diesen Narren und Grausamen einigen? Arm an allem hätten er und die Seinen zu den Waffen greifen müssen, um mit den Waffen das, was der gerechte Himmel jedem bei der Geburt schenkt, zu gewinnen: ein Dach, ein Grab, Verwandte, Freunde, ein Vaterland!

Um die Stadt wurden Laufgräben gezogen, tagtäglich ward gegen sie Sturm gelaufen. Dem Eifer der Belagerer entsprach die Erbitterung der Verteidiger. Da die Stadttore vermauert waren, liessen sich die Kriegslustigen über die Mauern an Stricken herab, um mit dem Feind handgemein werden zu können. Mit vergifteten Pfeilen ward geschossen, bis Braccio gegen diese Barbarei energisch beim Rate Perugias protestierte, der es darauf bei Todesstrafe untersagte.

Die Stadt hatte sich an den Herrn von Rimini, Carlo Malatesta, um Hilfe gewandt, obwohl sie genau wusste, welches Los ihrer harre, wenn sie durch seinen Beistand von Braccio befreit würde. Malatesta hätte sie einfach besetzt, doch lieber hätte sie sich ihm als dem Führer der Verbannten unterworfen. Das zeigt, wie gross der Hass gegen Braccio und die Furcht vor ihm war.

Ein heisser Sommer kam, und die Julisonne brannte auf die Scharen des Malatesta nieder, die von Staubwolken umwirbelt heranzogen. Es war ein mühseliger Marsch und das in drei Scharen geteilte Entsatzheer kam matt und abgespannt auf dem Schlachtfeld an. Braccio erwartete es zwei Miglien von Perugia. Er hatte zahlreiche Haufen geformt, den Reitern viele behende Fussoldaten beigegeben,

die ihnen die Waffen, frische oder verlorene, zureichen, die aus dem Sattel Gesunkenen wieder aufs Pferd heben, den Feinden die Rosse verwunden sollten.

Die Verbannten lagen in einem nahen Wäldchen im Hinterhalt, die Trossknechte, als Schwergewaffnete verkleidet, waren auf dem das Schlachtfeld übersehenden Hügel postiert. Alle Weiber im Lager sollten während des Kampfes mit frischem Wasser die Soldaten erquicken. Obwohl der Malatesta dem Condottiere numerisch überlegen war, war er doch im Nachteil: Braccios Soldaten waren ausgeruht, er konnte auch das Schlachtfeld wählen. Als der Malatesta den Fluss durchwatet hatte, formierte er seine Scharen, und der Kampf begann unter den lauten Rufen: „Braccio, Braccio!" — „Carlo, Carlo!"

Lange wogte die Schlacht unentschieden hin und her. Braccios Taktik aber, die ermatteten Haufen durch neue zu ersetzen, unaufhörlich frische Truppen ins Gefecht zu führen, die müden hinter der Schlachtreihe zu erquicken, während Malatestas Soldaten durch Hitze und Durst gequält wurden, gewann schliesslich den Sieg, zumal die Verbannten, zur rechten Zeit herbeigerufen, dem Feind ungestüm in die Seite fielen. Damit war die Schlacht entschieden, das Entsatzheer ergoss sich in wilder Flucht in die Weite: zwei Führer, darunter Malatesta, dreitausend Mann wurden gefangen, ein glänzender Sieg war erfochten, der als schönsten Preis Braccio den lange und heiss ersehnten Besitz Perugias brachte; denn jetzt musste sich die Stadt ergeben.

Die Gesandten Perugias kamen ins Lager und nahmen alle Bedingungen an, die er ihnen vorschrieb. In der ganzen Nacht vor dem Einzuge, der auf den 20. Juli 1416 festgesetzt war, putzten die Soldaten ihre Waffen, schmückten die Mähnen ihrer Pferde und polierten ihre Rüstungen; ebenso die Verbannten, die am Kampf teilgenommen hatten. Sie beanspruchten den Platz in der Nähe Braccios. Zwei Stunden stritten sie mit den Soldaten darüber, wem er gebühre.

Die Veteranen wiesen auf ihre durch neue Wunden aufgerissenen Narben hin, nicht Stirn, Gesicht, Ohren, Brust hatten sie unversehrt — das, meinten sie, gab ihnen das Anrecht auf den bevorzugten Platz. Die Verbannten machten

ihre vornehme Geburt geltend: sie sähen nun endlich ihr Vaterland wieder; alle, die am Kampf teilgenommen hatten, zeigten auf ihre Wunden. Ein Streit zwischen Tapferkeit und Stolz, erklärt Campano, entstand: die einen beriefen sich auf ihren Ruhm, die andern auf den grossen Namen ihrer Vorfahren. Endlich entschied Braccio zugunsten der Verbannten, die daheim einer Neuvermählten gleich mit Freude und Pracht erwartet wurden. Eine auserlesene Schar, die tapfersten Reiter und die Verbannten, bildete Braccios Gefolge, so ward beschlossen; das Heer sollte in Schwadronen folgen.

Die Stadt rüstete sich zum Empfang des grossen Condottiere, der jetzt als gefürchteter Herr kam. Das Tor, durch das er einreiten sollte, ward mit Purpurteppichen geschmückt, überall hingen purpurfarbene Decken hernieder. Der ganze Weg ward mit Grün und Blumen bestreut und süsser Duft floss in breiten Wellen durch die warme Sommerluft. Die Fenster der Privathäuser waren je nach dem Vermögen aufs schönste geschmückt. Die Kleinodien der Frauen blitzten im Sonnenschein und blendeten die Augen der Vorübergehenden. Goldene Kapseln und Gürtel gleissten — furchtlos zeigte man die Schätze, sagt Campano.

Zum Schutz vor der Sonne waren über den Markt Decken und Tücher gespannt. Auf den Tischen der Wechsler lagen in Haufen Goldmünzen, die Kaufleute hatten von ihren Tischen und Verschlägen lang und breit purpurfarbene Stoffe herabhängen. Auf all diese auf dem Markt gebotene prunkende Schaustellung sah der hohe Palast herab, von dessen Fenstern französische Decken hingen und auf dessen Treppenstufen goldene und silberne Gefässe standen.

Als ginge es zur Schlacht, so rückte Braccio in die Stadt und zwar durch das obere Tor, das man nicht geschmückt hatte. Weshalb er das tat, weiss man nicht genau. Die einen meinen, er hätte das allzugrosse Zusammenströmen des Volks und einen Hinterhalt der Städter gefürchtet; die andern: der Weg wäre bequem und der Platz, falls es zum Kampf käme, besser zum Schlagen gewesen; dritte endlich erklären: die Leute in diesem Stadtteil hätten beinahe alle zu seiner Partei gehört.

Als er auf den Markt gekommen war, wirbelten die

Trommeln, schmetterten die Trompeten, tönten die Pfeifen. Die Soldaten besetzten sofort die beiden auf den Markt führenden Strassen. Ehe Braccio im Palast abstieg, liess er sich von den Behörden den Treueid leisten.

Wer in dem Condottiere einen Tyrannen gefürchtet hatte, wurde bald enttäuscht. Perugia hatte wohl kaum einen milderen Herrn als ihn gehabt. Das gefürchtete Haupt der Verbannten bewies jetzt, nachdem es seinen heissesten Wunsch erfüllt sah, eine ungeahnte Güte. Braccio zeigte sich in allen Angelegenheiten Perugias gerecht und massvoll. Den bürgerlichen Zwist wollte er mit der Wurzel ausrotten. Der Besitzstand von vor vierundzwanzig Jahren — so lange waren die Aristokraten vertrieben gewesen — ward wieder hergestellt. Raub, Gewalttat, Unrecht, alle Misstände der Parteikämpfe hatten ein Ende. Neun Adlige und neun aus dem Volk wurden zum Schutz und zur Hut des Volkes bestellt. Sieger wie Besiegte behandelte er mit gleicher Freundlichkeit, als wäre er, sagt Campano, mit allen verwandt gewesen. Wer zu ihm kam, ging voller Hoffnung, in Wort und Tat zeigte er sich mild und gütig. Wenn er jemandem eine Bitte abschlagen musste, tat er es unter Angabe des Grundes, und erklärte, er wünschte, sie von ganzem Herzen erfüllen zu können, doch sei er dazu nicht imstande, so dass er, selbst wenn er die Erfüllung eines Wunsches verweigerte, als Wohltäter erschien.

Als nach seinem Sieg die Verbannten in grosser Menge zurückkehrten und sich breit machten, die einen, infolge des langen Exils in höchster Not, auf Raub und Beute ausgingen, die andern, von unruhigem Ehrgeiz gepackt, das Volk durch Schmeicheleien zu ködern und die Jugend durch glänzende Zukunftsbilder zu verlocken und für sich zu gewinnen suchten, wies Braccio sie gebührend in die Schranken. Ernst und streng erklärte er, für soviel Könige sei in einem Reich kein Platz, er allein regiere. Leute, die in der Fremde hätten gehorchen müssen, dürften daheim ihren Mitbürgern nicht befehlen; dazu habe er nicht so lange gekämpft und so viel ertragen. Sie sollten sich damit zufrieden geben, dass sie durch ihn in die Heimat hätten zurückkehren dürfen. Jeder gehöre an seinen Platz; die Fähigkeiten, Anlagen, Sitten, der innere Wert gäben den Ausschlag. Gegen Aufrührer würde er volle Gesetzesstrenge anwenden.

Er tat alles, um einen Aufstand zu verhindern. Die die Strassen und Gässchen schliessenden Ketten wurden abgerissen, die hölzernen Tore der Stadt niedergelegt, damit, wenn Rebellen den Markt besetzten, seine Reiter ungehindert heranstürmen könnten. Die zwei in den Parteikämpfen zerstörten Burgen wurden wieder aufgebaut und mit einer zuverlässigen Besatzung belegt.

Um nicht nur auf seine Söldner angewiesen zu sein und im Notfall seine Mannschaften aus eignen Untertanen ergänzen zu können, erzog Braccio die Bürger von Perugia für den Krieg. Er exerzierte die Jugend ein, übte sie in Manövern und Scheingefechten; frühmorgens rückten die Jünglinge aus, lernten die Waffen kampfgerecht handhaben, kräftigten sich in Märschen, stählten den Arm und festigten die Hand, wenn sie zur Übung gegen einander fochten. Auch die Knaben ergriff die Freude am Kriegshandwerk. Braccio sah sie mit Vergnügen Kompanien bilden, in Waffen, Gang, Haltung und Manövern den Erwachsenen nachahmen und ihre frische Jugend in ernstem Spiel betätigen. Zuletzt nahmen alle Bürger an den Übungen teil, formierten sich in Haufen, deren jeder sein Banner und seinen Hauptmann hatte.

Braccio war nicht die Natur, sich zu bescheiden und mit dem bereits gewonnenen grossen Besitz zu begnügen. Mit der Macht wuchs ihm der Wunsch nach grösserer Herrschaft. Hatte er ein Ziel erreicht, so steckte er sich sogleich ein höheres und strebte diesem zu. Als er sich in seinem Reich genügend befestigt zu haben glaubte, setzte er einen Gedanken, der ihn schon längere Zeit beschäftigt hatte, in die Tat um. Es handelte sich um nichts geringeres als um die Eroberung Roms.

Das Konstanzer Konzil hatte drei Päpste abgesetzt, aber noch keinen neuen gewählt. Ein Legat, Kardinal Isolari, von dem nun seiner Würde verlustig gegangenen Johann XXIII. noch als Statthalter eingesetzt, spielte eine Art erster Rolle in Rom, das sich ganz als Republik geberdete. Die Verhältnisse in der ewigen Stadt konnten für Braccio gar nicht günstiger sein. Wer ein Heer wie er hatte, dem fiel Rom zu. Der Condottiere brauchte gar nicht einmal das Schwert zu ziehen, die Tore wurden ihm auf sein Verlangen gleich aufgetan. Es war sein leichtester Sieg. Er

erklärte zwar, Rom für den künftigen Papst besetzen zu wollen und allein im Interesse der Kirche zu handeln, doch niemand täuschte sich über seine wahren Absichten. Wenn er die päpstliche Residenz besetzt hielt, musste der neue Papst sich mit ihm verständigen: Braccio konnte die Bedingungen vorschreiben, hatte er doch die Macht. Der Condottiere ward als Schutzherr der Kirche aufgenommen; man hiess ihn ihren Verteidiger, und um sich diesen Titel zu verdienen, belagerte Braccio die Engelsburg, die von König Ladislaus her noch eine neapolitanische Besatzung hielt und in die die Päpstlichen sich geflüchtet hatten.

Der Condottiere hatte sein Ziel mühelos erreicht, mit allen Möglichkeiten gerechnet, mit einer aber, die ihm eine Unwahrscheinlichkeit dünken mochte, nicht: dass man ihm einen Mann gegenüberstellen könnte, der, an Tapferkeit, Kriegsruf, Truppen ihm gleich, es mit ihm aufnähme. In Frage konnte nur Muzio Attendolo kommen, und der lag in einem neapolitanischen Kerker. Und Attendolo war es; durch ein merkwürdiges, aber folgerichtiges Zusammentreffen von politischen Umständen ward er aus seinem Gefängnis befreit und erhielt den Auftrag, Braccio aus Rom zu treiben. Der Kardinallegat hatte dringend um Hilfe gebeten und Giovanni Caracciolo, der damalige Liebhaber der Königin Johanna, ihm gern gewillfahrt, entfernte er so doch den ihm in der Gunst Johannas gefährlichen Condottiere.

Braccio erkannte, dass er Attendolo nicht würde standhalten können. Sein Heer hatte Verluste genug durch die in den heissen Sommermonaten aus dem Tiber aufsteigenden Fieberlüfte gehabt, der Gegner zog mit frischen, durch keine Krankheit geschwächten Truppen heran. Auch war ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Roms zu seinen Ungunsten möglich, wenn er die Stadt einer Belagerung und Erstürmung aussetzte. So zog er kurz entschlossen ab; sechs Wochen hatte er in der ewigen Stadt als Herr geschaltet. Attendolo befreite Rom ebenso leicht, wie Braccio es genommen hatte.

Immer wieder versicherte Braccio, er kämpfe für den entthronten Johann XXII.; zwar war ein neuer Papst, Martin V., bereits gewählt und weilte schon in Italien, doch Braccio ignorierte ihn und seinen Bann völlig und

liess sich in seinem Siegeszuge, auf dem er ganz Umbrien eroberte und seine plündernden Streifzüge bis nach Cucca hin ausdehnte, nicht beirren. Der Papst nahm zu Attendolo seine Zuflucht, er und kein anderer konnte Braccios Vordringen ein Ziel setzen; doch diesmal erwies er sich als nicht kräftig genug, er verlor die Schlacht am Bolsener See und vermochte Braccio trotz einiger kleiner Erfolge nichts anzuhaben.

Braccio stand auf der Höhe seiner Macht. Papst Martin knüpfte zum Teil aus Rücksicht auf Neapel, zum grösseren aus eigenem Interesse mit ihm Verhandlungen an. Florenz, das sich mit dem Condottiere stets gut gestanden hatte, vermittelte. Acht Monate nach der Schlacht gegen Attendolo zog Braccio an einem Februartag des Jahres 1420 in der Arnostadt ein. Der Papst war bereits in Florenz, das ob der Ankunft des grossen Condottiere, dessen Name seit einem Jahrzehnt in Italien von Mund zu Mund ging, in höchster Erregung war. Martin ward über Braccio fast vergessen, der in fürstlicher Pracht einritt.

Vor ihm auf hohen Pferden, deren Sättel und Zaumzeug von Stahl und Gold blitzten, vierhundert auserlesene Soldaten in reicher Kleidung, der Kopfputz der Pferde mit dichten, sich wiegenden Federbüschen geschmückt, die Decken aus feinem Leder, mit schönen Schildereien bemalt. Abgeordnete aller Städte Braccios folgten ihnen, dann kam er selbst: in der Mitte seiner Obersten, der Gesandten befreundeter Städte, der Behörden der Arnorepublik, in einem mit Gold und Silber geschmückten herrlichen Purpurgewand.

Man hätte ihn auch ohne diesen Prunk unter den Tausenden als den Bedeutendsten erkannt. Der jetzt Zweiundfünfzigjährige war mehr als mittelgross; auf seinem Ross überragte er alle andern Reiter. Sein langes gerötetes Gesicht zeigte die ihm gewöhnliche, ernsthaft freundliche Würde. Er hielt sich wie der Fürst, der er war.

Den prächtigen Zug beschlossen abermals vierhundert reichgekleidete Soldaten. Das Volk sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Tausende und Abertausende quälten sich in dem Gedränge, um ihre Schaulust und aufs höchste gespannte Neugier zu befriedigen. Die Strassen waren bis auf den letzten Platz besetzt, die Balkone überfüllt, unter

den Türen stiessen sie sich, an den Säulen hingen sie und drückten sich an die Fenstergitter. Die Neugierigsten verliessen, wenn sie den Zug gesehen hatten, ihre Plätze, arbeiteten sich durch die Menge und drangen an andern Stellen, die der Condottiere passieren musste, vor — ein zweites, drittes Mal. Sie konnten sich des Anblicks nicht ersättigen. Unaufhörlich rief man: „Braccio, Braccio!" Und im Jubel des Augenblicks entstand das Liedchen: „Braccio der starke Held — Bezwingt die ganze Welt!"

Langsam kam der Zug nur vorwärts, endlich hielt er am Gemeindepalast, wo der Papst ihn erwartete. Der Condottiere stieg vom Pferde, kniete vor ihm und ward durch den Segen Martins vom Bann Martins erlöst. Der Papst und Braccio zogen sich zu geheimer Verhandlung zurück. Der Condottiere ward kirchlicher Vikar, behielt, was er erobert hatte, und sollte das rebellische Bologna unterwerfen. Braccio war somit durch ausdrücklichen päpstlichen Willen als grosser Machthaber legitimiert.

Bald aber kam der Umschwung. Martins Selbstbewusstsein war verletzt; die Florentiner hatten in ihrer Heldenverehrung beinahe ganz den päpstlichen Gast vergessen und ihre volle Bewunderung dem Condottiere nicht verhohlen. Der Papst musste Braccios Lob und seine eigne Demütigung sogar unter den Fenstern seiner Wohnung singen hören. Es hiess ja in dem Liedchen: „Hingegen Papst Martino — Gilt niemand einen Quattrino!"

Auch sein Verhältnis zu Neapel änderte sich, möglich, dass ihn der Übermut des letzten Liebhabers der Königin Johanna ärgerte, wahrscheinlicher aber, dass er sich im Königreich Neapel grossen Einfluss sichern wollte. Attendolo war unvermutet in voller Gunst bei ihm und sollte dem der Königin aufgedrungenen Thronerben Ludwig III. von Anjou den Weg nach Neapel bahnen. Da war es nicht wunderbar, wenn Braccio auf die Seite des von Johanna herbeigerufenen und zur Adoption ausersehenen Königs Alfonso von Aragon trat. Die lockendsten Zugeständnisse wurden ihm gemacht: er sollte Capua und Aquila erhalten und Grosskonnetable des Reichs sein.

Mit dreitausend Reitern kam Braccio, zum ersten Mal trugen seine Truppen andere Feldzeichen. Bis dahin hatten sie mit den Soldaten Attendolos gleiche Farben gehabt aus

der Zeit noch, da die beiden in Barbianos Lager Freundschaft geschlossen hatten. Jetzt schieden sie sich; die seit Braccios Verrat an Michele und indirekt auch an Muzio Attendolo eingetretene Spannung war zum offenkundigen Abbruch aller vertrauten Beziehungen geworden, sie wollten durch nichts mehr an die Vergangenheit erinnert sein.

Und doch — nach einem beinahe erfolglosen Kriegsjahr unterhandelte infolge völliger Änderung der politischen Verhältnisse auf Wunsch Johannas Braccio mit Attendolo. Martin hatte sich zu Alfonso bekehrt, schliesslich musste der Aragonese ja doch die Oberhand gewinnen; Johanna, wie immer wankelmütig und stets nur nach momentanen Eingebungen handelnd, fürchtete Alfonso, der ihr gerade gut genug gewesen war, um ihn gegen den Anjou auszuspielen.

Braccio unterhandelte für sie mit Attendolo, er hatte beschlossen, seine eigenen Interessen zu verfolgen, brauchte seine Truppen für eigne Unternehmungen und wollte gleichsam einen Ersatzmann stellen. Zwischen Pietra und Guianello in einem lieblichen Wäldchen, in dem Braccio sein grosses Banner hatte aufpflanzen lassen, trafen sich die beiden Condottieri. Über zwei Stunden währte die Zusammenkunft. Dabei ward die Erinnerung an die gemeinsam unter Barbianos Befehl verbrachte Zeit, an die Taten und Erfolge, die sie errungen, an die Gefahren und das Unglück, das sie geteilt hatten, wach. Sie vergassen ihrer Feindschaft und erzählten einander sogar von den Streichen, die sie sich gegenseitig gespielt und zu spielen die Absicht gehabt hatten. Braccio sprach Attendolo von dem Verrat Niccolò Orsinis, der ihm den Sieg am Bolsener See ermöglicht, und erklärte, Attendolo hätte Recht getan, als er den Verräter Tartaglia gerichtet hätte.

Attendolo ward für die Königin gewonnen, Braccio seiner Dienste ledig. Am folgenden Tag bereits zog er ab auf der Strasse nach Umbrien. Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, Attendolo mit seinen Söhnen gab ihm weit das Geleit und sah ihm nach dem Abschied noch lange nach. Als er in der Ferne verschwand, wandte Attendolo das Pferd. Die harte Wirklichkeit der Dinge kennt aber keine Freundschaft zwischen Rivalen und über wenig mehr als einem Jahr standen sich beide in einem Entscheidungskampf gegenüber.

Braccio belagerte Aquila, die Metropole der Abruzzen. Alfons von Aragon, den Attendolo geschlagen hatte, rief Braccio zu seinem Beistand; dafür ward ihm der Fürstenhut von Capua versprochen. Attendolo kam zum Entsatz der Stadt heran. Braccio erwartete ihn an der Pescara und blieb, ohne in einer Schlacht gesiegt zu haben, Sieger. Attendolo ertrank im Fluss, als er, schon am andern Ufer, noch einmal sich mit seinem Ross in die Wasser stürzte, um seinen Reitern die Furt zu weisen.

Als Braccio die Nachricht vom Tode Attendolos gemeldet ward, wollte er es nicht glauben, doch als dem ersten Boten immer mehr folgten und dieselbe Kunde brachten, konnte er nicht mehr zweifeln. Braccio hörte sie an, sagte kein Wort, runzelte die Brauen, senkte den Kopf und ritt zurück ins Lager. Als er mit seinen Vertrauten die Veränderung der Verhältnisse besprach, zeigte er keine Freude über den Tod des Feindes, er mochte der Unbeständigkeit alles Irdischen gedenken, oder auch sich der Weissagung erinnern, „wie die meisten annehmen", dass er bald nach Attendolo sterben würde. Jetzt sah er den eigenen Tod kommen, sein Ende war nahe. Wer konnte dem Schicksal entrinnen?

Er dachte nicht daran, den Tod des Gegners, die Verwirrung, die er unbedingt nach sich ziehen musste, auszunutzen: Francesco, Attendolos Sohn, konnte seine Truppen und sich in aller Ruhe im Kommando seines Vaters sichern.

Der Astrologe sollte mit seiner Prophezeiung recht behalten. Braccio belagerte Aquila ohne Erfolg. Die Stadt, noch im Besitz genügender Lebensmittel, konnte sich bis zum Juni halten; dann allerdings musste, so ward der Königin gemeldet, die Übergabe erfolgen. Wollte man die wichtige Stadt nicht verlieren, so durfte man mit Beistand nicht zögern. Alsbald zog Caldora mit einem starken Heer, dem der Mailänder Herzog, der Papst, Braccios Feind aus Interesse und Gefühl, Truppen gesandt hatten, zum Entsatz heran.

Braccio musste sich sicher und siegesgewiss fühlen, sonst hätte er anders gehandelt. Aquila ist rings von hohen, steil nach der Stadt zu abfallenden Bergen umgeben, zwischen ihrem Fuss und den Stadtmauern liegt eine mässig grosse Ebene. Braccio hätte Caldora einfach und leicht

alle Pässe versperren, den Feind von den Höhen ins Tal jagen können. Er wollte aber den Gegner mit einem Schlag vernichten, fürchtete, Caldora würde gar nicht über die Berge kommen, und sandte ihm einen Trompeter mit der Botschaft, er solle nur vorrücken, alle Pässe wären auf seinen Befehl sicher und frei, er solle nur zum Fluss herabsteigen und, hätte er Mut, die Schlacht annehmen. Caldora erwiderte, er verzichte auf seine Freundlichkeit und würde die Pässe, wären sie auch besetzt, nehmen; fliehe Braccio nicht, erwarte er ihn, so werde es sein Unglück und sein Untergang sein.

Jakob Ursus hat später oft erzählt, dass, als er Prätor in Ancona war, nach Ascoli ein hochgewachsener Mann mit lang herabwallendem, eisgrauen Bart, ein Sterndeuter und Weissager, von dichten Volksmassen umgeben, gekommen sei. Er fragte ihn, ob Braccio in diesem Kriege siegen würde. Der Wahrsager bat sich Bedenkzeit aus und erklärte am nächsten Tag: nähme der Feldherr selbst nicht am Kampf teil, so würde sein Heer siegen; sonst behielten nach den Zeichen der Sterne die Feinde die Oberhand.

Als die Gesandten von Perugia im Lager vor Aquila von dem Nahen Caldoras hörten, fragten sie Niccolò Piccinino, was er vom Ausgang des Kampfes dächte. Niccolò sass lange nachdenklich und antwortete endlich, alles hinge vom Glück ab und er vertraue auf die Tapferkeit der Soldaten und den Mut des Führers. Die Zahl der Feinde schrecke ihn nicht, doch er fürchte, das sein langes Glück dem Feldherrn neidende Schicksal werde seinen Siegeslauf hemmen. Er schliesse das aus verschiedenen Zeichen. Braccio sei ein anderer geworden, aus einem sanften und milden ein harter und launischer Mann: den Rat der Veteranen, dem er sonst meist gefolgt sei, verachte er geradezu, er weise vernünftige Vorschläge zurück und wähle schlechte und verderbliche. Gegen alles Kriegsrecht und seine Gewohnheit habe er in der letzten Zeit gegen Frauen gewütet. Zuerst, so schloss er, pflege das Geschick den Geist der Sterblichen zu blenden, dann ihre Werke zu zerstören.

Im feindlichen Lager erzählte ein gemeiner Soldat, der nach einem Parteikampf mit den Anhängern der Volks-

partei die Stadt Perugia hatte verlassen und in die Verbannung gehen müssen, er habe Braccio im Traum gesehen, wie er auf hohem Ross in die Feinde einsprengte und unter ihnen ein grosses Blutbad anrichtete. Als er auch gegen ihn das Schwert geschwungen hätte, habe er ihn sofort zurückgeschlagen, ihn mitten durch den Hals gehauen und bald danach habe er tot zu seinen Füssen gelegen. Dreimal habe er dasselbe Traumbild gehabt.

Trotz seiner zuversichtlichen Worte bangte Caldora doch vor dem Übergang. Nachdem er die Stadt vergebens zu verproviantieren versucht und sich nach einem andern Weg umgetan hatte, musste er sich schliesslich doch auf den Weg durch das San Lorenzogebirge machen. Er kam glücklich durch die Engen, nun mussten aber seine Reiter auf gewundenen steilen Pfaden die Pferde nach sich ziehend in die Ebene hinabsteigen. Braccio freute sich, als er die Feinde sah. Er hatte noch immer gefürchtet, sie würden nicht kommen. Sein Siegesgefühl hatte ihn völlig verblendet; er glaubte an einen nahen Triumph.

Die Reiter Caldoras sahen auf den Höhen Braccios Fussvolk und wunderten sich, dass sie nicht angegriffen wurden, doch Braccio wollte nicht ihren Abstieg, sondern ihren Rückzug hindern und ihre Niederlage vollständig machen; sie sollten allesamt vernichtet oder gefangen werden.

Sein in vierundzwanzig Schwadronen geteiltes Heer von viertausend Reitern erwartete in der Ebene die Feinde, die zwanzig Schwadronen, jede zu zweihundert Pferden, dreihundert Fussoldaten und dreizehnhundert Sturmhauben hatten. Braccios Plan hatte alle Chancen des Erfolgs. Das bei Aquila fliessende, von ihm aufgestaute Flüsschen überschwemmte die Ebene, in die der Feind mit seinen durch den langen, schwierigen Weg ermüdeten Pferden herniederstieg. In dem aufgeweichten Erdreich mussten sie schlecht vorwärts kommen, ihre Beweglichkeit war also beträchtlich behindert. Hatte Braccio die feindlichen Reiter geworfen, so sollten die Fussoldaten ihnen in den Rücken fallen und die Niederlage vollenden, auch die Flucht verhindern. Vor den Toren Aquilas hielt Nicolò Piccinino, um einen Ausfall der Städter abzuschlagen.

Mit gewohntem Ungestüm begann Braccio den Kampf, die Reiter Caldoras wichen in Unordnung und Verwirrung

gegen die Berge hin. Jetzt hätte das Fussvolk von den Höhen auf sie herabstürzen sollen, aber es war wie taub gegen alles Rufen und Winken Braccios. Indessen ordneten sich die Reiter, Michele Attendolo liess seine leichten Fussgänger eingreifen, denen er Befehl gegeben, den Berittenen Braccios die Pferde zu erstechen — eine unanständige, aber von bedeutendem Erfolg begleitete Praktik: dreizehnhundert Schwerbewaffnete waren in kurzem unberitten, die andern durch sie in ihren Bewegungen behindert, bald durch das rasche Vorwärtsdrängen der Neapolitaner verstört und im Rückzug begriffen.

Als Piccinino sie weichen sah, wollte er ihnen zu Hilfe kommen, verliess wider allen Befehl seinen wichtigen Posten, dachte nicht im mindesten an die Folgen, wenn er die Tore freigab, und eilte herbei. Damit war die Schlacht für Braccio verloren, denn die Aquilesen sammelten sich schnell und fielen sechstausend Mann stark ihren Belagerern in den Rücken. Jetzt ergriff Braccios Heer der wilde Schrecken, die Flucht war bald allgemein. Die Besten fanden sich auf einer Anhöhe zusammen, von der die Fahnen wehten, wo Braccio kämpfte, der noch nicht an die Niederlage glaubte und die Scharen zum Angriff ordnete, sie durch Wort und Beispiel stärkte. Doch jeden zieht sein Schicksal fort, wie Campano philosophisch bemerkt, und nicht immer gibt sich das Glück dem Verdienst gefangen. Die Feinde drangen heran, und als ihn, der trotz vieler Wunden tapfer weiter kämpfte, der Vordersten einer, Lodovico Antilocchi, ein Verbannter aus Perugia, an seiner stolzen Gestalt und prachtvollen Rüstung erkannte, sprengte er wütend gegen ihn. „Du willst mich also für immer der Heimat berauben?" schrie er und sein Schwert sauste nieder und traf ihn am Hals, so dass er schwer getroffen vom Pferde fiel. Damit war die Schlacht, die sieben Stunden getobt hatte, zu Ende.

Das war der Ausgang eines Mannes, den nur der Tod bezwingen konnte, sagt Campano mit einem gewissen Recht; er wurde nicht eher besiegt, als er gefangen und nicht eher gefangen, als er mit Wunden bedeckt war. Er verlor aus drei Gründen, er hatte zur Unzeit den Florentinern einen grossen Teil seines Heeres zu Hilfe geschickt; er hätte die Feinde einzeln abfangen können, erwartete sie

aber in ihrer vollen Stärke und nahm nicht das Fussvolk zu Hilfe. Am Kampf beteiligt, hätte es zweifellos den schon flüchtigen Feind vernichtet und gefangen; die Truppen, die er an den Stadttoren gelassen, um einen Ausfall der Aquilesen zu hindern, wichen trotz seinem strengen Befehl von ihrem Platz. Daher hatte er in der Front mit dem Feinde, im Rücken mit den Städtern zu kämpfen. Dass Piccinino mit den Seinen in den Kampf ritt, macht mehr seinem Herzen als seinem Verstande Ehre und beweist nur, dass er ein tüchtiger Soldat und leidenschaftlicher Draufgänger, aber kein überlegender Kommandant war. Ob die Schlacht, wäre er nicht von den Toren gewichen, sich hätte wieder herstellen lassen, kann man nicht sagen. Jedenfalls wäre Braccios Niederlage, hätte er seine Pflicht getan, nicht eine derartige gewesen.

Flascus Girasius brachte die Standarte des gefallenen Feldherrn dem Sieger, Braccio selbst ward sofort aufgehoben und in sein Zelt gebracht. Caldora sprach zu ihm, doch er hörte nicht oder wollte nicht hören, er sagte kein Wort. Die Wunden raubten ihm alle Kraft und Sinne oder, sagt Campano, wenn auch sein Leib in der Gewalt des Feindes war, sein Geist blieb doch unbesiegt: er wollte nicht sprechen. Den Ärzten, die sofort kamen, ihn untersuchten und verbanden, ward hohe Belohnung zugesichert, wenn sie ihn am Leben erhielten und heilten. Jede Pflege ward ihm zuteil, doch er wies alle Arzneien und Hilfe zurück. Seine Wunden waren nicht tödlich, er hätte nach dem Urteil der Ärzte gerettet werden können; er wollte aber sterben.

Nachdem Braccio gefallen war, herrschte tiefe Ruhe im Lager. Man trauerte mehr um den Verlorenen, als dass man sich über den Gefangenen freute. Seine Soldaten durften ihn besuchen, alle Fremden verliessen sein Zelt, man glaubte, jetzt würde er sprechen. Er blieb aber stumm. Seine Freunde und Obersten, gefangen wie er, kamen zu ihm und baten ihn, sich doch zu seinem eigenen Besten, für sie, für Italien, für die Rache zu erhalten. Es war, als kannte er sie nicht. Er sagte kein Wort, machte kein Zeichen, nahm nicht Speise noch Trank.

Jetzt sah man erst, wie ihn seine Soldaten liebten. Die einen wanderten trauernd und still nächtlicherweile durchs

Lager, die andern weilten an seinem Bett, berührten seine Hände, betrachteten ihn wehmütig und seufzten über sein Geschick. Wenn sie sein Zelt verliessen, verdeckten sie ihr Gesicht, um ihre Tränen nicht zu zeigen. Alle Hauptleute umstanden in Gedanken an den Glückswechsel und voller Klagen gegen das Geschick, das ihm in der Schlacht stets hold, im Ende aber allzu hart sich gezeigt, den Sterbenden.

In dumpfem Brüten wartete er auf den Tod. Drei Tage nach der Schlacht starb er, ob an seinen Wunden oder an Hunger, weiss man nicht. Allgemeine Trauer gab sich kund, die Feinde ehrten in ihm den grossen Feldherrn und Sieger in vielen Schlachten, die Freunde und Soldaten verloren in ihm den freigebigen, gütigen, gerechten Führer. Alle, die in seinem Heer eine höhere Stellung eingenommen hatten, liessen Bart und Haar wachsen und legten Trauer an; die meisten quittierten den Dienst.

So ging Braccio de' Fortebracci dahin, Fürst von Capua, Graf von Montone, von Perugia, Grosskonnetable des Königreichs Sizilien, Gouverneur beider Abruzzen, wie er in einem Patent vom Jahre 1424, in dem er Palla Strozzi zum Podesta von Perugia erwählt, genannt wird. Seit 1418 war er Bürger von Florenz, wohin er auch seine drei Töchter verheiratet hatte.

Er war sechsundfünfzig Jahre, als er unter dem Druck seiner Niederlage zusammenbrach. Was Waffenglück, Klugheit, Tapferkeit ihm an Besitz gewonnen hatten, konnten die Seinen nicht behaupten: Oddo, sein ältester Sohn, starb bald nach ihm, von den Bauern im Tal von Lamone erschlagen, als er nach Florenz ziehen wollte; Carlo war erst zwei Jahre alt.

Der Papst triumphierte. Perugia ergab sich ihm, doch Montone sollte Braccios Familie bleiben. Martin willigte in alles, dachte aber nichts zu halten. Nicola Varano, Braccios Gemahlin*, verteidigte sich tapfer, konnte sich aber

* Braccio verlobte sich mit der Schwester des Herrn Berardo von Camerino, Nicola, und heiratete sie im selben Monat noch. Trotz des kürzlich erfolgten Todes der Mutter der Braut ward die Hochzeit mit grösstem Pomp gefeiert. Hundert auserwählte Frauen gaben ihr das Geleit, sechzig Dienerinnen nahm sie mit. Sechzig in Purpur gekleidete Flötenbläser und ebensoviel Oboisten gingen vor der Braut her.

nicht behaupten. Der Papst nahm ihr auch Montone. Er zügelte nicht seine Freude, drei Tage lang feierten prächtige Umzüge den Tod des grossen Condottiere, der im stolzen Bewusstsein der Macht und Kraft gesagt hatte, Martin würde ihm noch hundert Messen für einen Heller lesen müssen. Als dem Papst auf sein Geheiss die Leiche Braccios nach Rom gebracht ward, liess er sie unweit der Stadt in einen Graben werfen, wo sie unbestattet moderte. Der Neffe des Condottiere, Niccolò Fortebraccio, nahm einige Jahre später die Gebeine Braccios nach Perugia mit, wo unter öffentlicher Trauer die prächtige Leichenfeier stattfand. Und damit die Nachwelt wüsste, wo Braccio lag, ward in der Kirche beim Hochaltar das Grabmal gebaut, mit militärischen Emblemen und goldenen Blumengewinden umgeben. „Das bezeugt das Andenken des Feldherrn und Fürsten in seiner dankbaren Heimat."

Mit seinem Tode zerfiel Braccios Herrschaft, der Papst und Neapel teilten sich in das Erbe. Wieviel Entwürfe hatte nicht der Condottiere noch zuletzt gehegt, welche weiteilenden Gedanken beschäftigten ihn nicht noch bis zum Tode! Er wollte ein grosses Reich gründen. Was er bis dahin besessen, war nur ein Teil dieser erträumten Herrschaft. Was galt ihm der Papst und die verbuhlte Königin Johanna, die stets unter dem Regiment ihrer oft gewechselten Liebhaber stand! Er fühlte sich stark genug, um es mit beiden aufzunehmen.

Was schliesslich gegen ihn entschied, waren unglückliche Zufälle. Sein Königtum blieb ein Traum. Er war zur Herrschaft geboren, liebte die Pracht und den Schmuck für seine Person, wenn er nicht im Felde stand, und die reiche Kleidung hob seine hohe schöne Gestalt noch. Im Krieg teilte er alle Strapazen mit seinen Soldaten und kam wochenlang nicht aus seiner Rüstung, so dass seine Kleider mit dem Stahl und Eisen wie verwachsen schienen.

Er kannte alle Reiter seines Lagers mit Namen und wusste beim ersten Blick, ob ein Fussoldat oder selbst ein Schildknappe unter ihm oder dem Feinde diente. Er sprach mit keinem, den er nicht, mochten auch viele Jahre dazwischen liegen, später wiedererkannt hatte, ja er erinnerte sich sogar, wo und was er ihm gesagt hätte. Campano berichtet, er habe aus den Bewegungen der Lippen

erraten, was die Leute in der Schlacht sagen wollten oder auf dem Markt sagten.

Das Volk erzählte sich, er hätte einen weissagenden und die Zukunft deutenden Geist in Kristall geschlossen und handle nach dessen Rat im Krieg und Frieden. In städtischen und politischen, militärischen und kriegerischen Dingen fand er sich gleich gut zurecht. Die Natur hatte ihn zu allem geschaffen und in allem unterrichtet, er sprach gleich verständig mit einem Architekten über die Baukunst wie über Handel und Gewerbe mit einem Kaufmann.

Im Krieg war niemand unaufhaltsamer und wilder, im Frieden beobachtete keiner Recht und Gesetz so wie er: ein Diener, auf Diebstahl ertappt, verlor sofort, obwohl er sein Parteigänger war, sein Amt und ward streng bestraft. Alle sollten vor dem Gesetz gleich sein; der Schwachen nahm er sich tatkräftig an. Nur die Müssiggänger, Pflastertreter nannte er sie, hatten von ihm zu leiden.

Eine dauerhafte Gesundheit, der kein Wetterwechsel etwas anzuhaben vermochte, die ihn gegen Hunger, Durst, Sonnenbrand, eisigen Regen beinah unempfindlich machte, half ihm über Beschwerden und Entbehrungen ohne Spuren körperlicher Schwäche und seelischer Depression fort. Stets beschäftigten ihn weit reichende Pläne, und infolge seiner grossen geistigen Beweglichkeit fand er sich schnell aus einem Gedankengang, der ihn nicht ans Ziel führen zu können schien, in einen andern, der ihm glückliche Ergebnisse versprach.

Solange er nach dem Besitz der Herrschaft strebte, war er völlig unbedenklich in der Wahl der Mittel; als er sie aber erlangt hatte, bewies er einen Takt, der sich mit den gegebenen Verhältnissen abzufinden verstand, eine Klugheit, die ihn zum Mittler der feindlichen Parteien, zugleich zum unbestechlichen über ihnen stehenden Richter machte. Er wütete nicht mordlustig gegen die Gegner, strebte vielmehr nach einer Versöhnung oder wenigstens doch nach einer wohlwollenden Neutralität.

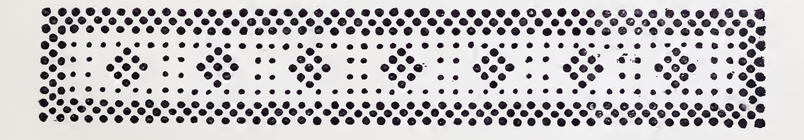
Neben Attendolo erscheint er wie der geborene Edelmann neben dem emporgekommenen Bauern, der zu seinem Glück den Karst mit dem Schwert vertauscht und durch seine Tüchtigkeit und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum

General aufgeschwungen hat. Braccios Politik war die des gewandten Mannes, der stets den Weg für seine Interessen und zu ihnen zu finden wusste, er hatte die Gabe, gut zu sprechen und dankte seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit manchen Erfolg, den ihm die Waffen versagten.

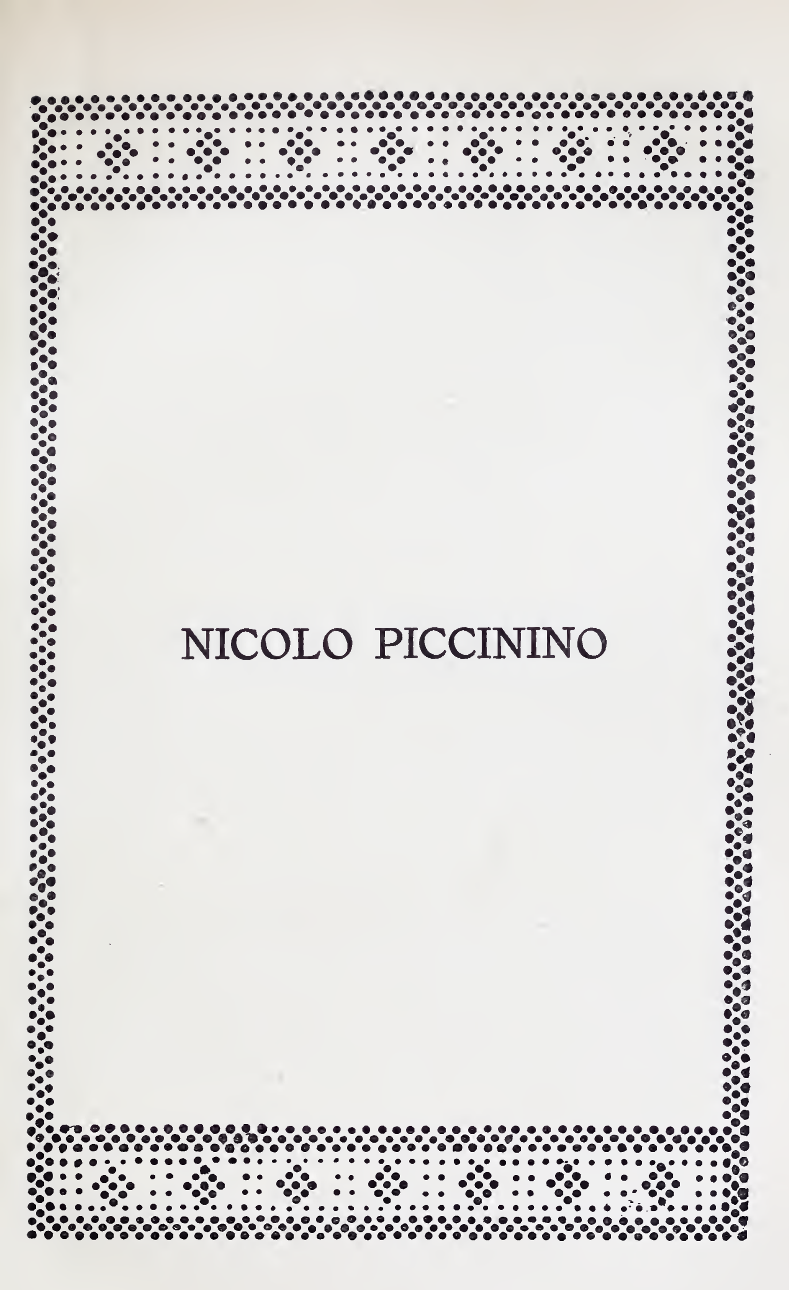
Er galt als hochbegabter Schüler Albericos da Barbiano, individuell war ihm der erste Angriff mit fabelhaftem Ungestüm, der ihn oft von vornherein zum Herrn der Lage machte. Er liess Schwadron nach Schwadron anrücken, nahm die müden zurück, ersetzte sie durch frische: ohne Reserve hatte er so unaufhörliche Reserve. Als Feldherr machte er Schule: eine der beiden Kriegsschulen, nach denen sich die Söldner nannten, hiess nach ihm die Bracciesche. So erhielt sich sein Name und lange noch ward gesungen:

Braccio der starke Held
Bezwingt die ganze Welt!

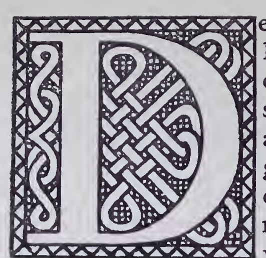





PICININVS · VICECOMES · MARCHIO · CAPITANEVS · MAX · AC · MARS · ALTER · NICOLAVS ·



NICOLO PICCININO


Der Erbe des militärischen Ruhms und der kriegerischen Macht Braccios war nicht einer der Söhne des grossen Feldherrn, sondern ein Mann, der von der Pike auf gedient und sich einen Namen von gutem Klang gemacht hatte: Nicolo, Piccinino von seinen Zeitgenossen zubenannt, weil er klein und schmächtig war. Die fahrenden Dichter und seine sonstigen Lobredner, die ihn als einen zweiten Scipio Africanus feierten, machten keinen Versuch, sein Geschlecht ins graue Altertum auf einen berühmten Helden zurückzuführen. Es war jedermann bekannt, dass Piccinino im Jahre 1386 acht Miglien westlich von Perugia in Calisciana, heute ein armseliges Dorf, geboren, dass sein Vater Metzger war, das Bürgerrecht von Perugia und in der Stadt auf dem Wege von der Kirche San Fortunato nach der Conca ein Haus mit einer Fleischbank besass. Der Sohn sollte auf Verlangen des Vaters Wollweber werden, doch nach dem Tode des alten Francesco, den Bauern von der Partei der Raspanti töteten, durfte er die Laufbahn einschlagen, zu der ihn Wunsch und Wille drängten. Später erzählte man, ihm sei in der Nacht der Gott Mars oder der heilige Georg erschienen und habe ihm so zu verstehen gegeben, auf welchem Felde er Ehren und Ruhm ernten könne. Die Mutter willigte in sein Verlangen; nun zog er mit seinem Oheim Biagio nach der Romagna und fand bei dem Reiterführer Bartolomeo Sestio als Bube Aufnahme.

Der junge Piccinino zeichnete sich so aus, dass er bald zum Reisigen aufrückte und Sestio ihm die Tochter zur Frau gab. Drei Pferde samt völliger Ausrüstung erhielt er zur Mitgift. Doch lange sollte seines Bleibens bei seinem Schwiegervater nicht sein. Piccinino argwöhnte, seine Frau bräche ihm die Treue, er erschlug sie, nachdem sie einem Sohn, Giacomo, das Leben gegeben, nahm bei Guglielmo Mecca und nach dessen Tode bei Braccio Dienste, der damals seine Feindseligkeiten gegen Perugia eröffnete. Er nahm an allen glücklichen und widrigen Ereignissen im Leben seines Feldherrn teil und strebte, des Wohlwollens, das Braccio ihm von Anfang an bewies, würdig sich zu zeigen: als er ihn eines Tags zwei Gegner besiegen sah, setzte er ihm

mit eigener Hand einen Kranz aufs Haupt. Nach kurzer Zeit schon kommandierte er hundert Reiter und trug nicht wenig zu Braccios Sieg unter den Mauern Perugias bei. Unerschrocken, tapfer, kühn, stets der Erste, ob bei Streifen, Stürmen oder Plünderungen, wurde seine Tatkräftigkeit und Schnelligkeit sprichwörtlich. Einmal war Braccio in einem Kloster eingeschlossen und wollte sich schon, da er keine Rettung sah, ergeben, da kam Piccinino und befreite ihn. Ein andermal, als er selbst in einem kleinen Flecken belagert wurde, erfuhr er, dass die Belagerer grosse Ballen Tuch und Geld erhalten hätten, und beschloss, sich beider zu bemächtigen. Er schlich mit wenigen Begleitern durch die Scharen der Feinde bis zu dem Platz, wo Tuch und Geld geborgen waren, bemächtigte sich der Beute, verteilte sie unter die Seinen, mass ihnen das Tuch mit der Lanze zu und war, ehe die Feinde etwas von seinem kühnen Streich merkten, wieder in seinem Lager.

Braccio belohnte die Tüchtigkeit seines Reiterführers, indem er ihm seine Nichte zur Frau gab, und nach seinem Tode wurde ihm von dem verwaisten Heer der Oberbefehl übertragen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass durch seine Schuld die Schlacht bei Aquila für Braccio noch verhängnisvoller wurde. Hätte er mit seinen Truppen nach ausdrücklichem Befehl die Tore der Stadt bewacht, so wäre die Niederlage seines Feldherrn nicht eine vollkommene geworden. Später, wo ihm der Ungehorsam eigener Unterbefehlshaber so manchmal den sicheren Sieg verscherzte, mochte er an Aquila voller Reue denken.

Mit sechzigtausend Gulden erkaufte er für sich und seine Soldaten freien Abzug nach Toskana; dass er glücklich davonkam, hatte er nur Francesco Sforza zu danken, der ihn bis über die Stelle, wo der neapolitanische Feldherr Caldora ihm trotz Zahlung und Vertrag Hinterhalte gelegt hatte, mit seinen Truppen hinausbegleitete. Auf Befehl der Florentiner hatte er wider eigenen Willen und trotz des Winters durch das Tal von Lamone zu marschieren. Seine böse Ahnung sollte ihn nicht täuschen: kaum wanden sich seine Truppen auf den grundlosen Wegen durch die Pässe, da fielen die Bauern der Gegend über sie her, töteten und zersprengten sie. Oddo, Braccios Sohn, wollte sich nicht ergeben und fiel, Piccinino gab sich gefangen und ward zu

Manfredi, dem Herrn von Faenza, geführt. Indes sein Sohn Francesco in einen dunkeln Kerker Mailands geworfen ward, ging Piccinino auf Treuwort frei in Faenza umher, höflich und freundlich behandelt, und suchte Manfredi für einen Bund mit Florenz zu gewinnen. Piccinino besass keine Beredsamkeit, war auch kein Mann von vielen Worten, wusste aber durch seine schlagenden Gründe sein Ziel zu erreichen. So ward er frei, sammelte die Trümmer seines Heeres und liess die Werbetrommel rühren. Florenz aber hatte in diesem Feldzug gegen den Herzog von Mailand kein Glück. Eine Niederlage folgte der andern. Schwerer als sie aber wog der Verlust Piccininos für die Republik. Sie verschuldete ihn selbst. Florenz behandelte Piccinino als Verräter, im Palazzo della Condotta liess es ihn samt einigen andern Befehlshabern malen, den Kopf nach unten, an einem Fuss hängend, mit Namen und Preis des Verrats. Auch ward von den Zehn eine hohe Summe für den ausgesetzt, der ihn oder einen der andern der Republik lebend oder tot in die Hände lieferte. Florenz hatte Piccinino, dem es bei erschöpftem Staatssäckel den Sold für das Heer schuldig blieb, dadurch gekränkt, dass es ihn zwang, den Befehl mit dem Manfredi zu teilen. Als seine Condotta abgelaufen war, wartete er vergeblich auf die Entscheidung von Florenz; sein Sekretär, den er dorthin geschickt hatte, vermochte sie nicht zu beschleunigen. Er lagerte mit fünfzehnhundert Pferden zwischen la Fratta und Montone und wusste nach den Worten eines Chronisten nicht, ob er Soldat der Florentiner oder des Herzogs von Mailand war. Er gab der Republik drei Tage Bedenkzeit; als sie unter fruchtlosen Beratungen verflossen, entschloss er sich kurz und ging zu dem Fürsten über, in dessen Diensten er von nun an sein Leben verbringen und sterben sollte: zu Filippo Maria Visconti.

Er hätte nicht Piccinino sein müssen, wenn er sich an den Florentinern nicht gerächt hätte. Er plünderte und raubte im Gebiet der Republik, wagte sich sogar in die Nähe der Stadt, und hätte Guido Torello mit seinen Reiterscharen ihn begleitet, so wäre Florenz in grosser Gefahr gewesen. Mit tiefstem Hass verfolgten sich seitdem er und die Republik; einmal glaubte sie ihn schon fest zu haben, als er seine Soldaten in Città di Castello und sich selbst

in einem alleinstehenden Hause von Lugnano einquartiert hatte. Er war so furchtlos, als befände er sich in Freundesland, und stellte weder Wachen noch Posten aus. Nicolo da Tolentino, der mit Florentiner Truppen in Cortona stand, hatte das kaum vernommen, als sein Plan gefasst war. Nachts brach er mit einer erwählten Reiterschar nach Lugnano auf, umzingelte das Haus, raubte die Pferde aus dem Stall und warf Feuer in das Holz, das er um das Haus hatte häufen lassen. Das Geschrei, der Waffenlärm, das Feuer, der Rauch, das Knistern und Prasseln des Holzes weckte Piccinino, der sich in der höchsten Gefahr sah, aber nicht die Geistesgegenwart verlor. Hinter dem Hause war ein Abgrund, der als unzugänglich nicht von den Feinden besetzt worden war. In ihn stürzte sich der Condottiere halbnackt, wie er war; ohne Schaden zu nehmen, kam er in die Tiefe. Wie er auf der andern Seite emporklomm, fand er einen Trompeter. Er liess ihn wie zum Angriff blasen und jagte dadurch die Feinde, die das feindliche Heer im Anzug glaubten, in wilde Flucht. Das Glück wandte, als wiederum der Krieg begann, dem Visconti aber den Rücken. Florenz hatte sich mit Venedig verbunden. Der Gesandte Ridolfi hatte zu den noch unschlüssigen Venetianern gesagt: ,,Als wir die Genuesen nicht unterstützten, machten sie Filippo Maria zu ihrem Herrn; wenn ihr die Florentiner verlasst, werden sie ihn zum König machen und ihr werdet ihn schliesslich zum Kaiser machen." Die Serenissima verschloss sich diesen eindrucksvollen Worten nicht. Carmagnola, der Bundesfeldherr, nahm Brescia, das der Herzog nicht wiedergewinnen konnte. Piccinino und Sforza wollten unverzüglich Carmagnola angreifen, ehe aus der Romagna Nicolo da Tolentino und Verstärkung von Venedig komme, doch die beiden andern Feldherren versagten ,,aus Furcht oder Neid" die Zustimmung.

Dass der Herzog den Frieden, den er fünf Wochen nach der Einnahme Brescias unterzeichnete, nicht halten würde, wussten die Republiken, sie konnten aber nicht ahnen, dass er ihn so schnell brechen würde. Wenn Filippo Maria aber meinte, die zwanzigtausend Mann, die Mailand aus eigenen Mitteln zu unterhalten sich erbot, würden den Sieg auf seine Seite ziehen, so irrte er sich gründlich. Schuld an dem Misslingen auch dieses Feldzugs hatte er aber nur allein.

Zwischen Piccinino und Francesco Sforza hörten die Zwistigkeiten nicht auf, bittere Feindschaft war zwischen ihnen entbrannt: sie waren aufeinander eifersüchtig und machten kein Hehl daraus. Angelo della Pergola, als der älteste der Führer, glaubte sich über Guido Torello stellen zu müssen. Das Prinzip des Visconti, Condottieri, die einander missgünstig waren, gemeinsam den Befehl im Krieg zu geben, nur damit der eine nicht über den andern wachse, zeitigte hier die schlimmsten Früchte. Im Rat waren die Führer uneins, in militärischen Aktionen gingen sie nicht zusammen vor. Endlich gab der Herzog das Oberkommando Carlo Malatesta, der ausser dem Vorzug der Geburt keine weiteren seinen Kollegen gegenüber aufzuweisen hatte, gerade als hätte er von vornherein auf einen glücklichen Ausgang des Krieges verzichten wollen. So kam es, wie alle Urteilsfähigen voraussahen. Carmagnola errang einen vollkommenen Sieg bei Maclodio. Piccinino schlug sich durch Freund und Feind und brachte sich flüchtig wie der Blitz in Sicherheit. Er so wenig als einer der andern Feldherren hatte das Unheil, das Filippo Maria selbst verschuldet hatte, abwenden können.

Piccinino ist sich der Rolle, die er bei seinem Herrn spielte, nie oder zu spät bewusst geworden. Er war für den Herzog nichts weiter als ein Werkzeug, dessen man sich nach Belieben bediente, er war für ihn kein Mensch mit eigenem Willen. Filippo Maria hatte ihm unendlich viel zu danken, aber ihm nie nach Verdienst vergolten. Wohl hatte der Herzog den Ehrgeiz von seinem Vater geerbt, aber nicht die geistigen Fähigkeiten, ihn in die Tat umzusetzen. Er besass die unleugbare Fähigkeit, die Staaten zu verhetzen, ganz Italien, solange er lebte, in Atem und Spannung zu halten, nie das Gefühl eines längeren Friedens aufkommen zu lassen. Was seinem Vater nicht gelungen war, hatte er sich zum Ziel gesetzt: die Eroberung Toscanas, die Unterdrückung von Florenz; die Demütigung Venedigs würde davon die notwendige Folge sein. Daneben ging stets der Kampf gegen den Papst. Von einer grosszügigen Politik kann keine Rede bei ihm sein, so kleinlich wie seine Mittel war auch sie. Er kannte keine Treue und setzte sie auch bei niemandem voraus. Keiner durfte sich auf ihn verlassen, denn niemand war seiner für

die nächste Stunde sicher. Es war sein höchstes Vergnügen, auf der Lauer zu liegen, unerwartet die Feinde zu treffen, den unerwarteten, dabei aber nicht im mindesten selbstlosen Beschützer zu machen, geheimnisvolle diplomatische Schachzüge zu tun, wobei ihn Leute gleicher Gesinnung wie er berieten. Er war der ärgste Intrigant seiner Zeit und spielte, ein Menschenverächter, der keine Aufrechten kannte und auch nicht um sich geduldet hätte, mit den Menschen wie mit Figuren, die er nach Willkür vor-, zurückschieben oder ganz vom Brett nehmen konnte. So tat er mit Sforza, so mit Piccinino — doch Sforza gewann sehr wider seinen Willen doch den Preis, er ward sein Erbe, nachdem der Visconti ihn jahrelang mit verstecktem Hohn, der dem ehrlichen Soldaten stets verborgen blieb, hingehalten hatte; Piccinino aber hinterliess seinen Söhnen keine Herrschaft, keine Reichtümer, nur einen glänzenden Namen.

Wohl hatte er Wunsch und Absicht, gleich seinem Meister und Vorbild Braccio ein Fürstentum zu erwerben oder zu gründen; Filippo Maria aber wollte eine derartige Erhebung seines Condottiere nicht dulden und entwand ihm den schon sicher geglaubten Preis. Es war bei Martinengo: Sforza wollte dies Kastell, zwischen Bergamo und Brescia gelegen, erobern. Piccinino warf aber nicht nur bedeutende Verstärkung hinein und reiche Vorräte, sondern kam dem Feind mit gewohnter Schnelligkeit nach, verschanzte sich an sicherem Platze im Rücken des Sforza, der nun zwischen zwei Feuern stand. Vergeblich berannte er das Kastell, nachdem er sich gegen das Nahen Piccininos durch einen breiten Graben zu sichern gesucht hatte. Doch von zwei Forts, die der Feind nahe seinem Lager errichtet hatte, wurden seine Truppen beschossen und stets in Atem gehalten. Es fehlte ihm an Brot, Wasser, an jeglichen Vorräten für Soldaten und Pferde, zwei Miglien weit mussten seine Fourageure gehen; doch wenn sie auch schon von stattlicher Eskorte begleitet waren, so wurden ihnen doch ihre Vorräte häufig ganz abgenommen. Mit jedem Tag wuchs in Sforzas Lager der Hunger, die Gefahr. Es kam sogar vor, dass in der Stille der Nacht die Belagerten das Kastell verliessen und den Sforzesken die Bombarden vernagelten. Unter Piccininos Truppen herrschte Siegesjubel: der reiche Proviant von Cremona, der Lunigiana, Mai-

land kam in grösster Sicherheit, neue Söldner strömten herbei — der Sforza konnte ihnen nicht entrinnen.

Wenn er doch davonkam, so trug nicht wenig Piccinino selbst dazu bei. Als er den Feldherrn von Venedig fest eingeschlossen hatte, glaubte er die Stunde gekommen, wo er fordern zu können glaubte, anstatt auf den unsicheren Lohn seines Herrn warten zu sollen. Er schrieb an Filippo Maria: Nun endlich stände es in seiner Macht, ihn zum unumschränkten Herrn der Lombardei zu machen. Der seit so vielen Jahren ersehnte Tag des Sieges über Venedig und Sforza sei da; deshalb bitte er ihn, einen solchen Gewinnes würdigen Lohn ihm zu geben, nicht Gold, nicht Titel, nicht eine vernichtete Herrschaft begehre er, ihn verlange nach dem Besitz einer Stadt — Piacenza nannte er ihm —, wo er nach so grossen Mühen und so langem Dienst die müden Glieder in den letzten Jahren seines Lebens ausruhen könnte. Der Brief klang in die Drohung aus, werde seiner Bitte, die in diesem Augenblick einem Befehl gleichkam, nicht entsprochen, so würde er abziehen und auf den sicheren Sieg verzichten. Der Herzog antwortete nicht. Vielleicht erwog er das Begehren seines Condottiere. Da kamen neue Forderungen an ihn, seine andern Generäle führten die gleiche Sprache wie Piccinino: Luigi da Sanseverino, Luigi dal Verme, Taliano da Forli begehrten Novara, Tortona, Bosco, Figaruolo. Filippo Maria hatte nicht Unrecht, wenn er sagte, sie wollten sich noch zu seinen Lebzeiten in sein Erbe teilen, da sie ihn ohne Kinder und Nachfolger sähen. Misstrauisch, wie er war, sah er sich schon vom Thron gestürzt, flüchtig, tot. Nun geschah das Unerwartete: er machte heimlich mit Sforza Frieden.

Während Piccinino auf Antwort aus Mailand wartete, unterzeichnete der Feind, den er in seiner Gewalt zu haben glaubte, die billigen, für ihn überaus günstigen Friedensbedingungen. Statt der unerwarteten Gewährung seines Wunsches erschien des Herzogs Abgesandter, Urbano da Santarosa und erklärte, er solle jegliche Feindseligkeit gegen Sforza einstellen, Filippo Maria hätte Frieden mit Venedig gemacht. Piccinino konnte und wollte ihm nicht glauben, er hielt seine Worte für sinnloses Geschwätz, dann, als er glauben musste, lehnte er sich auf. Doch kühl erklärte Ur-

bano, leiste Piccinino nicht Gehorsam, so werde er die Mailänder Soldaten in seinem Lager zusammenrufen, dann habe er zwei Heere gegen sich. Nun ergab er sich, doch mit welchen Gefühlen! Er verschloss sich vor seinen Truppen in seinem Zelt und gab allen bitteren Gedanken Raum. Groll und Kummer über den verlorenen Sieg, Wut und Flüche über den Herzog, dessen Treulosigkeit, niedrige Gesinnung, schändliche Handlungsweise er verwünschte. Piccinino hätte ein Heiliger sein müssen, wenn er sich jedem Wunsche nach Vergeltung und Rache verschlossen hätte. Sforza erhielt die Herzogstochter und zwei Städte als Mitgift, Piccinino ward mit den Gebieten Orlando Pallavicinis im Gebiet von Parma abgespeist. So bezahlten die Tränen des einen die Freude des andern, sagt Lorenzo Spirito.

Es verrät keine grosse Kenntnis des Charakters seines Herrn, dass Piccinino die Folgen seines Briefes nicht voraussah. Er musste wissen, dass ihn Filippo Maria gegen Sforza ausspielen konnte, wie er es bereits getan hatte. Piccinino war eben kein Diplomat, sondern Feldherr, einer der fähigsten seines Jahrhunderts zwar, aber auch nur das; sein Leben verbrauchte er in fortwährenden Kämpfen, er fand nie Zeit, hatte aber auch nicht das Talent, eine Herrschaft zu gründen. Es gelang ihm nirgends festen Fuss zu fassen; wie zu Martinengo auf Piacenza, hatte er es vordem auf Perugia abgesehen. Was Braccio geglückt war, musste ihm doch auch gelingen; er verpasste aber den günstigen Augenblick; während er in den unfruchtbaren Bergen des Casentino im Frühjahr 1440 seine Zeit mit der Belagerung kleiner Orte und Kastelle verlor, und endlich wütend abzog, „weil seine Pferde keine Steine fressen könnten", änderten sich die für ihn anfangs günstigen Verhältnisse im Kirchenstaat, und als er nach Perugia kam, ward er wohl freundlich und ehrenvoll aufgenommen, aufs beste bewirtet, aber zugleich diskret davon verständigt, dass Perugia es vorzöge, ihn als Mitbürger zu lieben, statt als Tyrannen zu hassen. Alle Träume von Herrschaft und Krone, deren er sich mindestens für so würdig wie Sforza hielt, zerrannen ihm. Er war und blieb einmal der treue Diener seines Herrn.

In den Tagen von Martinengo mochte Piccinino zwei Jahre zurückdenken, da er im Sarcatal in der Burg von Tenna eingeschlossen war und sich in derselben gefähr-

lichen Lage wie nun Sforza befand. Piccinino wollte Sforza den Weg nach Brescia abschneiden, den einzigen, den er einschlagen konnte. Um der bedrängten, durch Hunger der Übergabe nahegebrachten Stadt Entsatz zu bringen, musste Sforza den Gardasee im Norden umgehen. Kaum hatte davon Piccinino erfahren, als er mit seinen besten Truppen über den See setzte und sich in Tenna verschanzte, mehr um Sforza den Weg zu sperren als um ihn anzugreifen. Obwohl Piccinino eine Schlacht vermeiden wollte, kam es doch dazu. Sforzas Truppen, an Zahl denen des Feindes überlegen, hielten tapfer stand; Piccininos Mannschaften begannen schon zu wanken, doch wäre es zu keinem Ergebnis gekommen, hätten sich nicht mit einem Male wie durch Zauber die Einwohner von Brescia auf den Höhen im Rücken der Mailänder gezeigt. Wenn auch von ihnen keine grosse Gefahr drohen konnte, so wandten sich jetzt Piccininos Soldaten zur planlosen Flucht, nach den Schiffen, den Bergen, den Kastellen. Vergebens versuchte ihr General sie zurückzuhalten, er musste sich selbst nach Tenna retten. Dass er sich nun nicht mehr hier halten konnte, war ihm klar; die Festung war schwach und der auf seinen Kopf gesetzte Preis von fünftausend Dukaten musste jeden reizen, sich seiner zu bemächtigen. Er musste Tenna verlassen, selbst auf die Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen. In der Nacht, die dem Schlachttag folgte, führte er den Streich aus, den ganz Italien bewunderte und belachte. Ein deutscher, ihm treu ergebener, starker Diener half ihm mutig dabei. Piccinino, klein, mager, verwachsen, kroch in einen Sack, den der Deutsche auf die breiten Schultern lud. Er verliess das Kastell und kam auf das Schlachtfeld, wo man die Gefallenen plünderte. Auch er tat so, ging wie Beute suchend durch die Scharen der Venetianer, warf ab und an ein Stück, das er aufgelesen, in den Sack, und kam unangefochten nach Riva, von wo Piccinino auf schnellem Boot Peschiera erreichte. Noch charakteristischer erzählt eine kleine, im Brescianer Dialekt geschriebene Chronik Piccininos Flucht: „Nicolo Pizinin hatte sich in einem Kastell namens Tenna eingeschlossen, und der erlauchte Gattamalata*

* Sforza war der Feldherr der gegen den Visconti verbündeten Liga, Gattamelata Generalkapitän Venedigs.

lagerte ringsum und hielt, in der Hoffnung ihn zu fangen, gute Wache. In Ten war die Pest, und da Nicolo Pizinin sah, er könne auf anderem Wege nicht den Händen Gattamalatas entrinnen, liess er sich in einen schmutzigen, schlechten Sack stecken. Den nahm ein Totengräber auf die Schulter, einen Spaten in die Hand und ein Glöckchen und trug ihn läutend davon. Wie ihn Gattamalata sah, fragte er, was er hätte und erhielt zur Antwort, einen an der Pest Gestorbenen, den er begraben wolle. Weiter wurde nichts gefragt."

Im Lager des Sforza werden Kriegslieder gesungen, trinkt man auf das Heil Venedigs, spottet man der Gefangenen, unter denen Veteranen Braccios sind; Sforza kann die Freudenausbrüche nicht dämpfen, ist selbst vom Sieg berauscht. Er glaubt Piccinino als schönsten Preis sich sicher. Tenna kann sich nicht lange halten, es will auch schon nach wenigen Tagen sich ergeben, wenn die Verteidiger und Bewohner mit ihrer Habe frei abziehen dürfen. Sforza verlangt bedingungslose Kapitulation: er will Piccinino in seine Gewalt bekommen. Während unterhandelt wird, erhält er die Nachricht, Piccinino habe Verona eingenommen. So unglaublich sie klingt, wird sie ihm unanfechtbar bestätigt. Piccinino hatte in Peschiera den Marchese von Mantua gefunden, war mit ihm und achthundert Reitern nach Verona gezogen und hatte die Mauern erstiegen, ehe man in der Stadt Kunde von seinem Anrücken hatte. Wenn nach diesem mit Recht bewunderten Streich Piccinino doch Verona nicht halten konnte, hatte — es klingt merkwürdig genug — niemand anderer Schuld daran als sein Soldherr. Filippo Maria hatte dem Obersten Taliano da Forli Befehl gegeben, nicht mit seinen Truppen zu Piccinino zu stossen. Er gönnte dem Gonzaga nicht Verona und fürchtete, Piccinino möchte zu berühmt werden.

Was ihn an den Visconti fesselte, weiss man nicht. Nie und nirgends vergalt er ihm seine grossen Verdienste um ihn, und doch blieb Piccinino ihm treu. Wieder und wieder wurden seine Absichten von seinem Herrn durchkreuzt, wurde ihm der Sieg geraubt, den er für ganz sicher hielt, ward ihm der Preis entrissen, auf den er Anspruch zu haben glaubte, und doch hielt er aus, als hätte es niemanden sonst in Italien gegeben, der freudig sich sein Talent und seine Dienste gesichert hätte. Man kann wohl mit

Recht sagen: er lebte und kämpfte für den Visconti und ward von ihm getötet; denn den Todesstoss gab ihm der Herzog, als er ihn aus seinen umfassenden Vorbereitungen zum endgültigen Sturz Sforzas nach Mailand rief.

Piccinino, angeblich im Solde des Papstes, in Wahrheit aber vom Visconti beauftragt, Sforza die Mark zu rauben, seinen achtjährigen Besitz, hatte bald solche Erfolge, dass den Herzog seine gewohnte Furcht befiel, Piccinino und die Gegner seines Schwiegersohnes würden übermächtig werden. Er rief ihn ab; er hätte die wichtigsten Dinge persönlich mit ihm zu verhandeln. Und auch diesmal gehorchte er und verschloss seinen Gram; er ahnte, dass er seine Tapferen nicht mehr wiedersehen würde. Das Scheiden kam ihm bitter an. Er wollte seine Scharen noch einmal, zum letztenmal — das fühlte er — um sich versammeln. So traten sie an. Die Fahnen, der schwarze Widder im gelben Feld, wehten, die Waffen blitzten, der Schlachtruf: „Braccio, Braccio" erscholl. Rufe: „Der Herzog, der Herzog, die Kirche, die Kirche" fielen ein. Piccinino trat in den Kreis, ging von Rotte zu Rotte unter kaum erstickten Seufzern, legte jedem Hauptmann die Ehre der Truppe, die Zukunft seiner Söhne ans Herz. Dann nahm er die Hand des päpstlichen Legaten: „Was haltet Ihr von diesem so schönen und grossen Kriegsvolk"? — „Man könnte mit ihm die Welt erobern." — „Und doch ahne ich, dass es wenige Tage nach meiner Abreise zerbrochen und zerstreut werden wird, und Mailand nicht weniger wie Rom wird den Schaden spüren. Über meine Reise werden viele klagen, doch es muss sein, ein anderer will es."

Darauf wandte er sich an seinen Sohn Francesco und ermahnte ihn, gerecht und gütig zu sein, in der Schlacht seine Hitze zu mässigen, der Kirche Treue zu halten. Schliesslich sprach er, während ihm die Tränen herabflossen: „Obersten, Hauptleute und ihr, meine Soldaten, ich scheide, wie ihr seht, unter Kummer von euch. Ich bitte euch um die einzige Gunst, dass ihr bis zu meiner Rückkehr dem Sohne gehorcht, den ich eurer Treue und Liebe empfehle. Meine Ehre, mein Blut, euer Vorteil und der der Kirche liegen in eurer Hand. Handelt so, dass ich diese Fahnen, die ich euch voller Ehren anvertraue, auch voller Ehren und sieggekrönt zurückempfange." Danach trennte er sich

wie mit Gewalt von seinen Waffengenossen, bestieg das Pferd und ritt betrübt auf der Strasse nach Mailand davon; aber noch manchesmal wandte er die Augen zurück.

Der Visconti liess ihn bei seinem Einritt in Mailand ehrenvoll und feierlich begrüssen, sparte auch sonst nicht mit Höflichkeit und Achtungsbezeugungen; doch ward Piccinino bald inne, dass er getäuscht und von seinem Heer fortgelockt worden war. Er sah seine Hoffnungen vernichtet und seine Ahnung erfüllt. Alt und krank, wie er war, warf ihn die Nachricht vollends darnieder, dass der Sforza über sein Heer bei Mont'Olmo gesiegt habe: die Besten gefangen, die andern zersprengt und flüchtig; der Kardinal Capranica und sein Sohn Francesco gefangen, sein Zweitgeborener, Japoco, flüchtig. Er hoffte aber doch noch seine schwere Krankheit überstehen und seine Soldaten zu Kampf und Sieg führen zu können, bat den Visconti um Urlaub und ging, nahe Mailand, nach Chusago „in gute Luft und an einen angenehmen Ort". Es gab aber keine Rettung mehr für ihn, am 16. Oktober 1444 starb er im Alter von achtundfünfzig Jahren. Es heisst, dass er den Herzog, als er den Tod nahen fühlte, an sein Bett gebeten und ihm demütig seine Söhne, seine Soldaten, Perugia, jetzt eine Beute des Feindes, empfohlen habe; es heisst auch, der Visconti habe jetzt bereut, wie er an ihm gehandelt, er habe ihm ein feierliches, prunkvolles Begräbnis und ein Grab im Mailänder Dom zugedacht. Man würde einem Menschen wie Filippo Maria Unrecht tun, wenn man diese Reue, selbst wenn er sie gezeigt, für aufrichtig hielte. So kaltsinnig, wie er Piccinino gebraucht hatte, so gleichgültig hatte er seinen Tod herbeigeführt oder beschleunigt. Nur das konnte ihn für immer dieses gefährlichen Untergebenen entledigen; er sah, solange er lebte, in ihm einen Mann, dem man Steine in den Weg werfen musste, damit er nicht zu hoch klimme: er durfte nur sein Handlanger sein, nicht mehr. Er wusste, wie es manchmal in Piccinino kochte, und es war ihm eine Freude, trotzdem diesen leidenschaftlichen Menschen sich stets wieder zu unterwerfen. Piccinino wusste, welch unwürdiges Spiel mit ihm getrieben ward, und besass nicht die Kraft, ein Ende zu machen. Wäre er ein ebenso tüchtiger Politiker wie guter Feldherr gewesen, so hätte er in manchen für den Herzog kritischen

Augenblicken auf ihn einen Druck ausüben können. Die Macht hatte er; wenn er sich ihrer nicht bediente, so blieb er mit Recht in der untergeordneten Stellung, die ihm der Visconti zuwies.

Er ist unter allen Condottieri das trefflichste Beispiel dafür, wie der Geist den Leib geich einem Sklaven beherrscht. Die eiserne Energie, mit der er seinen körperlichen Leiden zum Trotz seine Pläne unerschüttert verfolgte, seinen armseligen Leib in den Panzer, auf das Pferd, in die Schlacht zwang, ein langes Leben mühevoll im Lager und Krieg verbrachte, ist bewundernswert. Er wurde früh und heftig von der Gicht geplagt und suchte vergebens in den Bädern von Siena Linderung und Heilung. Ein Schuss in die Hüfte machte ihn lahm. Klein, schmächtig, verwachsen war er von Natur. Nur in seinen besseren Tagen kam er allein aufs Pferd; oft war er so hinfällig, dass ihn zwei Diener vom Lager heben mussten. In diesem kümmerlichen Leibe wohnte aber ein kühner, kraftvoller Geist und eine feurige Seele. Wie er als Feldherr schnell Entschlüsse fasste, Pläne entwarf und mit gleicher Geschwindigkeit ausführte, so war er als Mensch schnell in der Liebe, im Hass, Tadel, Lob, Zorn und Versöhnung. Er entflammte leicht, übersah in seinem Feuer Gefahren und Schwierigkeiten, stürzte sich blind in waghalsige Unternehmen, wusste sich aber stets durch gleiche Kühnheit, oft mit List gepaart, aus allen Fährnissen zu retten. In sich allein fand er bei jedem Unglück neue Kraft, neue Mittel. Er liess sich nie entmutigen und fand aus allen Schwierigkeiten einen Ausweg. Er glaubte an sich, das gab ihm unerschütterliche Sicherheit.

Das Geheimnis seiner Erfolge war die Schnelligkeit, mit der er seine Pläne in die Tat umsetzte; kein anderer konnte sich darin mit ihm messen, nie vorher hatte man militärische Operationen so rasch, lange Märsche mit dieser Geschwindigkeit ausführen sehen. Er verblüffte dadurch seine Gegner, unter ihnen Männer wie Carmagnola und Sforza, oft aufs äusserste. Darin war er ein echter Schüler und würdiger Nachfolger Braccios, der an weitem Blick und Grossartigkeit der Entwürfe ihn durchaus überragt.

Seinen Soldaten begegnete er mit massvoller Strenge, manchmal war er zu ihnen freundlich bis zur Vertraulich-

keit; ihre Unzucht wurde hart gestraft. Leute, die Haar und Gesicht pflegten, duldete er nicht; kühne, kräftige, männliche Gestalten wollte er für seine Truppen, von Erz und Eisen sollten die Rüstungen sein, nicht mit Gold und Silber verziert. Er sprach nicht viel, auch im Kriegsrat nicht. Er sagte kurz seine Meinung und schloss: „So scheint mir!" Dagegen gab es keinen Einspruch. Noch strenger als die Unzüchtigen strafte er Verräter. Er liess sie an einen Baum binden und seine Soldaten nach ihnen schiessen. Er drückte den ersten Bolzen ab. Er war grausam, aber fand kein Wort des Tadels für Menschen wie Pazzaglia, der die Todiner, die sich Piccinino freiwillig ergeben hatten, aufs ärgste quälte, mit Frauen und Kindern der Stadt schändlichen Handel trieb, kleine Mädchen rauben und gegen Bezahlung entjungfern liess.

Als einmal zu Petriolo einige Florentiner, die sich ihm als Gesandte der Republik vorgestellt hatten, ihn zu vergiften versuchten, übte er schreckliche Rache. Er liess sie erst auf mannigfache Art foltern, dann an Bäume binden, und auf sie mit Bogen und Armbrust schiessen, bis sie ganz durchbohrt und zerfetzt waren; ihre zerstückelten Glieder wurden an Stämme geheftet als Schrecknis aller Vorübergehenden. Bei Kastell Bolognese nahm er Nicolo da Tolentino gefangen, der ihn in Lugnano umstellt und in seinem Quartier verbrennen hatte wollen. Jetzt rächte er sich und stürzte ihn von einem hohen Felsen des Val di Taro in den Abgrund. Vielleicht hatte seine Grausamkeit nicht zum geringsten ihren Grund in seinen unaufhörlichen körperlichen Schmerzen, er litt an den Augen, unter Schleimfluss und Harnzwang. Ob er sass oder ging, er konnte den Urin nicht halten; deshalb trug er stets, auch wenn er ritt, einen kleinen Krug bei sich, der den Harn aufnahm. Als er alt geworden war, vermochte er sich überhaupt nur noch ganz selten allein zu bewegen, er ward von zwei Dienern beim Gehen gestützt oder auf die Schultern genommen und getragen.

Möglich, dass all das ihn verbitterte und verhärtete; der Vorwurf der Grausamkeit darf ihm darum doch nicht erspart bleiben. Unvergessen bleibt ihm und Papst Eugen IV., diesem Stellvertreter Christi auf Erden, der nichts tat, um ihn zu zügeln, die Plünderung Assisis. In Perugia wurde

förmlich ein heiliger Krieg gegen Assisi gepredigt, das man hasste wie Florenz Lucca. Ein Mann vom Haus, ob in Stadt oder Land, sollte sich beim Klang der Glocke der Gemeinde oder der von San Lorenzo am 8. Juli 1442 um die zwanzigste Stunde bereithalten, nach dem Kastell von Brufa marschieren, von dort zur Belagerung nach Assisi. Während des Krieges sollte kein Recht im Palast der Prioren noch in den Banchi der Camerlenghi gesprochen werden; alle Gewölbe und Läden sollten geschlossen bleiben und niemand seinem Gewerbe oder Handwerk nachgehen: alle sollten ins Feld ziehen. Wer nicht am Kriege teilnähme, müsste zehn Dukaten zahlen, würde das Bürgerrecht und das Amt, falls er eins bekleide, verlieren. Die Peruginer liessen es nicht an sich fehlen. Tausende und Tausende, viele zu Pferde, die meisten zu Fuss, folgten dem Gouverneur aus der Stadt, zuerst die beherztesten und kampfbegierigsten, die Umwohner vom Tor San Angelo, im ganzen sechstausend Fussoldaten und fünfzehnhundert Reiter. Von militärischer Zucht war keine Rede, jeder tat was ihm beliebte, streifte wohin er mochte, bis unter die Tore von Assisi, bis Petrignano, nach den in der Nähe liegenden Kastellen, deren einige auch genommen wurden. Doch bald kam ein Vertrag mit Assisi zustande, und dieser erste „Feldzug“ war beendet. Sechs Wochen später wurde aber in Perugia durch öffentliche Ausrufer erklärt, jedem stünde frei, soviel Leute aus Assisi, als sich in Stadt und Land fänden, festzunehmen und zu verkaufen. Und noch am selben Tag fing man hundertfünfzig, zum grössten Teil arme Bauern, die nach den Mühlen gingen, um einen Scheffel Korn mahlen zu lassen. Der zweite Zug verlief aber so wie der erste im Sande, und die Peruginer wurden offen von Assisi verhöhnt. Sie wandten sich nun an Piccinino und baten, sie zu rächen, und er antwortete: „In kurzem werde ich euren Wunsch erfüllen, Assisi ist mein Eigentum, meine Speise. Es ist ein Land, das ich als Lohn, als Trinkgeld meinen Soldaten versprach. Sie werden es verwüsten und verbrennen, und euer Wille soll vollzogen werden!“ Nun griff Perugia abermals zu den Waffen. Beim Klang der grossen Gemeindeglocke strömten die Bürger auf dem Platz vor dem Palast der Zehn zusammen, vom Lande, von den Dörfern und Kastellen eilten sie herbei und schlossen

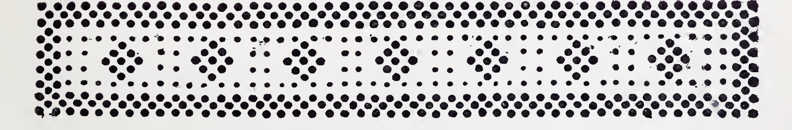
sich den Scharen der fünf nach den Toren benannten Regionen an; Äxte, Beile, Lanzen, Bogen, Armbrüste, Schilde, Sturmböcke, Leitern, Bombarden wurden herbeigeschafft. Kurz bevor sie aufbrachen, bat ein Gesandter von Assisi um Frieden zu den Bedingungen, die der Gouverneur von Perugia vorschreiben würde. Die Prioren gaben die schroffe Antwort: jetzt wäre keine Zeit mehr zum Verhandeln. Trotzdem berichtete der Gouverneur an Piccinino von der Gesandtschaft. „Ich will keine Einigung. Niemand mische sich in die Angelegenheiten Assisis, denn Assisi, bei Gott, ist meine Speise", war die Antwort. Vergebens verwandten sich einige Peruginer bei Piccinino, umsonst suchten ihn Franziskaner auf Knieen mit gerungenen Händen zur Milde zu stimmen.

Die Tore von Assisi waren geschlossen, durch verschiedene enge Öffnungen, die man in den Mauergürtel gemacht hatte, zogen die von Alessandro Sforza befehligten Soldaten in den Kampf. Am 28. November stellte Piccinino sein Heer in Schlachtreihe. Pazzaglia, Riccio da Castello, Nicolo Brunoro hatten mit Fussvolk die Höhen zu besetzen und auf die Festung loszugehen, Pier Giampolo Orsinis Ziel war die Kirche San Francesco. Die übrigen Truppen wurden nach andern Punkten dirigiert — alle standen in tiefem Schweigen an den Mauern. Es war zwei Uhr nachts und tiefe Finsternis, nur wenig Assisaner oder Soldaten des Sforza wachten am Stadtgürtel, weil es regnete und der Condottiere nachlässig war. Jetzt stiegen Pazzaglia, Riccio, Brunoro, gefolgt von dreihundert Mann, in einen unterirdischen Gang, der in den Mittelpunkt der Stadt mündete. Grosse Steine, eiserne Pfähle, Holzblöcke versperrten ihnen jeden Schritt, hundertmal standen sie schon auf dem Punkt, umzukehren, fassten aber wieder Mut und kamen nach einigen Stunden in die Stadt. Eilig liefen sie zu den Mauern, um den draussen lagernden Truppen ihr gelungenes Wagestück zu melden. Da entdeckte sie ein Bürger oder Soldat, der eine Fackel trug; während die Stadt alarmiert wurde, sprangen sie auf die Mauern und riefen Piccinino zum Sturm. Er drang durch eine Bresche in die Stadt, zur selben Zeit überstieg Orsini beim Tor San Francesco die Mauer. Die Tore wurden in Brand gesteckt, die Barrikaden niedergerissen — im Augenblick waren alle Wege von Feinden überschwemmt und die Stadt ein Schlacht-

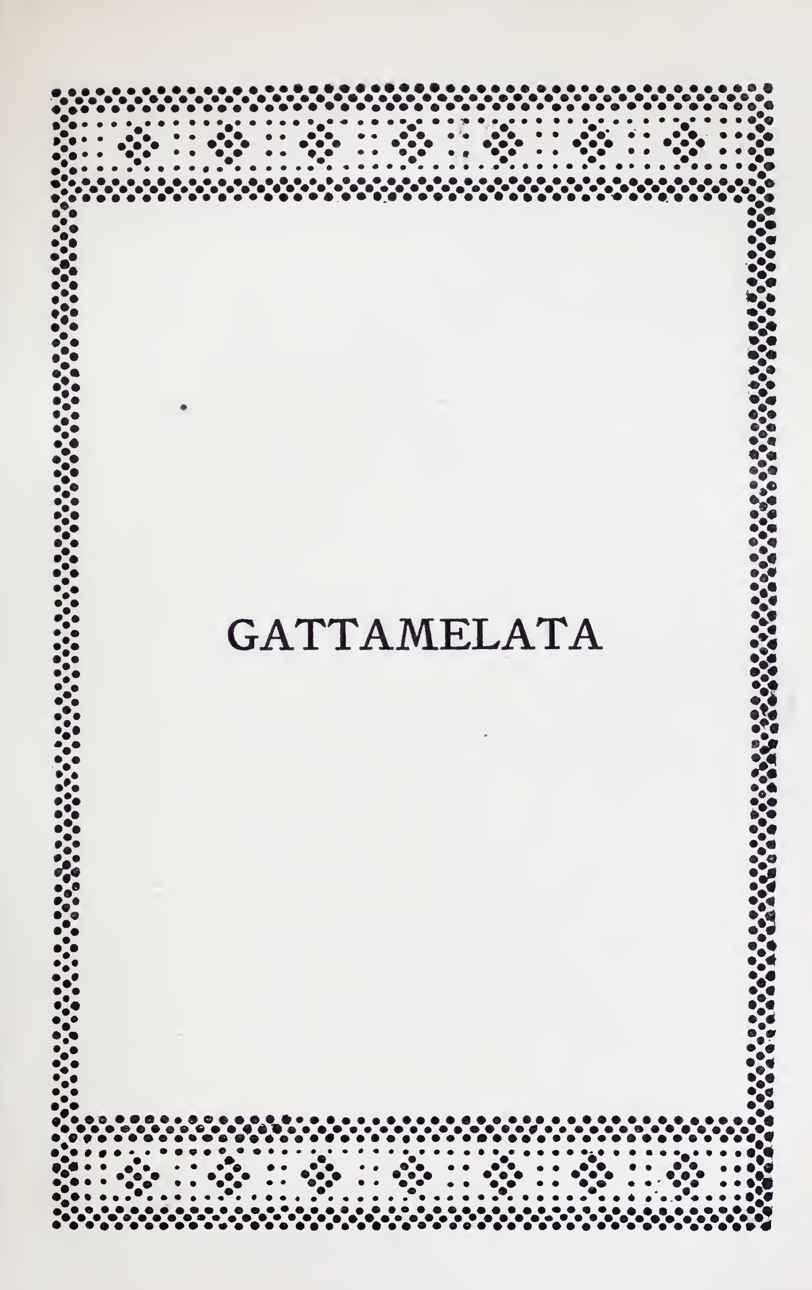
feld. Die Häuser wurden vom Keller bis zum Speicher nach Schätzen durchsucht, Männer und Knaben gefangen, Frauen und Mädchen fortgeschleppt. Wer nicht plünderte, schlug sich mit den achthundert Reitern des Sforza, der feig mit den reichsten Bürgern in die Burg geflohen war. Piccininos Massen lösten sich ganz auf und wüteten in den Strassen, raubten und sengten. Tausende von Männern, Frauen, Kindern, mit dem wenigen, was sie von Hause gerettet, suchten beim Licht einiger Fackeln, die das Dunkel kaum auf wenige Schritte erleuchteten, einen Weg zur Rettung; doch sie wurden niedergestossen, gefangen, oder verloren ihre Kinder und ihre Habe; Schreckensrufe, Klagen, Todesgeschrei. Wenige kamen nur unversehrt nach San Francesco oder Santa Chiara. Doch auch hier waren sie nicht sicher. Orsini plünderte im Franziskanerkloster, ohne einen Unterschied zwischen dem Eigentum der frommen Brüder und der dort geborgenen Habe der Städter zu machen. Piccinino kam in das Klarissinnenkloster, wo sich Wehklagen in die Gesänge der Nonnen mischten. Er ward mitleidig gestimmt und sagte, sie könnten Zuflucht in einem der benachbarten Kastelle suchen, er würde sie sicher hinbringen lassen. Am besten wäre es, sie gingen nach Perugia. Wie Hohn klang es. Als sie den Namen der verhassten Stadt hörten, ward das Klagen zur Wut, und von tausend Lippen brach es stürmisch los: „Feuer über Perugia! Feuer über Perugia!“ Jetzt mischte sich darin das Geschrei der Soldaten, die eindrangen und ohne Erbarmen plünderten, zerstörten, schändeten — es wurde niemand und nichts geschont. So ging es drei Tage lang. Auf der Piazza warf man die Pergamente mit den Annalen der Stadt, den Rechten der Bürgerschaft und Privilegien Assisis ins Feuer. Eine Handlung, deren Symbolik durchaus verständlich war. In Verwirrung, Brand, Zerstörung und Mord aber verrichteten die Jünger des heiligen Franz ihre Liebeswerke, die einzigen Vertreter der Menschlichkeit, die hier geschändet und unter die Füsse getreten ward. In Perugia verkauft man die Beute, auf dem Wege dorthin kommt es aber zu Schlachten zwischen den Plünderern, zu Hinterhalten und Überfällen. Wer sich nicht kräftig seiner Haut wehrt, muss seinen Raub fahren lassen, und viele kommen mit leerer Hand nach Perugia. Wer einen Gulden hat, kann viel dafür kaufen.

Bilder jeder Grösse, Kirchengeräte, Becher, Ringe, Töpfe, Körbe, alles was es in Kirchen, Gemeindepalästen, Privathäusern gibt, ist für ein geringes feil. Feil sind auch Kinder, Mädchen und Knaben. „Die Mädchen", sagt eine Chronik, „kosteten fünfzehn Dukaten eins." So manche wurden aber „um Gotteswillen und aus Mitleid mit ihnen" losgekauft. Die Frauen konnten, von ihren Räubern gemisshandelt und vergewaltigt, heimkehren. In Perugia aber läuteten alle Glocken aus Freude über Assisis Untergang, brannten Freudenfeuer, ward der Gemeindepalast festlich beleuchtet, jauchzte das Volk. Von Piccinino verlangte man, er sollte Assisi der Erde gleich machen, davor schrak er aber doch zurück; schrecklich waren seine Worte in Erfüllung gegangen: „Assisi ist meine Speise." Als er, den Tod vor Augen, zwei Jahre später in Chusago sein wechselvolles Leben an sich vorüberziehen liess, mochte er denken, dass ein anderer von ihm sagen konnte, was er von der unglücklichen Stadt gesagt hatte, Filippo Maria: „Piccinino ist meine Speise!"

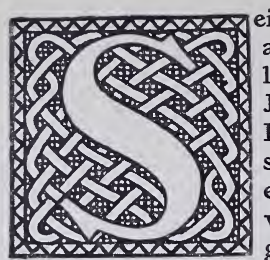








GATTAMELATA



ein Name wird in allen Städten, unter allen Völkern und Nationen unvergänglich und ewig sein.“ So sprach an einem Januartage im Jahre 1443 der Paduaner Professor der Beredsamkeit und Philosophie Lauro Quirini im Santo vor einer erlauchten Trauerversammlung, wie die Stadt wohl noch kaum eine gesehen hatte. Der Doge und die Signoria von Venedig, die Vertreter der Nachbarstädte, die Behörden und Edeln Paduas selbst, berühmte Kriegsmänner hatten sich zum Leichenbegängnis Gattamelatas zusammengefunden; zweihundertfünfzig Golddukaten hatte Venedig ausgesetzt, um seinem Condottiere die letzten Ehren zu erweisen: mit allem erdenklichen Pomp sollte er noch im Tode gefeiert werden. Zwei weithin bekannte Gelehrte und Dichter, der Bergamaske Giovanni Pontano und der Candianer Lauro Quirini, gaben in elegantem Latein der allgemeinen Trauer Ausdruck, zeichneten ein strahlendes Bild des Verschiedenen, lobten seine Charaktereigenschaften, rühmten seine militärischen Fähigkeiten, priesen ihn als Feldherrn und Menschen.

„Unvergänglich und ewig!“ Wievielen ist das nicht nachgerufen worden und nicht einmal von den professionellen Schmeichlern der Renaissance! Und doch hat sie der Strom der Zeiten in die Tiefe gezogen und deckt sie mit Nacht und Vergessen. Sollte man nicht meinen, dass hier einer der Gewaltigen von der Erde gegangen wäre, die noch nach Jahrhunderten Spuren ihres Lebens hinterlassen, die ihrer Zeit vorangehen und sie vorwärts führen? Der aber, über dessen Bahre Quirini der glänzenden Versammlung diese tönenden Worte zurief, war nie etwas anderes als ein begabter Feldherr und, gerecht beurteilt, ein guter Mensch gewesen, kein Pfadfinder aber und Wegweiser.

Hatte Piccinino seine beste Kraft dem Visconti gewidmet, so war Gattamelata einer der Condottieri, die sich, zuverlässig und treu, in den Dienst Venedigs stellten, der Serenissima in ihren Nöten beistanden und ihr aus Verwirrung und Unheil halfen. „Das gebeugte Venedig setzte er in seine frühere Würde ein“, sagte ein Venezianer selbst und mit Recht von Gattamelata.

Auch er ist ein Beispiel dafür, dass der Mensch seines Glückes Schmied ist. Wie Piccinino war er niedrig geboren; in Narni, einer kleinen Bergstadt, von der man ins Neratal hinabsieht, zeigt man noch das Haus, das seinem Vater Paolo, einem Bäcker, gehört haben soll. Vielleicht war auch er zu gleichem Gewerbe bestimmt, vielleicht liessen auch ihn die Eltern nur ungern aus dem Frieden der engen Heimat in das kriegerische Leben, ins Ungewisse ziehen, als ahnten sie, welch schwerer Weg vor ihm lag, ehe er auf die Höhe und ans Ziel kam.

Wie alle, die von der Pike auf dienten, keinen Namen besassen und ohne Vermögen waren, ward er umhergetrieben von der Gunst oder mehr noch der Ungunst der Verhältnisse, von dem Streben, vorwärts zu kommen, sich auszuzeichnen und einen Namen zu machen, gleich denen, die voll, selbst- und siegesbewusst täglich an sein Ohr schlugen. Bei dem „Lehrer der Kriegskunst", Ceccolo Broglio, Herrn von Assisi, nahm er zuerst Dienste und zeichnete sich so aus, dass Broglio ihm als Zeichen seiner Wertschätzung einen Panzer mit seinen Abzeichen schenkte. Es hielt aber Gattamelata hier nicht lange, er ging zu dem Condottiere, dessen Name damals zu den glänzendsten Italiens gehörte, zu Braccio da Montone. Gleich Piccinino ward er von seinem Feldherrn hochgehalten, erhielt Braccios Wappen und Wappenfarben, rückte schnell auf und erlebte alle glücklichen und widrigen Tage unter dem Banner des schwarzen Widders im gelben Felde bis zur Schlacht von Aquila, in der er wie Braccio gefangen wurde. Ein Entrinnen gab es für ihn nicht, obwohl er sich aufs tapferste zur Wehr setzte und wahre Wunder mit seinem Schwert tat. Sein Name hatte schon lange einen guten Klang, doch seine Taten in dieser Schlacht machten ihn volkstümlich; die Verse, die sie besangen, gingen von Mund zu Mund.

War es Gattamelata auch nicht geglückt, sich seinen Feinden in der Schlacht zu entziehen, so gelang ihm jetzt doch aus der Gefangenschaft die Flucht. Es verstand sich für ihn von selbst, dass er unter Braccios Nachfolger, Piccinino, diente; doch nicht lange, dann ging er zu Nicolo della Stella und endlich zu Papst Martin V. Hier sah er sich gezwungen, an der Vernichtung des kleinen Reiches seines alten Feldherrn teilzunehmen. Nicola da Varano, Braccios Gemahlin,

verteidigte sich tapfer aber erfolglos gegen die päpstlichen Truppen. Sie verlor ihre ganzen Besitzungen. Im Dienste des heiligen Stuhls bewährte Gattamelata aufs beste seine kriegerischen Fähigkeiten, er unterdrückte kraftvoll Aufstände im rebellierenden Imola, Forli, Fermo, Perugia und gewann Bologna.

Als Martin Papst Eugen IV. folgte, war Gattamelata entschlossen, auch fernerhin in päpstlichen Diensten zu bleiben, obwohl ihm glänzende Anerbieten von Filippo Maria Visconti, dem ständigen Gegner des Papsttums, und dem Neffen des verstorbenen Papstes, Antonio Colonna, gemacht wurden und Eugen schlecht und unregelmässig zahlte. Wenig andere Condottieri hätten sich in diesem Fall lange bedacht oder gar gegen eine solche Verlockung standhaft gezeigt. Gattamelata wies auf seine Verpflichtungen gegen den Papst hin; nichts würde ihn zum Treubruch verleiten. Was hielt ihn bei Eugen? Nur seine Pflicht. Dies ausgeprägte Bewusstsein, die Treue um ihrer selbst willen zu halten, ist ein Grundzug seines Wesens. Neben Federico von Urbino erscheint er als der unter allen Umständen verlässlichste Condottiere.

Diese Eigenschaft vor allen andern mag Venedig dazu bestimmt haben, ihn in seine Dienste zu ziehen. Die Republik war mit ihren letzten Generälen Carmagnola und Gianfrancesco Gonzaga nicht gut gefahren. Den einen hielt sie für einen Verräter, den andern dafür zu halten, hatte sie allen Grund. Und der Visconti hatte ihr Piccinino gegenüber zu stellen. Die Serenissima ging mit dem Papst, einem Venetianer, zusammen und gewann Gattamelata für sich nicht zuletzt dadurch, dass sie geltend machte, er könne in ihrem Dienst das Interesse des päpstlichen Stuhls weiter verfolgen. Durch das für den Condottiere sehr schmeichelhafte Schreiben Venedigs an seinen Florentiner Gesandten klingt deutlich die Besorgnis, Gattamelata könnte sich schliesslich doch noch seinen Gegnern anschliessen, und diese Besorgnis wiederum legt Zeugnis dafür ab, welcher Wertschätzung sich der Condottiere erfreute. Die Republik bewies ihm und seinem Waffengefährten Brandolin, den sie ebenfalls in ihre Dienste nahm, das grösste Entgegenkommen, und er hat es ihr durch sechs treue Dienstjahre gedankt.

Er war schon ein alter Mann, als er venezianischer Condottiere wurde, aber jetzt erst, so spät, konnte er sich freier regen. Bisher hatte er stets im Schatten anderer gestanden und gekämpft, nun trat er in die erste Reihe. Er erwies sich als ein Gegner, mit dem man unter allen Umständen zu rechnen hatte. Wenn Piccinino ihn wohl anfangs nicht richtig einschätzte, ward er sich doch seiner Bedeutung völlig bewusst, als er nach langen glücklichen Kämpfen bei Rovato von ihm geschlagen wurde. Und als Gattamelata seinen Rückzug am Gardasee trotz aller Beschwerden durchführte, hielt er nicht mit seiner Anerkennung zurück. Unter Anspielung auf den Namen seines Gegners sagte er: „Ne ha saputo più il gatto che il sorcio (Die Katze hat mehr wie die Maus gewusst). Diesen Marsch hat Pontano mit Hannibals Alpenübergang verglichen, er galt als eine Leistung ersten Ranges und ist ein Ruhmestitel Gattamelatas.

Um Brescia war der Kampf entbrannt, die Bürgerschaft unter Führung des venezianischen Gouverneurs, Francesco Barbaro, wehrte sich heldenhaft, Piccinino aber umspann immer enger die Stadt. Gattamelata wollte und konnte sich nicht hier einschliessen lassen und war gezwungen, wollte er nicht mit dem numerisch weit überlegenen Gegner sich in einen für ihn von vornherein verlorenen, also nutzlosen Kampf einlassen, den Rückzug anzutreten. Im Süden des Gardasees war alles in Feindeshand, auch fehlten ihm Schiffe, um über das Wasser zu setzen. Er musste am Westufer durch das Sarcatal, Tirol nach Verona ziehen. Mit zahllosen Schwierigkeiten hatte er auf dem Marsch, den er im September antrat, zu kämpfen: Feinde vor sich in der Bevölkerung und im Bischof von Trient, Feinde im Rücken durch verfolgende Abteilungen Piccininos; karge und schlechte Nahrung, gefährliche Wege, Wildbäche, die Berge im Schnee. Er überwand aber alle Hindernisse und kam nach grossen Verlusten doch noch mit zweitausend Reitern und zweihundert Fussoldaten nach Verona. Ihm hatte Brescia auch seine Entsetzung zu danken. Um die Stadt zu verproviantieren, ward eine kleine Flotte auf dem Gardasee geschaffen, und der Marsch Gattamelatas auf Brescia zwang Piccinino, die so bedrohlich enge Belagerung aufzuheben.

Auch jetzt als venezianischer Generalkapitän hatte Gattamelata noch manche Entsagung zu üben, die aus der besonnenen Beurteilung der Verhältnisse hervorging. Als im Jahre 1439 Francesco Sforza Feldherr der Liga gegen den Visconti ward, trat er eigentlich mehr unter als neben ihn. Er fügte sich aber, wie er sich einst willig dem Gonzaga untergeordnet hatte, und wirkte einträchtig mit ihm zusammen. Er teilte sich mit ihm in die Lorbeeren des Siegs bei Tenna über Piccinino und der Wiedereroberung Veronas.

Dieser letzte an Strapazen reiche Feldzug hatte die Gesundheit des Siebzigjährigen stark erschüttert. Er suchte in den Bädern von Siena die Heilung, die er sonst gefunden. Schon früher hatte er Schlaganfälle gehabt, jetzt ward er wieder und heftiger von ihnen heimgesucht. Er sah selbst, dass seine kriegerische Laufbahn beendet war. Die Republik liess ihm seinen Gehalt und Titel, doch sollte er sich nicht lange mehr der Musse freuen. Fünfzehn Monate nach dem Frieden von Cavriano, an dessen Verhandlungen er lebhaft teilgenommen hatte, starb er, „unser erlauchter Generalkapitän Stephan, genannt Gattamelata von Narni", wie ihn das Adelsdiplom Venedigs nennt.

Der Bäckersohn Erasmo aus Narni war hoch gestiegen wie wenige. Durch seine Gattin Giacoma hatte er sich mit dem vornehmen Hause der Leonessa verbunden, durch seine Aufnahme in den grossen Rat ward er dem venezianischen Adel eingereiht. Die Republik hatte ihm als Zeichen, wie hoch sie ihn schätzte, in Venedig einen Palast geschenkt, und ihn und Brandolin mit Valmarano in der Mark Treviso belehnt.

Mit Gattamelata verlor Venedig seinen treuesten Condottiere. Immer wieder wird „seine aufrichtige Hingabe und sein Streben, stets nur zum Heil und zur Mehrung der Republik zu handeln", hervorgehoben, am schmeichelhaftesten in der Botschaft des Dogen, die ihm Marco Foscari und Paolo Tron samt dem Kommandostab überbrachten. Das ungewöhnliche Vertrauen Venedigs zu ihm bekundet sich aber darin, dass „sein militärischer Rat und seine Autorität von der Instanz der die Condottieri begleitenden und im Lager sich aufhaltenden Provveditori be-

freit sein und im Consiglio generale unbeschränkte Geltung haben sollte"; Carmagnola hatte, wenigstens nach einigen Chronisten, zum Teil seinen Sturz den Provveditori zu danken und Colleoni entging nur mit Mühe ihren Schlingen. Möglich, dass Gattamelata sein Privileg der Freundschaft mit dem Provveditore Pietro Loredano schuldete, möglich aber auch, dass er es seiner steten Zurückhaltung zu danken hatte. Er war sich der Grenzen seiner Macht stets bewusst und beschränkte sich in kluger Erkenntnis der Verhältnisse. Als er noch für Eugen IV. kämpfte, hatte, so erzählt man, Imola ihm die Herrschaft über sich angetragen. Es wollte sich lieber ihm als dem Visconti oder dem Papst unterwerfen. Er wies das lockende Anerbieten zurück; er wusste, was ihm die Annahme gekostet hätte. Sofort hätte er sich Feinde gemacht und in Kürze wäre er von ihnen erdrückt worden. Er wagte nie und gewann also auch nie. Neben den andern Condottieri macht er einen nüchternen Eindruck, verblasst sein Bild. Er ist eigentlich nie, weder im Schlimmen noch im Guten, hervorgetreten. Ein durchaus ehrenwerter Charakter, ein guter Mensch, ein tüchtiger Soldat, aber ein Nur-Soldat, höherer Interessen bar und damit ohne Reiz und Zauber für uns; keine Renaissancenatur, keine die Mitwelt in ihren Bann zwingende Persönlichkeit. Er gibt keine Rätsel zu lösen, wir glauben ihn von Anfang an zu durchschauen. Vielleicht wissen wir von ihm zu wenig, aber er scheint keinen seiner Zeitgenossen zur Schilderung, zur ausführlichen Darstellung seines Lebens gereizt zu haben. Auch sie mochten das Gefühl haben, dass sich dieser Pflichtnatur nicht mit poetischen Reizen beikommen liess; hier gab es nichts zu ergründen, alles lag klar und einfach. Und über ihn sprach Quirini: „Sein Name unvergänglich und ewig".

Was an Gattamelata löblich war, fand in seinem Leichenredner den beredtesten Ruhmesherold. Er rief den trauernden Städten Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo zu: „Der hier auf der Bahre hat lange genug für sich und seinen Ruhm gelebt, aber uns ist er doch viel zu früh gestorben." Dann rühmte er ihn, dass er seine Soldaten wie Brüder geliebt, wie Söhne geleitet hätte, in Gefahren ihnen vorangegangen, bei Belohnungen zu ihren Gunsten zurückgetreten wäre, dass er sie zu Männern ge-

macht, die im Kampfe gefürchtet, im Frieden gern gesehen und geachtet gewesen wären. Das war keine leere Phrase. Wir wissen, dass Gattamelata tapfer, oft waghalsig bis zur Tollkühnheit war. Wie er einst, siebenundsechzig Jahre alt, mit dem Gonzaga an der Adda stand und es über den Fluss setzen hiess, beschloss man nach Gattamelatas Rat nachts eine Brücke zu schlagen und beim Morgengrauen vorzurücken. Eine Brücke aber vermochte man nicht zu schlagen, da es heftig regnete und der Fluss anschwoll; so schwamm er mit einer kleinen Schar ans andere Ufer. In der Frühe fand er sich einer starken feindlichen Macht gegenüber, es kam zum Kampf, der für ihn bei der numerischen Überlegenheit des Gegners von vornherein aussichtslos war. Er musste sich, wie er gekommen, schwimmend zurückziehen. Er schlug sich, bis die Seinen über den Fluss setzten, dann sprengte er ihnen als letzter nach.

Mit seiner Tapferkeit verband sich Diplomatie, Schlauheit, List, die ihm den Namen von seinen Zeitgenossen eintrug, der seinen ursprünglichen, Erasmo da Narni, verdrängen und ihm bleiben sollte: Gattamelata (gestreifte Katze). Seine Diplomatie war wohl, handelte es sich um eigene Interessen, nichts anderes als kluge Zurückhaltung, er ging nie über die Schranken, die er sich selbst gezogen; das machte ihn den Venetianern besonders lieb und wert. Dem Feinde gegenüber waren ihm alle Mittel recht; Gasparo di Canedolo nahm er mit seiner ganzen Schar in einem Bologneser Kastell gefangen, nachdem er sich durch Landleute Eingang in die Stadt verschafft hatte.

Wie Braccio, sein Vorbild und Meister, wusste er gut zu sprechen, und manchmal hat er in Gefahr und Not durch seine treffenden Worte den Mut seiner Soldaten gehoben. Es muss in seiner Art etwas Überzeugendes, Bestimmendes gelegen haben, das auch Widerstrebende gewann. Mit seiner im Grunde nüchternen Natur mag man schwer jene geschickte Diplomatie verbunden glauben, die ihm nachgerühmt wird; er muss ein Mann von gewandten Umgangsformen gewesen sein. Dieser Diplomat hat aber nie seine Kunst sich nutzbar gemacht. Er war und blieb der zuverlässige General der Serenissima; „beim Anfassen einer Unternehmung klug, bei ihrer Durchführung zähe,

bei ihrem Abschluss gründlich", sagt Quirini, und Barbaro nennt ihn den bedächtigsten Feldherrn seiner Zeit. An Menschlichkeit und Güte, erklärte der Trauerredner, übertraf er alle früheren Generäle, und damit hing auch seine tiefe, aufrichtige Frömmigkeit zusammen, „er hatte solchen Glauben, solche Ehrfurcht vor Gott, wie man sie kaum bei denen findet, die, nachdem sie den Eitelkeiten des Lebens abgesagt haben, sich rühmen, ein beschauliches und religiöses Leben zu führen. Nie erlaubte er die Plünderung von Städten, die Schändung von Kirchen, die Verwüstung von Feldern, die Zerstörung von Häusern und Gehöften. Nie durften seine Soldaten Mütter oder Jungfrauen oder unschuldige Kinder rauben und misshandeln, wie wir das so oft sehen."

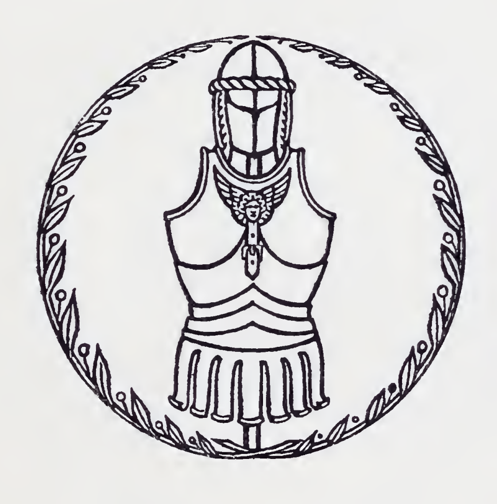
Sein Name unvergänglich und ewig! Er ist auch nicht vergessen worden, doch hat er das nicht seinem militärischen Talent, seinen löblichen Charaktereigenschaften zu danken. Freilich sind die Fresken Mantegnas, die Gattamelatas Leben in einem Hause der Strasse Malvasia in Padua darstellten, durch einen Brand 1760 zerstört worden, erhalten ist aber Donatellos Meisterwerk. Keine letzte Huldigung Venedigs für seinen treuen Condottiere, sondern ein Ausdruck der Pietät und des Ruhmeskultus des Sohnes Gattamelatas, ein sichtbares Erinnerungsmal der Hinterbliebenen an den Geschiedenen, sich und ihm zum Ruhm errichtet.

Was einem Francesco Sforza versagt ward, die Ehrung durch ein Standbild oder Reiterdenkmal, ist Gattamelata geworden. Er hatte in seinem Testament vom 30. Juni 1441 den Wunsch ausgesprochen, man sollte ihm im Santo von Padua „ein ehrenvolles, steinernes Grabmal" errichten. Damit hat sich Sohnesliebe und Verehrung nicht begnügt: als gebietenden Feldherrn hoch zu Ross wollte sie ihn dargestellt sehen. Giantonio Gattamelata konnte keinen Würdigeren mit dieser Aufgabe betrauen als Donatello, der von den Vertretern der Arca, der Grabstätte des heiligen Antonius, nach Padua berufen war, um Apsiskuppel und Tribuna auszuschmücken und das grosse Kruzifix im Santo auszuführen. Auf einem mächtigen Passgänger sitzt der Condottiere, barhaupt: kurzlockiges Haar umgibt die breite Stirn und geht leicht gewellt bis zum Hals; die Augen tief in den Höhlen, unter

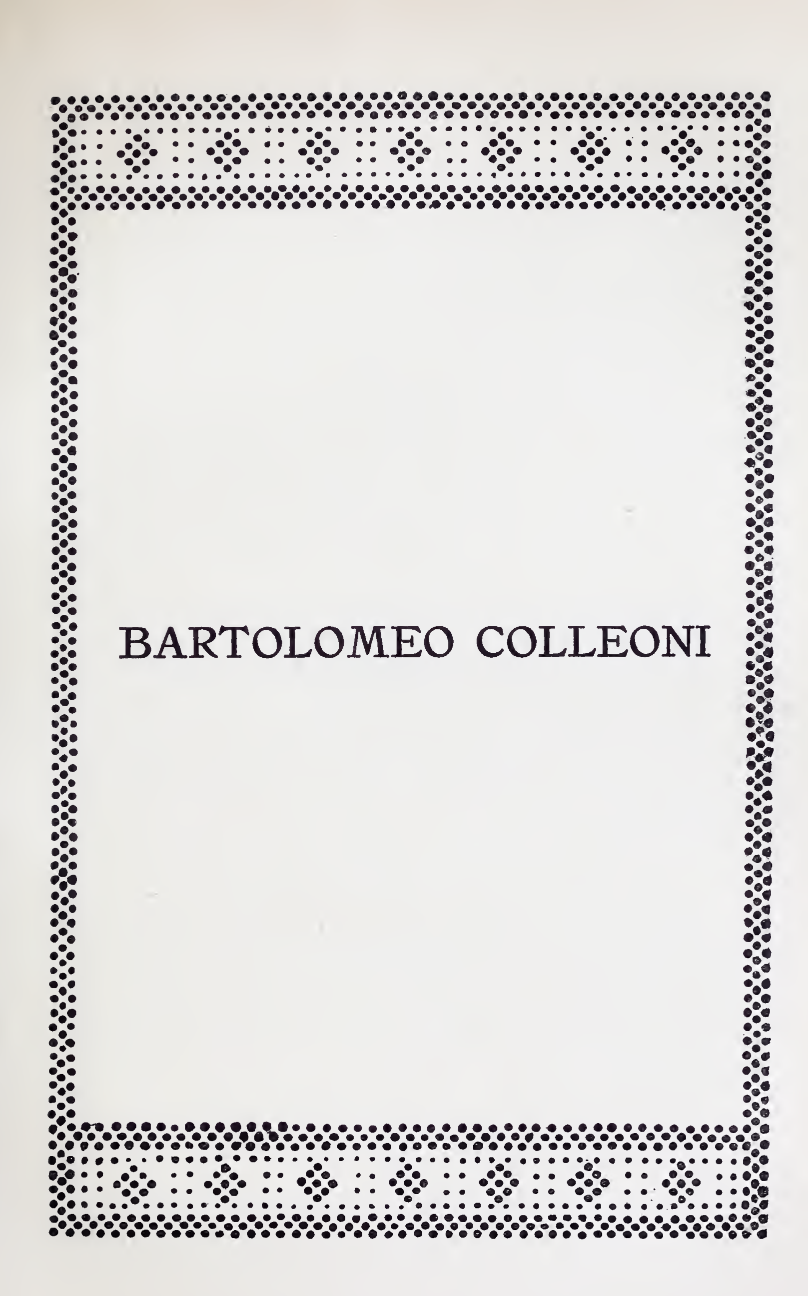
starken Brauen, „scheinen ein unbegrenztes Sehfeld zu umfassen"; die kurze kräftige Nase lädt breit aus; eine tiefe Falte trennt das unbedeutende Kinn von dem energischen Mund. Die rechte Hand hält den Kommandostab, nicht jenen silbernen, vergoldeten, mit eingravierten Arabesken geschmückten, von einem Knauf gekrönten und mit Türkisen besetzten, den Gattamelata 1438 von der Republik erhielt und, wie man berichtet, in gefährlicher Kriegslage dem Santo gelobte, das ihn auch heute noch in seinem Kirchenschatz birgt, sondern einen einfachen, längeren Stab, wie er sich wohl seiner täglich bediente. Die linke Hand hält lose die mit Buckeln besetzte Kandare. Fest und aufrecht sitzt der Condottiere in dem mit aller Kunst gearbeiteten Sattel, den vorn und hinten reizende Putten stützen. Vom Gürtelriemen hängt die Schwerttasche herab, über ihr das kolossale Schwert, das in rechtem Verhältnis zu den ungewöhnlich langen Sporen, dem Zeichen ritterlicher Würde, steht. Den kräftigen, nicht über Mittelmass hohen Körper umschliesst die Rüstung, die nicht leicht ist, aber doch völlige Bewegungsfreiheit erlaubt. Als Vorbild für den Panzer hat Donatello vielleicht die Lorica gedient, die Braccio in seinen grössten Schlachten getragen und Gattamelata geschenkt hatte, der sie, sagt Quirini, zum ewigen Andenken an den grossen Mann bis zum heutigen Tage für sich und die Seinen sorgfältig aufhob.

Hatte Giantonio durch Errichtung des Reiterdenkmals seiner Sohnespflicht in vollstem Masse genügt, so erfüllte nach seinem frühen Tode Giacoma den Wunsch Gattamelatas, ihm ein ehrenvolles steinernes Grabmal zu erbauen. Doch auch sie ging über den Willen des Verstorbenen weit hinaus: sie baute eine Kapelle am Santo, die sie einst zu Gatte und Sohn aufnehmen sollte. Ihre Wände schmückten mit Fresken Matteo del Pozzo, Pietro Calzetta, Angelo Zoto, vor allem aber Mantegnas Schüler Jacopo da Montagnana. Das Grabmal Gattamelatas schuf Bartolomeo Bellano, der unter Donatello lange gearbeitet hatte und auch im Auftrage Giacomas den wunderbaren Reliquienschrein in der Sakristei des Santo ausführte. Wer Giantonios Grabmal geschaffen, das künstlerisch weit höher steht, wissen wir nicht. So ruhen beide nebeneinander,

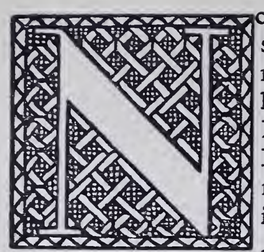
Vater und Sohn, der eine im hohen Alter nach langem Siechtum dahingegangen, der andere in blühender Jugend aus einem so viel verheissenden Leben gerissen. Der gefeierte Name erlosch. Wüssten wir heute noch ohne Donatello von ihm? Anders als Quirini es dachte, sind seine Worte wahr geworden: „Sein Name wird in allen Städten, unter allen Völkern und Nationen unvergänglich und ewig sein!"




·BARTHOL·CAPVT·LE
ONIS·MA·C·VE·SE·



BARTOLOMEO COLLEONI



och Spino, sein Biograph, sah drei Menschenalter nach Colleonis Tode das Banner, das der Condottiere sich hatte sticken lassen, als er in die Dienste Karls des Kühnen von Burgund treten wollte. Es hing auf der rechten Seite des Grabmals des Heerführers und charakterisierte ihn vielleicht besser als die privaten Aufzeichnungen und offiziellen Berichte seiner Zeitgenossen.

Man sah einen vornehm nach antiker Art gerüsteten Mann, dessen Helmschmuck ein auf den Vorderpranken ruhender Löwe bildete. Mit den umschienten Händen packte er die rücklings flatternden Haare eines wunderschönen Frauenhaupts und riss es voller Kraft an sich. Das Haupt schaute aus einer Wolke von Binden und Streifen und war von goldenen Strahlen und Büscheln umgeben, die strahlendes Licht über das ganze Banner warfen und auch die Wolke zu durchdringen schienen. Um das Haupt schwebten vieläugige Flügel. Im blendenden Glanz der vier in die Ecken des Banners gestickten Sonnen pflanzte der Mann, umschlossen von dreizehn ihm zugewandten zungenlosen Löwenköpfen, auf blumenreicher Wiese Bäume.

In dieser mit Anspielungen fast überladenen Allegorie sahen die Zeitgenossen Wesen, Wunsch und Willen Colleonis ausgedrückt.

Sagte sie nicht deutlich für alle, die ihn kannten — und wer kannte ihn nicht? — dass der Condottiere sich stets das Glück dienstbar zu machen gewusst hätte, dass er, ein Liebling der Fortuna, immer in vollem Sonnenglanz seines Wegs bis zum hochgesteckten Ziel gewandelt wäre, dass er gepflanzt, was viele Menschenalter Bestand hätte?

Hat er aber sein Ziel erreicht, das Ziel, das dem Ehrgeizigen als Krönung seiner langen ruhmreichen Laufbahn vorschwebte?

Er hatte eine Macht wie kein venezianischer Heerführer vor ihm und nach ihm und warnte selbst die beiden Senatoren, die das vorsorgende Venedig an sein Sterbelager gesandt hatte: „Sagt der Signoria, sie möchte nie wieder einem Feldherrn soviel Macht und Einfluss wie mir einräumen!“ Er war ein Faktor, mit dem die Politik Italiens

rechnen musste, er besass ein Ansehen, dem gegenüber das fast aller andern Condottieri gering genannt werden kann, er hatte einen fürstlichen, wohl abgerundeten Besitz, und doch — dieser Liebling Fortunas, den das Schicksal in Not und Elend verstrickte, um ihn dann über alle andern zu erheben, dieser Mann, der sich seine Erfolge nur selbst zu danken hatte, er kam doch nicht ans Ziel.

Er hatte es sich nicht zu hoch gesteckt, sein Waffenfreund Francesco Sforza erreichte es ja: Colleoni gewann nicht den Herzogshut, den er sich als letztes und äusseres Zeichen seiner Macht aufs Haupt zu setzen gedachte.

Ob er sich bescheiden musste oder schliesslich selbst beschied, wer will das beurteilen! Wem hätte er einen Thron hinterlassen sollen? Ein Sohn war ihm versagt. Drei Enkel nur, charakteristisch genug für ihn auf die klassischen Namen Alexander, Hektor, Julius Cäsar getauft, wuchsen ihm heran.

Wer hätte auch sein Reich schützen sollen? Selbst sein so viel kleinerer Besitz zerfiel unmittelbar nach seinem Tode. Venedig beerbte ihn aus eigner Machtvollkommenheit. Es unterschlug neunzigtausend Dukaten und zog sechs seiner Besitzungen rechtlos ein, nachdem es sein ohnehin reiches Vermächtnis für sich wie etwas Selbstverständliches angenommen hatte.

Die stolze Republik ward zur Leichenräuberin. An den mächtigen Feldherrn hatte sie sich nicht herangewagt. Was er zu bedeuten hatte, was er an Ansehen und Macht in die Wagschale werfen konnte, hatte sie zu ihrem grossen Leid und Schaden früher vollauf erfahren.

Sie verbarg ihren Hass und Groll, solange der unbequeme Nachbar lebte. Sie musste sich ihn ja als Freund erhalten, dem Toten zeigte sie ihr wahres Gesicht. Sie ernannte sich selbst zur Vollstreckerin seines Testamentes, und verfügte über seinen grossen, auf eine halbe Million Dukaten gewerteten Besitz, als hätte sie das Recht dazu, wie sie sich die Macht dazu nahm.

So zerfiel das Coglionese, wie das kleine Land des Condottiere noch siebzig Jahre nach seinem Tode genannt wird, so ward der Reichtum, den Colleoni durch Glück und kluge Sparsamkeit gesammelt, zerstreut. Venedig hatte die letzten Worte seines Heerführers an sich im Herzen be-

halten und in einer Weise zur Ausführung gebracht, deren sich der Condottiere niemals versehen hätte.

Gattamelata, den die Serenissima nie zu fürchten hatte, behandelte sie, wenn auch stets höflich und freundlich, doch immer wie einen Diener, dessen Gehorsam und Treue unzweifelhaft und selbstverständlich war. Colleoni stellte sich auch als ihr Condottiere nie unter, sondern neben sie. Sie betrachtete ihn als Gleichgestellten, dem sie jede Rücksicht schuldete, dessen Freundschaft über alle Massen wertvoll war. Sie erkaufte seine Gunst, und Colleoni wertete sie nicht niedrig.

So verschieden auch ihre Abkunft, ihr Schicksal und Weg war, eins hatten Gattamelata und Colleoni gemeinsam: beide mussten von der Pike auf dienen. Härter aber als den Bäckersohn von Narni fasste das Leben den Bergamasker Edelmann an.

Während der sechsjährige Bartolomeo in den Bergen bei einem Schulmeister lesen und schreiben lernt, wird sein Vater, indes er arglos beim Spiel in der Burg von Trezzo sitzt, von herrsüchtigen, habgierigen Verwandten ermordet, wird seine Mutter von den Frevlern eingekerkert. Sein älterer Bruder Antonio fällt ein Jahr später unter den Dolchen der Mörder, die in ihm den Rächer vermuten, als ihn Sehnsucht nach Mutter und Heimat zurückführt. Er hat dem Tyrannen von Crema, Giorgio Benzone, als Trossknecht gedient, und Benzone entblödet sich nicht, von der Mutter Antonios geringe Soldvorschüsse zurückzufordern. Da sie nicht zahlen kann, wird Bartolomeo ins Gefängnis geworfen und erst freigelassen, als er auf einen Teil des mütterlichen Erbes verzichtet.

Das ist seine Jugend.

Nun folgt er dem Lockruf des Kriegsglücks. Was blieb dem armen Edelmann auch anders übrig!

Erst dient er unter dem Herrn von Cremona, dann unter Braccio, zieht aber bald von ihm, zwei Partisanen sein ganzer Besitz. Er will nach Frankreich, wird durch Seeräuber gefangen, nach Neapel zurückverschlagen und kommt zu Caldora, dem Feldherrn Johannas von Neapel. Unter ihm steigt Bartolomeo langsam empor. Der Klatsch der Zeit erzählt, die Königin hätte ihm ihre Gunst geschenkt; auch das sei nicht ohne Einfluss auf sein Avancement ge-

wesen. Johanna war nicht wählerisch, und ihr Interesse für den jungen Adligen würde in diesem Fall von gutem Geschmack zeugen. Tatsache ist, dass sie Colleoni eine Impresa verlieh; irgendeine Bedeutung hat aber dies Verhältnis nicht für ihn gehabt: Weibergunst hat ihm nicht die Wege geebnet.

Er kämpft bei Aquila gegen seinen einstigen Soldherrn Braccio und tritt dann mit vierzig Pferden auf Carmagnolas Ruf in den Dienst Venedigs. Ihm gelang das kühne Wagnis, in Cremona einzudringen und sich drei Tage im Turm von San Luca zu halten. Er rief Carmagnola. Die Stadt war schon so gut wie erobert. Der Oberfeldherr kam nicht. Colleoni musste weichen. Das dankbare Venedig vergalt ihm reich das Heldenstück. Indes Carmagnola fiel, stieg Colleoni.

Unter Gattamelata, dem zweiten Nachfolger des gerichteten Carmagnola, ging es gegen Piccinino. Fortuna war für den Visconti, doch die venezianischen Feldherrn taten, was in ihren Kräften stand, um dem Unheil zu wehren. Als Gattamelata seinen berühmten Rückzug über die Sarca, durch Tirol antrat, kommandierte Colleoni die Vorhut. Er liess auch, um Brescia verproviantieren zu können, Schiffe von der Etsch über das Gebirge schaffen, die bei Torbole in den Gardasee gelassen wurden. Piccinino beherrschte den See, und das war die einzige Möglichkeit, ihm zu begegnen. Eine ausserordentliche Leistung, unter äusserster Mühe getan, rief sie Staunen und Bewunderung der Zeit hervor.

Wie unter Gattamelata, so tat sich auch Colleoni unter Francesco Sforza, dem Feldherrn der venezianisch-florentinischen Liga, durch Rat und Tat hervor. Er hatte jetzt als General der Infanterie eine selbständige Stellung, er schloss einen persönlichen Vertrag mit Venedig. Die Republik erkannte dankbar seine Verdienste an und gab ihm drei Lehen, die Grundlage seiner Macht, als Friede geschlossen ward.

Der Mailänder Herzog, der die fähigsten Heerführer sich stets zu sichern strebte, trat an Colleoni heran. Er geizte nicht mit Versprechungen und machte die glänzendsten Anerbietungen, um ihn zu gewinnen.

Ob und wie lange Colleoni schwankte, weiss man nicht.

Venedig hatte eine hohe Schuldforderung noch nicht gezahlten Soldes abgelehnt, der Provveditore Dandolo den Condottiere rücksichtslos behandelt. Colleoni war nicht der Mann, dergleichen ruhig hinzunehmen. Filippo Maria gewann ihn.

Der Herzog war erst ganz Huld und Liebenswürdigkeit, plötzlich zeigte er sich in wahrer Gestalt.

Als Colleoni gegen Venedig ziehen sollte, liess ihn der Visconti festnehmen. Sein Argwohn schlief nie, er fürchtete die Beliebtheit des Condottiere bei seinen Soldaten und seine Macht, das allein schon Grund für den Herzog, sich Bartolomeos zu versichern. Vielleicht hatte aber Venedig auch Verhandlungen mit Colleoni angeknüpft, um ihn zu sich herüberzuziehen; vielleicht mutmasste Filippo Maria das nur.

Der Schlag traf den Condottiere ganz unvorbereitet. Auf dergleichen verstand sich der Visconti.

Bartolomeo ward in die Öfen von Monza gebracht, das schreckliche Gefängnis, das ein Vorfahre Filippo Marias zur Zähmung rebellischer Untertanen vor einem Jahrhundert gebaut hatte, Galeazzo, der durch gerechte Schicksalsfügung aber selbst zuerst genötigt wurde, von der Trefflichkeit dieser Folterkammern sich zu überzeugen. Es waren deren zwei, eine über der andern, so eng, dass die Gefangenen sich weder erheben noch ausstrecken konnten. Überall ragten auch spitze Keile hervor, aus Boden und Mauern.

Länger als ein Jahr ward hier Colleoni festgehalten. Er musste stets für sein Leben fürchten. Die Helfershelfer des Herzogs drangen in ihn, dem Kommando über seine Truppen zu entsagen. Er weigerte sich trotz aller Drohungen; es wäre ihm nach eigenem Wort wie eine Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit, seines Ich erschienen. An seinem Stolz und seiner Standhaftigkeit scheiterte das Begehren und die Tücke des Visconti und seiner Kreaturen.

Die Hoffnung auf Rettung erstarb aber in dem Eingekerkerten nicht, obwohl ihn kein Weg in die Freiheit mehr führen zu können schien. Kein anderer Gedanke als der, wie er entrinnen könne, beschäftigte ihn Tag und Nacht.

Wer weiss aber, wann seine Fesseln gefallen wären, hätte das Schicksal nicht in sein Leben eingegriffen. Der Herzog starb plötzlich, und nun geriet das ganze Mailänder Reich ins Wanken. Ein Erbe war nicht von dem Visconti

bestimmt. Filippo Maria hatte es trotz aller Bitten verweigert; nach seinem Wunsch sollte das Reich in Stücke gehen, wenn er nicht mehr wäre. Und so geschah es auch.

Selbst in Colleonis Einsamkeit drang das Echo von dem Wirrwar, an der Bestürzung und Unruhe seiner Wärter merkte er, dass etwas Aussergewöhnliches sich ereignet hätte. Jetzt ward ihm die Gewissheit, dass die Zeit zur Flucht gekommen wäre. Er wollte lieber sterben, als länger in seiner Marterkammer bleiben.

Mit grösster List ging er zu Werke. In einer Nacht stellte er sich von grössten Leibschmerzen geplagt und bat dringend seine Wächter, ihm Arzneien zu holen. Als sie fort waren, floh er. Schon lange vorher hatte er sich Stricke aus Leinwandfetzen geflochten und aneinander geknüpft, das eine Ende schlang er um einen kräftigen Haken an der Turmhöhe und liess sich an dem Seil in den Graben hinunter. Als seine Wächter bei der Rückkehr seine Flucht bemerkten, schlugen sie Lärm, rissen die Sturmglocke und brachten alles ringsum in Bewegung und unter Waffen. Indessen hatte Colleoni den Graben durchschritten, den Ambro, der hart am Turm vorbeifloss, durchwatet und war mitten im Getümmel derer, die dem Flüchtling nach wollten und zornig Verwünschungen nachschrien. Bartolomeo schrie mit, bis er auf seinen Helfer in der Not traf, einen edlen Bergamasken, Giorgietto, aus der Familie da Poma, der ihm ein Pferd zuführte. Im Galopp sprengte er davon und war mit Tagesanbruch in Landriano, wo seine Truppen standen.

Kaum hörten sie von seiner Ankunft, an die sie kaum glauben konnten, da glich das Lager einem aufgescheuchten Bienenschwarm. Alle strömten zu ihm, jeder wünschte der erste zu sein, der sich mit Augen und Ohren von der Wahrheit überzeugen wollte. Sie umringten ihn und betrachteten „wie ein vom Himmel gesandtes Geschenk“ ihren endlich ihnen wiedergegebenen Feldherrn. Die einen streckten ihm die Hände entgegen, die andern weinten vor Freude und hingen an seinen Knien, die dritten hoben die Augen zum Himmel und lobten Gott ob seiner Gnade.

Nun ward Colleoni seine lange Haft vom Schicksal vergolten. Er gewann, was er verloren, wieder, und Mailand, das sich als Republik erklärt hatte, übertrug ihm das Kom-

mando in dem Krieg gegen den Herzog von Orleans, der als Sohn der Valentina Visconti Filippo Marias Erbe antreten wollte.

Bei Bosco Marengo nahe Alessandria kam es zur Schlacht. Lange wogte sie unentschieden hin und her; die Franzosen gaben kein Quartier, stiessen alle mit ihren Degen nieder, eine Kampfweise, an die die Italiener nicht gewöhnt waren, die sie erschreckte. Als sie ihre Bestürzung verloren hatten, drangen sie voller Ungestüm vor, vergalten Gleiches mit Gleichem und erfochten einen glänzenden Sieg, den ersten über Fremde, nach langen Jahren ständiger innerer Kriege.

Noch zwei andere Siege sollte Colleoni gegen die Fremden gewinnen, an der Sesia und bei Borgo Manero über das Heer Karl VII. von Frankreich, der Sforza Mailand nehmen wollte. Colleoni war sich der Bedeutung dieser Schlachten wohl bewusst. An der Sesia rief er seinen Soldaten zu: „Denkt daran, dass ihr Italiener seid! Wir wollen unserm Namen und unserm Vaterlande Ehre machen!“ Noch war die Zeit nicht gekommen, da Italien eine Beute der Barbaren, ob französischer oder spanischer, wurde; aber sie war nicht mehr fern. Colleoni durfte sich für den halten, der sich dem Anprall dieser Horden mit aller Kraft widersetzte, mit voller Einsicht in die drohende Zukunft; er kämpfte nicht nur als Feldherr von Mailand und Venedig, der dazu verpflichtet war und dafür besoldet ward, gegen sie; er stand als Italiener gegen die Franzosen. Das Nationalgefühl war in ihm lebendig und empört gegen diese fremden Eindringlinge. Er mochte sich als Hort der Freiheit Italiens betrachten und nicht ohne Grund. Er war eben auch mehr als ein Condottiere, der nur dem Golde folgte.

Man kann ihn ohne Frage als den Feldherrn Venedigs betrachten, wenn er auch unter mannigfachen Bannern ins Feld gezogen ist. Diente er der Serenissima, so gab es Missverständnis und Zwist genug; zog er einem andern zu, so reute es die Republik, und sie wünschte ihn wieder zu gewinnen.

Nach der Schlacht von Bosco Marengo gelang es Venedig, ihn zu sich herüberzuziehen, aber zu einem festen Verhältnis kam es auch jetzt nicht zwischen ihnen. Dass es ein schroffer Bruch wurde, war Schuld der Serenissima. Sie behandelte Colleoni nicht nach Gebühr und ihn, den ohnehin

selbstbewusst Stolzen, eifrig über seine Würde Wachenden, musste das mehr als jeden andern verletzen. Nicht genug, dass man ihm noch grosse schuldige Soldsummen nicht bezahlte — er wusste, dass die Republik mit Geldsorgen schwer zu kämpfen hatte, und mochte sich vielleicht voller Kenntnis der Sachlage darin fügen —, er ward nicht nach Sigismondo Malatesta Generalkapitän, sondern sah sich Gentile da Leonessa vorgezogen, der mit ihm sich nicht messen konnte.

Colleoni weigerte ihm und dem ihm beigeordneten Jacopo Piccinino, dem Sohn des berühmten Condottiere, den Gehorsam. Darauf ward er in der Nacht von ihnen überfallen und entkam nur mit genauer Not. Ein Pferd stürzte unter ihm auf der Flucht vor den ihm nachgeschickten leichten Reitern; auf einer sattellosen Stute, die ihm ein Bauer lieh, kam er nach Mantua, dann zu Sforza, der ihn freudig bewillkommnete.

Drei Jahre dient er treu und mit allem Eifer dem alten Waffenfreund, erobert sich alle seine alten Besitzungen zurück und erwirbt neue, dann sühnt Venedig sein Unrecht, bietet ihm das Generalkapitanat an und gewinnt ihn wieder.

Politische Erwägungen leiteten Colleoni. Er glaubte, Sforza würde ihn in seinem Besitz nicht schützen können, war doch der Herzog selbst bedrängt. Dann hatte Sforza auch sein Versprechen, Madonna Tisbe, seine Gattin, die von Venedig als Geisel betrachtet, aber voller Ehrerbietung behandelt wurde, und seine Töchter gegen gefangene feindliche Offiziere einzutauschen, nicht gehalten, obwohl sich oft dazu Gelegenheit geboten hatte.

So halten die Schmeichler und Verehrer Colleonis den Frieden zu Lodi, dem eine von kaum nennenswerten Kämpfen unterbrochene vierzigjährige Ruhe für Italien folgen sollte, für ein Verdienst des Condottiere. Er wird als Friedensbringer, als Besänftiger Italiens gepriesen. Sein Besitzstand wird ihm garantiert. Er ist ein Machthaber neben den Machthabern. Venedig ernennt ihn nicht nur zum Generalkapitän, sondern gibt ihm auch drei Lehen.

Von nun an bleibt er bei der Serenissima trotz aller Lockungen anderer Mächte. Der letzte Anjou will ihn zum Kampf gegen Ferdinand von Aragon gewinnen, wirbt um ihn mit glänzenden Anerbieten, er bleibt standhaft. Ludwig XI.

von Frankreich will ihn mit einem Jahresgehalt von 200000 Kronen für seinen Kampf gegen die Adelsverbindung „du bien public“ an sich ziehen, er lehnt es ab, nicht zuletzt aus politischen Gründen. Er tritt auch nicht in den Dienst Karls von Burgund, der voller Begeisterung sagte: „Wenn Gott mir die Gnade erweist, Colleoni zum Feldherrn meiner Truppen zu machen, werde ich es für keine Schande halten, als gemeiner Soldat unter ihm zu dienen. So werde ich wenigstens die italienische Kriegskunst lernen.“

Colleonis Vertrag mit Venedig war abgelaufen, nichts stand seinem Übertritt zum Herzog im Wege. Trotz einer Klausel des Vertrags, dass im Fall einer Bedrohung der Republik durch Krieg Karl den Condottiere entlassen müsse, bot die Serenissima alles auf, Colleoni sich zu erhalten, sie scheute kein Geldopfer und machte ihm jedes Zugeständnis. Und er blieb ihr treu, vielleicht im Gedanken daran, dass sie ihn vor sechs Jahren hatte selbständig handeln lassen, als er gegen Florenz zog, um Piero de Medici zu vertreiben. Er wollte, war dies gelungen, den jungen Herzog Galeazzo Sforza vom Thron stossen und ihn selbst besteigen. Die Schlacht bei Molinella, eine echte Condottierenschlacht mit wenig Blutvergiessen, blieb aber unentschieden, und Colleoni zog heim.

Das war seine letzte kriegerische Unternehmung, vielleicht kein würdiger Abschluss seiner Laufbahn, aber bezeichnend für ihn. Der Ehrgeiz, der in dem jungen Offizier hell aufgelodert war, flammte auch noch in dem siebenundsechzigjährigen Generalkapitän und trieb ihn zu einem Unternehmen, das die meisten andern und weit Jüngere durch seine Kühnheit abgeschreckt hätte.

Noch einmal sollte seine Tatkraft und sein Feldherrntalent eine würdige Aufgabe lösen. Papst Paul II. ersah ihn zum Oberbefehlshaber aller christlichen Streitkräfte im Kampf gegen die Türken, er sollte in Kürze nach Albanien aufbrechen. Der Kommandostab ward ihm nach seinem Lieblingssitz Malpaga gesandt und sein Lob in dem päpstlichen Begleitschreiben begeistert gesungen. Bei diesen Ehren sollte es aber bleiben. Der Papst starb und mit ihm die Seele des Gedankens, allen Zwist beiseite zu lassen und die ganze Kraft gegen den Erbfeind der Christenheit zu wenden; und vier Jahre danach verkündete die

alte Schlossglocke von Malpaga, die noch heute im Turm ist, den Tod des Herrn all des reichen Besitzes ringsum, und Böller, die in langer Kette bis nach Venedig liefen, meldeten der Signoria durch ihre dumpfen Schüsse den Heimgang ihres Condottiere.

Carmagnola, Piccinino, Francesco Sforza, die sich an Ruhm mit ihm vergleichen konnten, waren vor ihm geschieden. Er hatte zuletzt allein gewissermassen die militärische Tapferkeit und Tüchtigkeit Italiens für das Ausland repräsentiert.

Er war aber nicht nur ein bedeutender Feldherr, sondern auch eine Persönlichkeit, die uns glücklicherweise ihrem Gebaren und Wesen nach, wenn auch nicht so gründlich, wie wir wünschten, geschildert ward und zwar in jener renaissancemässigen Art, die das Lob mit Posaunen in alle Winde bläst, den Tadel aber nur versteckt anbringt, beinahe auch noch als Zierat und Schmuck, wird doch durch ihn das Bild des Helden noch strahlender und eindrucksvoller.

Es war dieser Feldherr, erklärt der Biograph, weder hochgebildet, noch auch ohne Bildung: in dieser Beziehung glich er dem Marius mehr als dem Cäsar. Trotzdem ward er von den Gelehrten und Dichtern sehr geliebt, hatte er doch die fürstliche Tugend der Freigebigkeit, die ihnen als die erste der christlichen und heidnischen galt. So kamen sie gern nach Malpaga, seinem Lieblingssitz, und wurden freundlich empfangen.

Der alte Soldat fand Gefallen an ihren Disputationen und hatte ein inniges Vergnügen, wenn es ihm gelang, sie aufeinander zu hetzen. Am meisten freute es ihn, die Philosophen und Astrologen mit Tiefsinn und Dunkelheit über ihre tiefen und dunkeln Themata sprechen zu hören. Er liess sich aber durch keinen rätselvollen Weisheitssatz, durch kein Paradoxon imponieren. Die höchsten Geheimnisse der Natur waren und blieben, so dachte er, stets dem Menschen unzugänglich und verschlossen. Weder von den Körpern, noch von den Kräften der Gestirne, pflegte er zu sagen, könne der Mensch sichere Kunde haben: alles Wissen und Vorherwissen ruhe im Geheimnis des allmächtigen Schöpfers allein.

In Zeiten des Friedens und in Mussestunden ward in seiner Gegenwart und unter der literarischen Leitung

Cornazzanos mit Vorliebe über die tiefsten Fragen der Welt und des Lebens gesprochen. Cornazzano, im Stil der Zeit „ein anderer Dante oder Petrarca" genannt, wurde, wie er einst der Ruhmesherold Sforzas gewesen, nun der Colleonis. Als der Mailänder Herzog starb, kam er zu Bartolomeo und blieb lange Jahre in Malpaga als eine Art literarischen Impresarios; er schrieb viel, leicht und gewandt. Von all dem berühren uns heute nur noch seine frechen, flotterzählten Sprichwortnovellen, während damals seine Sforzeide, seine Bücher über das Kriegswesen, über die Regierungskunst, seine religiösen Epen gepriesen wurden und ihm Ehre und Gewinn brachten.

Cornazzano warf Fragen auf, und die gelehrten Gäste in Malpaga disputierten über sie. Colleoni war nicht nur ein aufmerksamer Zuhörer, er beteiligte sich auch selbst an dem lebhaften Streite und wusste „mit seiner blossen Erfahrung in den Dingen, mit einer wunderbaren Klugheit und natürlichem Scharfsinn" die Sätze und Schlüsse der Disputanten anzufechten und zu widerlegen. Cornazzano rühmt die Leichtigkeit und Gewandtheit seines Geistes, die ihn die mit den scharfsinnigsten und spitzfindigsten Argumenten gespickten Sophistereien der Gelehrten durchschauen und in ihr Nichts auflösen liess.

Merkwürdig genug, alles mündete für diesen in Kriegslärm, Brand und Greuel ergrauten Soldaten in dem „heiligen katholischen Glauben". Oft geschah es, dass nach langem Disput jeder der Streitenden mit heilsamen Lehren und Mahnungen davonging und gestand, von einem Feldhauptmann für sein moralisches Leben und das Heil seiner Seele gelernt zu haben.

Er war ein eifriger, gläubiger und werktätiger Christ, „fromm gegen Gott, mild gegen die Armen". Zeugnis davon gaben viele von ihm erbaute Klöster, Kirchen, fromme Stiftungen. Er war aber auch ein gemeinnütziger Mann, der für Stadt und Land in freigebigster Weise sorgte. Um nur einiges zu nennen: seiner Vaterstadt Bergamo führte er unter grossen Kosten in Kanälen Wasser zu, um die Mühlen zu treiben und das Erdreich zu bewässern; in Trescore liess er die Schwefelbäder graben, die namentlich gegen den Aussatz halfen, und richtete für die Kranken Unterkunftshäuser ein.

Für seine Verwandten war er unaufhörlich tätig, denen, die sich dem Dienst der Kirche gewidmet hatten, verhalf er durch seinen Einfluss und seine Macht zu guten Pfründen und hervorragenden Stellungen; den andern, die Soldaten wurden, erleichterte er ihre Laufbahn in jeder Weise. Es ist charakteristisch für ihn, dass er für die Söhne derer, die ihm Vater und Bruder ermordet und die Mutter eingekerkert hatten, sich ebenso wie für seine andern Verwandten mühte.

Er war freigebig, ja verschwenderisch, da seine Stellung ihm das zu gebieten schien. Er behauptete und verteidigte Amt und Würde und hätte nie geduldet, dass ein anderer sie ihm streitig machte.

In der Unterhaltung war er freundlich und leutselig. Er vergab sich dem Höherstehenden gegenüber nie etwas, hatte er doch stets das Bewusstsein seines Wertes. Er war aufrecht und stolz, zu dem gemeinen Mann und unter ihm Stehenden aber nicht kalt herablassend, sondern gewinnend und herzlich.

Er war so mild und gnädig, dass viele ihm seine Güte als Fehler anrechneten. Er vergass niemanden in seinem Testament, sogar der letzten an seinem Hofe, der Narren, an deren Spässen und tollen Streichen er sich ergötzte, gedachte er in treuer Sorge. An die Armen sollte alles Getreide, das zur Zeit seines Todes auf seinen Gütern sich fand, verteilt werden; nur soviel, als bis zur neuen Ernte Malpaga bedürfte, sollte man behalten.

In dieser Güte trug er auch nicht nach, wie oft er auch beleidigt und geschmäht ward. Er war nicht rachsüchtig und verabscheute es, ausser im Kriege, Blut zu vergiessen. Musste er strafen, so tat er es wider Willen und schmerzlich. Er am meisten suchte nach Entschuldigungen und Milderungsgründen für den Missetäter. Bosheit und Treulosigkeit vergalt er mit Wohltat und Liebe, und dadurch gewann er Übelwollende und Gegner.

Einmal nur strafte er am Leben im Frieden, wo er unmöglich verzeihen konnte, seinen Sekretär Ambrogio, den Herzog Galeazzo Maria von Mailand bestochen, dass er ihn vergifte. Am Galgen von Rumano büsste Ambrogio seinen Mordversuch.

Von Rivalen und Feinden sprach Colleoni voller Aner-

kennung. Die Bilder der grossen Fürsten und Heerführer, auch wenn sie ihm übel wollten, liess er sich malen und in Malpaga aufhängen: so sah er die ruhmvolle Geschichte seines Jahrhunderts in ihren Helden geschildert.

Er liebte es nicht, von seinen Taten sprechen zu hören, und hasste niemanden ärger als die Schmeichler. Begann man in seiner Gegenwart von seinen Erfolgen zu reden, so hörte er nicht darauf oder lenkte das Gespräch geschickt auf ein anderes Gebiet. Freilich hatte das Glück viel für ihn getan, aber auch er hatte doch mühevoll alle Kraft an seine Unternehmungen gesetzt; und pries man nicht eigentlich mehr sein Glück als dass man ihn selbst lobte?

Er war als Feldherr kein blinder Draufgänger, hielt sich vorsichtig und klug bei aller persönlichen Tapferkeit zurück; doch wo es die Entscheidung galt, stand er in erster Reihe. Oftmals hat er unter Preisgabe seiner selbst den von den Feinden beinahe gewonnenen Sieg ihnen doch noch entrissen oder wenigstens bis zuletzt streitig gemacht.

Als bartloser Jüngling schon gab er Beweise aussergewöhnlicher Kraft und Tapferkeit. Alfonso von Aragon, im Krieg mit der Königin Johanna, belagerte Acerra. Braccio, sein Feldherr, liess in der Nähe der Mauer eine Mine graben und sah täglich, wie weit das Werk gediehen wäre. Um keinen Argwohn bei den Feinden zu erregen, liess er sich nur von Colleoni zum Schutz und Schirm seiner Person begleiten. Die Acerresen erfuhren aber doch davon, gaben wohl acht und gedachten eines Tages Braccio festzunehmen. Sie eilten in grosser Zahl herbei; Colleoni verteidigte mit Schwert und Schild tapfer und so lange den Eingang zur Mine, bis die Truppen aus dem nahen Lager auf den Lärm hin herbeieilten, die Acerresen zurückschlugen und Braccio befreiten. Die kühne Tat des jungen Soldaten kam zu Alfonsos Kenntnis, und der König lobte seinen Mut angesichts des ganzen Heeres, erklärte, das königliche Haus Aragon würde ihm und den Seinen stets geneigt bleiben, und beschenkte ihn reich.

Als Mailänder Truppen Brescia belagerten und in der Nähe von Tenna ein Fort errichtet hatten, das Taliano Furlano mit einer Schar tapferer Soldaten verteidigte,

sprengte Colleoni eines Tages durch ein feindliches Regiment in wildem Galopp bis zu den Laufgräben und hätte, wären ihm die Seinen gefolgt, durch seinen kecken Handstreich vielleicht das Fort genommen. So konnte er nicht zurück, im Augenblick umschloss ihn ein feindlicher Haufe, zerschlug seinem Pferde die Beine und hieb auf ihn selbst mit Streitäxten und Schwertern ein, dass ihm die Sturmhaube vom Kopf fiel und er nur mit Mühe von den Seinen herausgehauen werden konnte.

Als Francesco Sforza bei Fornovo die Venezianer schlug, so dass das Heer sich in wilder Flucht zerstreute und der Sieger das Lager als sichere Beute nehmen zu können glaubte, schlug Colleoni die Angriffe zwei, dreimal ab, so dass sich die Feinde zurückziehen mussten: er allein rettete durch seinen Mut und seine Besonnenheit die Waffenehre des Tages.

Neben seiner persönlichen Tapferkeit steht die Schnelligkeit, mit der er an seine Unternehmen ging und sie durchführte. Wenn er mit Franz Sforza im Felde lag und der sich früh erhob, um etwas anzuordnen, was ihm zum Besten des Heeres in der Nacht eingefallen war, fand er es bereits von Colleoni mit gewohnter Sorgfalt ausgeführt.

Als die Nachricht von Colleonis erstem Sieg über die Franzosen zu Sforza kam, der als Mailänder Condottiere Piacenza belagerte, wollte er es nicht glauben. Es erschien ihm dieser so über alle Massen schnell errungene Erfolg unfasslich. Erst als ihm zwei Franzosen mit ihren eigentümlichen Halsketten und Waffen im Namen Colleonis vorgeführt wurden, glaubte er die Nachricht, ,,angesichts dieser wunderbaren Tat verstummt". In Eilmärschen war Colleoni gekommen, um die achtzehnte Stunde stand er den Feinden gegenüber, ordnete unverzüglich seine Scharen zur Schlacht, und drei Stunden danach waren die Franzosen besiegt und in die Flucht gejagt.

Dieser Caesar und Scipio Africanus war aber auch bei anderer Gelegenheit ein neuer Fabius Maximus. So, als er zwischen Cartellona und Sant'Angelo lagerte und die venezianer Generäle, Michele Attendolo an der Spitze, mit aller Art von List und Vorstellung sich bemühten, ihn zum Kampf zu verlocken. Er, der nur wenig Mannschaft bei sich hatte, hatte einen trefflichen Lagerplatz gewählt

und ihn so ausgezeichnet verschanzt, dass die Feinde ihm nichts anhaben konnten. Sie trugen nichts davon als „Verwirrung, Hohn und höchstes Staunen über den wunderbaren Scharfsinn und die Wachsamkeit" Colleonis.

Eine Inschrift in Bergamo rühmte ihn, dass er der beinahe verblichenen Zierde der militärischen Disziplin neuen Glanz verliehen habe. Er hielt strenge Zucht unter seinen Scharen, und seine Feinde erprobten zu ihrem Schaden oft genug, wie straff er sie handhabte, wenn sie meinten, sein plötzlich angegriffenes Heer in Unordnung zu finden. Diese Disziplin und die vorzügliche taktische Ausbildung seiner Soldaten vor allem gewann ihm die Siege über die Franzosen.

Wenn Gattamelata am Alten hing und kein Neuerer war, so ging Colleoni seiner Zeit voran, indem er die Geschütze, die weit vollkommener jetzt schon waren und deren Entwickelung noch in keiner Weise abgeschlossen war, in ganz anderer und weit umfassender Weise nutzbar zu machen sich bemühte.

Für Angriff und Belagerung von Burgen und Städten verwandte er sie, er wollte sie aber auch in offener Schlacht verwerten. Sie mussten leichter beweglich werden, darum setzte er sie auf Wagen oder Karren — so wurden sie ohne Mühe auf jeden beliebigen Punkt transportiert. Seine Spingarden, wie man diese kleineren Geschütze nannte, waren gegenüber den ehemaligen ungeheuerlichen, Steine schleudernden Maschinen zierlich und schlank; die, deren er sich im Treffen von Molinella bediente, waren drei Ellen lang und schossen Kugeln grösser als Pflaumen. Bei Molinella stellte er ins erste Treffen das Fussvolk, das dem Ansturm der feindlichen Reiter nachgab; ins zweite seine Kavallerie, die aber auch nach den Seiten wich, hinter ihr starrten aber die Spingarden und schossen nun Kugel nach Kugel auf die Einherjagenden, die diesem stummen Feind nicht zu trotzen vermochten und in panischem Schrecken flohen.

Sein Biograph rühmt Colleoni das gründliche Beherrschen der ganzen Pioniertechnik seiner Zeit nach. Niemand wusste so geschickt wie er alle Waffengattungen zu verwenden, wenige verstanden besser feste Plätze anzugreifen und zu verteidigen. Er liess im gegebenen Fall seine

Reiter absitzen und zu Fuss kämpfen oder hinter den Reitern Armbruster aufsitzen.

Wenn er selbst auch einfach und schmucklos war, liebte er es doch, militärischen Pomp zu entfalten. Man sah in ihm auch im Frieden und in den letzten Ruhejahren in Malpaga bei fürstlichem oder königlichem Besuch den grossen Feldherrn, der ständig ein kleines Heer unterhielt. Im Jahre 1465 befehligte er sechstausend Fussoldaten und zehntausend Reiter, die grösstenteils im Kastell und in seiner Nähe einquartiert waren, im Jahre seines Todes hatte er in seinem persönlichen Dienst sechshundert Reiter.

Als König Christian von Dänemark von seiner römischen Pilgerfahrt heimkehrte, wollte er Italien nicht verlassen, ohne seinen berühmtesten Kriegshelden angesehen zu haben. Colleoni nahm ihn mit allen gebührenden Ehren und höchstem Prunk auf und unterhielt seinen hohen Gast durch Turniere, Jagden, Banketts. Christian war nicht wenig verwundert, „in einem gewissermassen einsamen Gebiet solche Pracht, solchen Glanz, solche Menge der erlesensten Dinge" zu finden. Am meisten Eindruck hatte aber der Empfang auf ihn gemacht.

Um dem König und seinem grossen Gefolge Platz zu schaffen, hatte Colleoni das Kastell geräumt und längs des Wegs in einer Ebene, über die Christian kommen musste, ein regelrechtes Feldlager — es war Sommer — aufgeschlagen mit Pfahlwerk, Gräben, Zelten, Baracken. Als der König nahte, ritt ihm Colleoni auf einem geharnischten grossen Streitross, in voller Rüstung, nur barhaupt, entgegen, gefolgt von zwei Knappen, die ihm Helm und Lanze trugen und bald hinter ihm seine Mannen, sechshundert Reiter mit ihren Obersten und Hauptleuten, eine auserlesene Truppe, prächtig gewappnet, unter wehenden Fahnen und schmetternden Trompeten, gerade als ginge es in die Schlacht.

Wenn sich auch Colleoni nach Malpaga als seinem Alterssitz zurückgezogen hatte, belebte doch sehr oft fürstlicher Besuch das Kastell, Gesandte von fremden Höfen und Republiken, von Venedig kamen zu dem „Wiedererwecker und Wiederhersteller des alten Kriegswesens". Die vornehmsten Jünglinge Italiens schätzten es als Vorzug und Ehre, unter Colleonis Augen im edlen Waffenhand-

werk ausgebildet zu werden. Der alte Feldherr sorgte väterlich für alle; die aber, in denen sich besondere Fähigkeiten, Tapferkeit, Kraft zeigte, beobachtete und förderte er vor den andern.

Seinen Soldaten war er ein guter und gerechter Herr, ihre Trauer bei seinem Tode war aufrichtig und tief, und seine Geschwader, einen andern Führer verschmähend, dienten vierzehn Jahre lang ohne Befehlshaber „unter dem Schutz und Ansehen seines Namens".

Das Coglionese regierte er so klug und liberal, dass Baldassare Zailo erklärt, ein glückseliges Säkulum des goldenen Zeitalters sei unter ihm heraufgezogen. Abgaben und Steuern schränkte er ein, hob er sogar oft auf, milderte die Not, förderte Handel und Gewerbe. Seine innere Regierung konnte als Muster grösseren Staaten vorgehalten werden. Eine Art Minister, oberster Richter zugleich war der ausgezeichnete Comaske Abondio de'Longhi, der, in alle seine Pläne und Geheimnisse eingeweiht, ihn würdig beriet und klug und gerecht vertrat.

Wie Colleoni für sich Einfachheit liebte, nicht durch kostbare Kleider und prächtigen Schmuck seine Person zu heben strebte, war er auch im Essen, Trinken, Schlaf mässig. Er war an Hausmannskost gewöhnt und schlief nie bis zur anbrechenden Sonne. Als Gentile da Lonessa und Jacopo Piccinino ihn bei Isola della Scala zu überrumpeln und festzunehmen gedachten, war er schon auf und liess im Morgengrauen ein Pferd beschlagen. Das rettete ihn damals.

Nach dem Essen liebte er es, eine halbe Stunde von allen möglichen Dingen vergnügt zu plaudern. Er erzählte dann wohl von den grossen Taten, die er in seiner Jugend von berühmten Kriegsmännern hatte vollbringen sehen; auch wohl mit Lachen, dass, als er eines Tages die Mitgift seiner Gattin in barem Gelde erhalten, ihm drei seiner Soldaten sie abgeborgt hätten und dann am selben Tage noch zum Feinde übergegangen wären.

Er wusste nicht nur gut und lebhaft zu erzählen, sondern war auch in seinen Bemerkungen witzig und in seinen Antworten schlagfertig. Einst kam Francesco Sforzas Sekretär, Cecco Simoneta, zu ihm nach Rumano, um mit ihm über seinen Wiedereintritt in den Dienst des Herzogs zu verhandeln.

Colleoni erklärte, frei bleiben zu wollen. Darauf fragte Cecco mit spöttischem Lächeln: „Weisst du, was dann der Sforza wird sagen können? Dass du ein tapferer Mann bist, aber in Bälde von Tausenden von Ducati besiegt bist". — „Und du kannst ihm in meinem Namen antworten, dass er zu noch grösserer Scham und Schande sich nicht von Tausenden, sondern sogar nur von einem Ducato hat besiegen lassen." Damit spielte er auf das Herzogtum Mailand an, gegen das Sforza als Feldhauptmann und Verteidiger Mailands mitten im Krieg die Waffen wandte.

Als ihm hinterbracht ward, dass Galeazzo Sforza geäussert habe, er wundere sich doch sehr, wie Bartolomeo, ein Mann in so vorgerückten Jahren, noch so sehr dem Frauendienst und Liebesgenuss ergeben sei, sagte er spitz: „Ich wundere mich noch mehr darüber, dass ein so junger Mann die Frauen so hasst, dass er nicht einmal seine Mutter hat am Leben dulden können". Eine herbe Anspielung auf den versuchten Muttermord, dessen man den Herzog beschuldigte.

Im Gegensatz zu Gattamelata blieb Colleoni kräftig, frisch und gesund bis ins hohe Alter, gewandt und rüstig wie ein Junger. Als er noch unter Braccio diente, überholte er im schweren Kürass jeden leichtgewaffneten Fusssoldaten im Lauf. War er ungerüstet, so nahm er es darin mit jedem Reiter auf. Noch in seinen letzten Jahren pflegte er allmorgendlich einen Spaziergang von fünf Meilen, nicht immer zur Freude und Erholung der Jünglinge, die ihm manchmal kaum folgen konnten, zu machen.

Er war hoch, gerade gewachsen, von kraftvollem Gliederbau, hatte eine frische, lebhafte Gesichtsfarbe, schwarze lebendige durchdringende Augen, stellte einen Edelmann dar, dessen markante Männlichkeit durch einen grossen Zug von Güte und Klugheit noch sympathischer wurde. Man rühmte aller Orten seine Gastlichkeit, pries ihn als hervorragenden Feldherrn, guten Regenten, und glaubte ihm nur seine Schwäche für die Frauen vorwerfen zu dürfen. „Mehr als erlaubt" sei er ihnen und den Freuden, die sie zu spenden vermögen, ergeben gewesen, sagen sie. Er, der Mann mit „dem sprechenden Wappen"! Coglione, so hiess er — erst später ward daraus Colleoni, und daran

knüpften sich alle möglichen Legenden, um diesen Namen zu erklären —, und was bedeutet das anderes als Hode, und sein Wappen zeigt auch drei männliche Hoden.

Seine Schwäche für die Frauen entschuldigt der Biograph mit einer körperlichen Anlage, die in ihm bis zum Ende frisch und lebendig gewesen sei, vor allem aber mit dem Wunsch, einen Sohn und Erben zu zeugen. Ein Wunsch, der unerfüllt blieb! Seinen Namen erbten die Schwiegersöhne Martinengo, es gibt noch jetzt Martinengo-Colleoni von Brescia und Bergamo.

Stände auch heute nicht mehr Colleonis Denkmal vor der Gruftkirche der Dogen in Venedig, so wäre uns doch noch sein Andenken lebendig. Eine Meile von Bergamo in der gartenähnlich angebauten lombardischen Tiefebene liegt Schloss Malpaga, Colleonis Lieblings- und Alterssitz, im Jahre 1456 von ihm gekauft und in den folgenden ausgebaut; noch jetzt kann man das Alte vom Neuen unterscheiden. Anfangs nicht mehr als ein Kastell, wurde es durch Colleoni zu einer Festungresidenz. An den viereckigen, grabenumzogenen Bau aus Backstein und Kiesel wuchsen im Erdgeschoss neue weite Räume an, die oberen Loggien wurden ausgebaut, am Schloss erhoben sich die Häuser für die Diener, Beamten, Soldaten.

Gemäss seinem Range und Reichtum liess Colleoni Malpaga wie einen fürstlichen Palast schmücken. All der reiche Zierat des Innern, alle Kunstwerke wurden bald nach dem Tode des Condottiere zerstreut, überall aber sieht man noch sein Wappen und die derer, mit denen Colleoni in einem festeren Verhältnis stand. Den Sankt Georg im Hofe hat wohl Bartolomeo gemalt oder der andere Künstler, dessen Namen wir nicht kennen. Der reiche Freskenschmuck hier wird in den sechziger Jahren des fünfzehnten Säkulums entstanden und ausser Romanino diesen beiden Meistern zuzuschreiben sein.

Wichtiger aber als das, was zu Colleonis Zeit entstand, sind Romaninos Werke, die Höhepunkte im Leben Colleonis darstellen. Orsina Martinengo, die Malpaga erbte, berief den schon rühmlichst bekannten Brescianer Meister etwa dreissig Jahre nach dem Tode ihres Vaters für diese Aufgabe, und er hat sich ihrer trefflich entledigt.

Am meisten fesseln die sieben Fresken im Speisesaal,

die an den Besuch des Dänenkönigs Christian erinnern: die Begrüssung des Gastes durch Colleoni, ein Turnier, eine Jagd, beide zu Ehren Christians veranstaltet, die Beschenkung des Bergamasken, der im Ringkampf einen riesenhaften Dänen geworfen, das Festmahl, der Ball, der Abschied des Königs. Im Hof sind die Schlachten an der Sesia, von Borgo Pignolo, von Riccardina und ein Treffen dargestellt, die Verleihung des Kommandostabs durch den Dogen an Colleoni und die des Feldherrnstabs an ihn für den Krieg gegen die Türken durch Paul II.

In diesen Fresken wird uns Colleoni besonders lebendig. Sie zeigen ihn als Heerführer, als Fürsten, als freigebigen Wirt, im Kreise seiner Familie, als Jäger und Ritter; man erkennt ihn sofort an der roten Condottierenmütze. Er ist stets der Mittelpunkt, der Held der Bilder, die als Schilderung des festlichen Lebens der feinen Gesellschaft jener Zeit, als Darstellung ihres Krieg- und Rittertums so wertvoll für die Kulturgeschichte sind.

Wäre auch Malpaga zerstört und verschwunden, wir wüssten doch von Colleoni. In Alt-Bergamo steht seine Kapelle oder vielmehr ein kleiner Ruhmestempel, sich zum Gedächtnis errichtet. Fünf Jahre vor seinem Tode liess er, nachdem er um Erlaubnis ersucht und abschlägigen Bescheid erhalten, ohne weiter zu fragen, die alte damals als Sakristei dienende Taufkapelle von Santa Maria Maggiore durch seine Soldaten niederreissen und von Omodeo den Bau errichten, den wir heute leider nicht mehr so sehen, wie ihn Colleoni wünschte und der Meister ausführte. Der Condottiere sah das Werk nicht vollendet. Dreissig Jahre brauchte es, bis es abgeschlossen war. Es hatte eine schicksalsvolle Geschichte, erlebte Veränderungen, Restaurationen, die uns das Ursprüngliche nicht mehr erkennen lassen. Es ist keine Grabkapelle, an ein Kirchlein erinnert vielleicht nur die Fensterrose. Es ist das Denkmal eines Kriegsmanns, dem das Leben viele Feste gerüstet hatte und der noch in seinem letzten Hause sie froh und hell widerspiegeln lässt.

Nichts erinnert an Tod und Trauer, alles gemahnt an Grösse, Kraft, Leben. Überall Farben und Heiterkeit. Der Mensch überwindet Vergehen und Vergessen. Hoheitsvoll und mächtig blicken von der Fassade Cäsar und

Trajan; der Zeussohn Herkules bekämpft wie ein Held seine Widersacher, daneben wird wie ein Märchen die Schöpfung erzählt. Über der Fensterrose droht ein Gewappneter, durch die Laune irgendeiner Restauration an diesem sonderbaren Platz, aber doch an dieser Stelle charakteristisch.

In der Kapelle selbst Christliches und Heidnisches unbefangen nebeneinander; über römischen Kaisern christliche Tugenden, auf dem unteren Sarkophag des Denkmals Perseus und Herkules, Putten und Wappen rahmen im Fries die Bilder aus der Heilsgeschichte ein, naiver Frohsinn und heiterste Sorglosigkeit in Spiel, Tanz, Erntefest umgaukelt die Kreuztragung, Kreuzigung und Grablegung des Salvators, als wäre das das Natürliche.

Starr und ungelenk sitzt Colleoni im Condottierenpanzer, den Feldherrnstab in der Rechten erhoben, auf dem steifen Ross im Halbrund über dem Sarkophag, das eindrucklose Werk zweier deutschen Künstler, das inmitten der wunderbaren Kleinkunst Omodeos erst recht seine Dürftigkeit verrät.

Wie ganz anders wirkt Medea, des Condottiere Letztgeborene! Dem Sechzigjährigen hatte sie eine Freundin geschenkt. Das schwächliche Kind verblich früh, Omodeo aber hat Gestalt und Gesicht für immer festgehalten. Er hat nicht geschmeichelt oder idealisiert, nur das Leben wiedergegeben: ein schmächtiges, hastig in die Höhe geschossenes Kind, mit eckigen Formen und reizlosen Zügen, das Haar durch Ketten und Bänder geschmückt und gehalten, im schweren Sammetkleid, das wappengestickt in langen geraden Falten herabgesunken ist; die schmalen Hände übereinander, wie im tiefen Schlaf. Die Tochter eines grossen Herrn, wie die Wappen des Denkmals bezeugen, die Löwenkopfimpresa der Königin Johanna, die Lilien der Anjou und die Coglioni ihres eigenen Geschlechts.

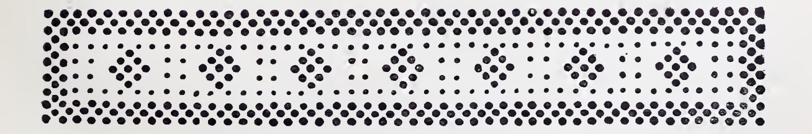
Wie der Venezianer Guidizani ihn medaillierte, als alten Mann, mit spärlichem Haar, faltigem Kinn, eingefallenen Lippen, die untere die obere nicht bedeckend, sehen wir Colleoni in seiner frommen Stiftung zur Ausstattung von Bräuten seiner Familie, Bergamos und seines Gebietes in Alt-Bergamo im ehemaligen Palast Suardi, im „Pio Luogo Colleoni“. Zwei Säle mit Fresken sind noch

erhalten. Es fesseln darunter der Condottiere zu Pferde von einem Unbekannten und sein Porträt von Moroni, nicht nach dem Leben gemalt und doch so lebendig, wie er vor San Giovanni und Paolo steht hoch zu Ross, ein gebietender Feldherr.

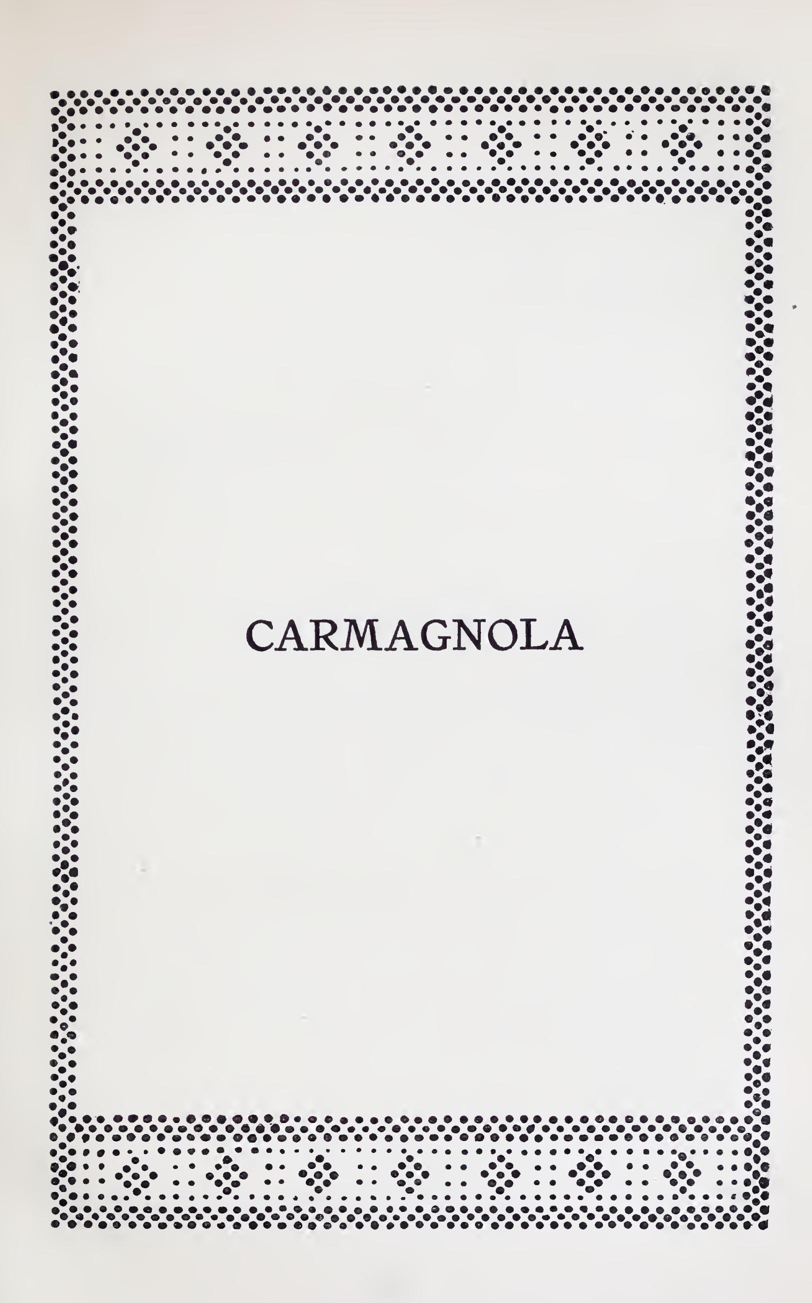
Hätte man seinem Wunsch willfahrt oder seiner „demutsvollen Bitte" vielmehr, so wäre er auf dem Markusplatz verewigt worden. Den aber verweigerte ihm Venedig. Die Republik empfand Colleonis Begehren als Anmassung. So ward Verrocchios und Leopardis Meisterwerk vor der Kirche, in der zweiundzwanzig Dogen ruhen, auf seinen prachtvollen Sockel gestellt. Es ist weltbekannt und trägt seinen Ruhm in sich, es verkündet den seiner Meister so laut wie den seines Helden, ein Denkmal aus Erz und nach dem alten Wort doch dauernder als Erz.

Wer auch nichts von ihm weiss, er fühlt doch: er war ein Mann, selbstherrlich und selbstbewusst, ein Lenker der Massen, wie er sicher und doch so leicht sein Ross führt. Nichts hält ihn auf, vorwärts geht sein Weg, vor ihm fahren unsichtbare Geschütze und säubern seine Strasse, schaffen ihm Raum und Luft. Er sieht nicht um sich, nur gerade aus. Fest und kraftvoll wie seine Mienen ist seine Geberde, die keinen Widerstand duldet: Voran, voran, ich führe euch zum Sieg!









CARMAGNOLA


m Sockel des Turms von San Paolo in Venedig halten zwei Löwen zwischen sich einen Menschenkopf in den Tatzen, eine Erinnerung, sagt die Legende, an Carmagnolas Hinrichtung. In Wahrheit mahnen nur daran die beiden Säulen der Piazzetta, zwischen denen sein Kopf als der eines Verräters fiel, den der Tod treffen musste.
Um niemanden unter den Condottieri so wie um ihn hat die Legende gewuchert und üppige Blüten getrieben. Sein Schicksal hat in höchstem Masse die Nachwelt beschäftigt, während es an seinen Zeitgenossen ohne tieferen Eindruck vorüberging. Wie hat man seine historische Erscheinung umbilden, aus ihm einen Heros machen wollen! Wie oft hat man nicht Venedig seine Verurteilung als Justizmord vorgeworfen!

Wer aber kühl und unparteiisch die Dinge betrachtete und beurteilte, dem mochte die Frage: Hatten die neun roten Kugeln recht? nicht mehr einer langen Überlegung wert dünken.

Wie viele andere Condottieri stieg Carmagnola aus dem Dunkel einer niedrigen Familie ans Licht. Als Fracescon Bussone, Sohn kleiner Bauersleute, ward er zu Carmagnola, einem durch ein Kastell geschützten Marktflecken, Lehen der Markgrafen von Saluzzo, geboren. Wann, weiss man nicht, wahrscheinlich in der ersten Hälfte der achtziger Jahre des vierzehnten Säkulums. Man kennt nicht einmal den Namen der Mutter; der Vater Macomao, der im Jahre 1414 starb, erlebte noch den Ruhm seines Sohnes.

Francesco wäre ein Bauer wie sein Vater geworden, hätte es das Schicksal nicht anders bestimmt. Ein Soldat Facino Canes soll ihn auf dem Acker gesehen und an dem kräftigen, lebhaften Jüngling mit den kühnen Zügen solchen Gefallen gefunden haben, dass er ihn bestimmte, dem Ruf des Kriegsgottes und Kriegsglücks zu folgen. So begann Francesco seine Laufbahn als Rossknecht mit vierzehn, fünfzehn Jahren, als Facino Cane im Solde der Carmagnolesen den Grafen von Savoyen bekämpfte und schlug.

Als Francesco langsam zum Soldaten aufrückte, zeichnete er sich, klug, stark, gewandt, wie er war, bald aus

und wusste auch die Gunst seiner Kameraden durch sein freundliches, einnehmendes Wesen zu gewinnen und zu behaupten. Von höchstem Einfluss aber auf seine weitere Laufbahn war, dass er die Aufmerksamkeit des damaligen Grafen von Pavia, Filippo Maria Visconti, späteren Herzogs von Mailand auf sich zu lenken wusste.

Filippo Maria hätte nach dem Bericht mehrerer Geschichtsschreiber nicht weniger als Freiheit und Leben Francesco zu danken gehabt. Facino Cane wollte sich des im Paveser Kastell weilenden Grafen bemächtigen und hatte dafür bereits die Hilfe des mächtigen Beccaria sich gesichert. Auf einem Spazierritt durch die Stadt sollte Filippo Maria festgenommen und dem Condottiere überantwortet werden. Da warnte Francesco den Grafen, und damit war der Anschlag vereitelt.

Die Legende berichtet, Francesco hätte sich wohl schnell Facino Canes Wohlwollen erworben, doch der Condottiere habe ihn voller Absicht stets in einer untergeordneten Stellung gehalten: „Der hat solch eine Natur, dass er nur etwas die Ehre schmecken darf, um gleich unersättlich zu werden. Nichts ist schlimmer auf der Welt als bäuerliche Anmassung“. Deshalb gab ihm auch Facino nie mehr als zehn Pferde. Nach der Legende auch hätte Francesco die Augen Filippo Marias vor Monza auf sich gelenkt. Da gewahrte der Visconti einen gemeinen Soldaten, der Estore Visconti bis in die feindlichen Haufen folgte und ihn gefangen genommen hätte, wäre sein Pferd kräftig genug gewesen.

Facino Cane wusste Francesco sehr zu schätzen, verwendete ihn bei allen schwierigen Unternehmungen und lohnte ihm seine Dienste in jeder Weise. Nach dem schnellen Tode des Condottiere war Francesco durch seine Stellung im Heer und seine Beliebtheit bei den Truppen eine Macht, mit der man zu rechnen hatte, und Facino soll ihn dem Herzog selbst als Generalkapitän und seinen Nachfolger empfohlen haben. Jedenfalls erfreute sich Francesco in hohem Masse der Gunst und des Vertrauens Filippo Marias; in einem Staatsakt vom 1. Mai 1413 heisst er bereits „der ausgezeichnete und tapfere Francesco Bussone, Carmagnola genannt, unser geliebter Rat und Marschall“, und es steht fest, dass er nach der Übergabe von Monza in kurzer Zeit

alle andern Befehlshaber in der Gunst des Herzogs überflügelte: seine Talente waren grösser als die der andern, dann aber, was ihn bei dem argwöhnischen Visconti empfahl, war er ein homo novus, überdies hatte er Filippo Maria in gefährlicher und trauriger Lage wesentliche Dienste geleistet. Er wurde als Lohn für seine Treue und seine vor allem bei der Einnahme von Mailand und vieler umliegender Gebiete bewiesene Tapferkeit am 11. November 1414 mit Castelnuovo und Caselle belehnt und erhielt das Recht, Wappen und Beinamen der Visconti zu führen.

Bald war er der erste nach dem Herzog, er bekam den Oberbefehl über das Heer, wurde erster Rat Filippo Marias, ward mit einem Mailänder Palast beschenkt, erhielt fürstliche Zuwendungen und durfte die mit reicher Mitgift ausgestattete Antonia Visconti heiraten.

Der Herzog hatte in Carmagnola den Mann gefunden und erkannt, mit dem er seine Politik durchführen konnte, die nichts anderes bezweckte, als das von seinem Vater zusammengebrachte und nach dessen Tode zerfallene Reich in seiner Hand wieder zu vereinigen. Darum band er ihn so streng an sich, gab er ihm Pietro Viscontis Tochter zur Gattin, die Witwe des einstigen Ministers Giangaleazzos, Francesco Barbavara, und richtete die Hochzeit „mit unglaublichem Pomp und zur Freude aller" aus; darum hatte er ihn bei wichtigen Gelegenheiten stets bei sich, so als er bei Cantu mit Kaiser Sigismund zusammentraf. Wie Papst Martin V. auf seinem Wege von Konstanz nach Rom in Mailand einzog, hielt Carmagnola mit Guido Torelli, die beiden bevorzugtesten Günstlinge des Herzogs, die Zügel seines Maultiers.

Während der ersten zehn Jahre der Regierung Filippo Marias ist, wie man treffend gesagt hat, die Geschichte des Herzogtums Mailand nichts anderes als eine Reihe von Eroberungen von Städten und Kastellen durch Waffengewalt, Ergebung, Bestechung und Verrat. Mit der Einnahme Monzas hebt die Eroberung der Lombardei an, mit der Übergabe Brescias ist sie vollendet. Als Carmagnola mit Ruhm bedeckt in Mailand einzog, verliess Pandolfo Malatesta, „in französischem Lied den eigenen Untergang beklagend", Brescia, das er dem Herzog für 34000 Goldgulden überlassen hatte, weil er sich nicht mehr halten konnte.

Des Visconti Herrschsucht war mit den Erfolgen seines Feldherrn gewachsen. Es gelüstete ihn nach dem Besitz Genuas, und die ehemals so stolze Stadt vermochte nicht mehr, seiner Macht sich zu widersetzen, und ergab sich ihm ohne langen Widerstand. Auch daran liess der Herzog sich nicht genügen. Er wollte den Schweizern Bellinzona, das auch einst zu seines Vaters Reich gehörte, entreissen. Angelo della Pergola bemächtigte sich des Val d'Ossola, Carmagnola des Val Leventina und Bellinzonas. Nun brachen die von Uri und Unterwalden auf, ohne auf die andern Kantone zu warten, und drangen bis Bellinzona vor; ihnen folgten die von Zug und Luzern. Allesamt, 4000 Mann, unter dem Befehl des Luzerners Ulrich Welker, lagerten vor der Stadt. Das Mailänder Heer zählte dreimal soviel Fussvolk und sechstausend Reiter. Die Schweizer, auf ihre Tapferkeit vertrauend, waren sorglos, um so mehr als Carmagnola sie in ihrem Glauben bestärkte, dass er mit seinen Reitern in einer Schlacht in den Bergen nichts auszurichten vermöge. Als er sie sich zerstreuen sah, ordnete er schnell seine Truppen in vier Haufen und griff sie in Front und Flanken an. Der tapferste Widerstand begegnete ihm, acht Stunden währte der erbitterte Kampf. Die herzoglichen Reiter mussten absteigen und zu Fuss kämpfen; die Schweizer hieben den Pferden nach den Beinen, manche sollen sogar die Pferde bei den Vorderfüssen gepackt und samt den Reitern niedergerissen haben. Carmagnola liess kein Quartier geben, doch erst als sie all ihre Bagage und zwölfhundert Lastpferde verloren hatten und zwanzig ihrer Tapfersten gefallen waren, zogen sie sich, eine mailändische Reiterfahne ihre ganze Beute, schnell in die Berge zurück, noch weithin verfolgt.

Ohne Zweifel erlagen die Schweizer nur der Übermacht in dieser berühmten Schlacht, um die bald die Legende üppig wucherte; es war aber doch Carmagnola gelungen, die Sieger von Sempach und Näfels zu besiegen. Der Verlust auf beiden Seiten war nicht gross: tausend Mann Fussvolk und vierhundert Reiter waren gefallen. Den Leichnam eines der grössten Schweizer, der mit einer Lanze im Leibe noch weitergekämpft hatte, nahm Carmagnola nach Mailand, um ihn dem Herzog zu zeigen.

Die Schlacht von Bellinzona schliesst würdig Carmagnolas

bedeutendsten Lebensabschnitt. Man mag sagen, dass seine Unternehmungen während dieser Zeit nicht schwierig waren, aber die Schnelligkeit, mit der er sie zu Ende führte, ist erstaunlich und bewundernswert. Nimmer müde war er von Krieg zu Krieg geeilt. In einer fast fieberhaften Tätigkeit hatte er zwanzig Städte erobert, zehn Kleinfürsten und mehr niedergekämpft, zahlreiche Gebiete und Kastelle gewonnen, viele Feinde und darunter solche, die sich immer von neuem erhoben, in ungezählten Kämpfen besiegt.

Jetzt stand er auf der Höhe des Lebens und Ruhms, ein kurzes Verharren auf ihr, dann ein schneller Niedergang und plötzlicher Tod.

In der Friedenspause, die der Schlacht von Bellinzona folgte, ging Carmagnola nach Genua als Statthalter. Da sein Regiment gerecht und kräftig, obwohl streng, war, erwarb er sich die Sympathie der Genuesen: er wünschte sein Gehalt erhöht und forderte Geld zum Bau einer Flotte. Der Herzog rüstete gegen Neapel. Carmagnola meinte den Befehl über die Schiffe zu erhalten, daher seine Agitation und sein Eifer. Genua bewilligte ihm auch 200 000 Genueser Pfund, in kurzer Zeit waren dreizehn Schiffe und ebensoviel Galeeren, ungerechnet die kleinen Fahrzeuge, gerüstet. Seine Soldaten hatte er zu Matrosen ausgebildet. Er erwartete nur den Befehl zum Auslaufen, da kam Torelli als Admiral nach Genua.

Das Verhältnis des Herzogs zu seinem Condottiere war ein anderes geworden. Dass ein Mann wie Carmagnola Feinde und Neider in Fülle hatte, ist naturgemäss, und dass seine Gegner, wenn auch im geheimen, mit allen Mitteln und Kräften gegen ihn arbeiteten, ist selbstverständlich; dass sie schliesslich Erfolg hatten, erklärt sich aus dem fundamentalen Charaktergegensatz Filippo Marias und Carmagnolas.

Der Condottiere war hochmütig, ehrsüchtig, masslos stolz. Der Zorn entriss ihm manch unbedachtes und zu spät bereutes Wort. Starrköpfig von früher Jugend an, ohne Geduld, jäh in der Rede. Wohl nicht böse von Herzen, doch drängte Stolz und Hochmut das Gute in ihm zurück. So tat er manches, was grausam schien, aber nur ein Ausfluss seiner Unüberlegtheit war und nicht in den Folgen erwogen wurde.

Einer solchen Natur gegenüber hatten Feinde ein leichtes

Spiel, zumal bei diesem Visconti, der das Misstrauen, Argwohn, Schwanken in Person war, dem in die Abgeschlossenheit seiner Kastelle gefällige Höflinge allen Klatsch zutrugen, der blind seinen Astrologen glaubte und nach ihren Worten und den Bewegungen der Sterne jede Handlung regelte, der in einer Weihrauchwolke von Schmeichelei und Anbetung lebte und von der widrigen Lobpreisung eines Gasparino Barzizza völlig überzeugt war: „Wer dir naht, meint nicht mehr einen Sterblichen zu sehen, sondern gewissermassen einen vom Himmel selbst uns Gesandten".

Carmagnola kannte seine Feinde genau und erklärte oft, er wisse sehr wohl, dass der Visconti durch die verleumderischen Einflüsterungen einiger Eunuchen gegen ihn aufgehetzt werde; er konnte sich ihrer aber doch nicht erwehren. Sie untergruben langsam aber sicher den Boden seiner Macht.

Schon die Berufung als Gouverneur von Genua soll ihr Werk gewesen sein und nur bezweckt haben, ihn vom Heer und herzoglichen Hof fernzuhalten. Dann sei der Befehl gekommen, dreihundert Reiter, die er noch hielt, zu entlassen; schliesslich hätte ihm der Umstand, dass Torelli und nicht er Admiral wurde, deutlich gezeigt, dass er die Gunst des Herzogs verloren habe.

Carmagnola wusste wohl, wem er das alles zu danken hatte, und schrieb dem Visconti, er möge ihm sein Vertrauen bewahren. Er erhielt keine Antwort, entweder wurden seine Briefe unterschlagen oder sie übten keine Wirkung auf Filippo Maria. Nun bat er um seine Entlassung; auch darauf ward nichts erwidert. Jetzt verliess er plötzlich Genua und kam voller Wut nach Mailand. Der Herzog weilte wie gewöhnlich im Kastell von Abbiategrasso. Carmagnola eilte dorthin, um persönlich seine Sache zu führen, ward aber nicht empfangen.

Seine Feinde hatten sich des Visconti völlig bemächtigt. Sie hatten ihm mit Erfolg vorgestellt, dass Carmagnola allzu mächtig sei und deshalb für ihn eine Gefahr bedeute: er erfreue sich der Liebe des Heeres, der Verehrung des Volks, genösse grossen Ruhms und sei sehr reich; er nähre vielleicht in seinem masslosen Ehrgeiz und seiner unersättlichen Begier Gedanken auf eine Herrschaft wie Facino Cane, strebe,

nun er ihm durch seine Heirat verwandt, nach fürstlichen Ehren. Der Herzog schenkte all dem willig Gehör. Er bedurfte Carmagnolas auch nicht mehr. Er konnte auch ohne ihn siegen, wie er im Feldzuge gegen Neapel und in der Romagna gesehen hatte. Er fürchtete ihn und hasste ihn darum.

Als der Condottiere darauf bestand, den Visconti zu sehen, hiess es, er solle mit Riccio sprechen, der Herzog wäre beschäftigt. Nun brach Carmagnola in masslosem Zorn gegen seine Verleumder los, er warf Filippo Maria seinen Undank und seine Treulosigkeit vor. Die Wachen sollten ihn festnehmen, wagten es aber nicht, hatten sie doch unter ihm gedient. Er rief laut, es werde noch bitter bereuen, wer ihn nicht wenigstens habe anhören wollen, dann eilte er aus dem Schloss, schwang sich auf sein Ross und ritt im Galopp davon. Lampugnano setzte ihm mit einigen Reitern nach, erreichte ihn aber nicht mehr, Carmagnola war schon über den Tessin und bald beim Herzog von Savoyen.

So berichtet die Legende, die nüchterne Betrachtung der Dinge korrigiert sie aber vollständig. Dass Carmagnola nach Genua in eine ehrenvolle Verbannung geschickt ward, ist nach den Dokumenten nicht richtig; die Genuesen hatten ihn dafür vorgeschlagen oder vielleicht ihn dafür erbeten; er hatte als Gouverneur die Militär- und Zivilgewalt, er wurde endlich abberufen, um ein neues wichtiges Unternehmen auszuführen.

In Mailand begann er bald die letzten Vorbereitungen für den Krieg in Apulien zu treffen, da gab der Herzog dies Unternehmen auf, die Truppen wurden entlassen, und Carmagnola sah die günstige Gelegenheit geschwunden, neuen Ruhm zu ernten. Das ging ihm nahe. Dann hatte der Visconti unter glänzenden Bedingungen Francesco Sforza für sich gewonnen, den ihm Torelli, Carmagnolas Nebenbuhler, empfohlen. Leicht erregbar, wie er war, dazu gekränkt, sah er doch andere in höchster Gunst bei seinem Herrn, dessen Ohr er so lange allein gehabt, mochte ihm manch jähes Wort entschlüpfen, das seinen Zorn offenbarte, mochte er vielleicht unbedacht, also unklug handeln. Er bat um seinen Abschied und erhielt ihn. Er hatte wohl nicht geglaubt, dass man ihn sofort gehen lassen würde,

und zog sich voller Rachegedanken auf seine Lehen nach Oltrepò zurück. Seine Feinde bemühten sich eifrig und erfolgreich, Carmagnola beim Herzog völlig zu verdächtigen. Er fühlte sich nicht mehr sicher und flüchtete. Drei Monate später war er in Venedig. Um den Nachstellungen des Visconti zu entgehen, mied er sorgfältig alles mailändische Gebiet und zog verkleidet über Trient, Feltre, Treviso nach der Lagunenstadt, in der er mit gutem Grund die Feindin Filippo Marias sah, wenn sie auch jetzt noch nicht ihr wahres Gesicht zeigte.

Einen Monat nach seiner Ankunft hatte Carmagnola bereits mit Venedig abgeschlossen. Die Republik sicherte sich begreiflicherweise gern die Dienste des berühmten Feldherrn für den in Kürze bevorstehenden Krieg gegen den Visconti. Für den Herzog bedeutete dies Engagement eine Drohung, er kannte die Gesinnung Carmagnolas gegen sich und wusste, dass er über seine Pläne und Absichten unterrichtet war. Für ihn war es das Sicherste, diesen gefährlichen Mitwisser zu beseitigen. Er war ganz unbedenklich in der Wahl des Mittels. Ein Giftmordversuch ward in Treviso gegen Carmagnola unternommen, dessen Nerven durch einen Sturz vom Pferde gelitten hatten. Der Mörder und die Helfershelfer wurden entdeckt, festgenommen und bestraft. Jeder wusste, dass der Visconti der Anstifter war, wenn auch sein Name im Prozess nicht erwähnt wurde. Der Herzog konfiszierte alle Besitzungen Carmagnolas und liess alle seine Verwandten im Auge behalten, sie konnten ihm als wertvolle Geiseln dienen.

Der Krieg war unvermeidlich geworden. Florenz, mehrmals von den mailändischen Feldherrn geschlagen, suchte Schutz im Bunde mit Venedig. Die Republik musste selbst vor der Eroberungslust des Visconti auf der Hut sein und verband sich mit Florenz. Der Liga traten bald Ferrara und Mantua bei. Als Generalkapitän der Bundestruppen erhielt Carmagnola feierlich in San Marco das Banner und den Feldherrnstab.

Der Condottiere richtete zunächst sein Augenmerk auf Brescia, das Oldrado Lampugnano und Jacopino da Costiole unumschränkt im Namen des Visconti regierten. Sie hatten die Freiheit „auf- und abzuhängen ohne Prozess und Schriftwerk“. Es gärte schon lange in der Stadt, die vergebens

bei dem Herzog ihr Recht suchte. Ein Handstreich setzte Pietro Avogadro, der im Einverständnis mit Carmagnola handelte, in den Besitz der Stadt. Die Mailänder mussten sich in die neue Zitadelle und die andern Festungen zurückziehen. Francesco Sforza kam ihnen zu Hilfe. Die Liga ging mit Glück vor. Der Herzog von Savoyen und der Markgraf von Montferrat traten ihr bei. Nach acht Monaten mussten sich alle Brescianer Festungen ergeben. Es blieb dem Visconti nichts anderes übrig, als Frieden zu schliessen. Ein weiterer Kampf hätte mit seinem Ruin geendet. Eine Bedingung verpflichtete ihn, in vierzehn Tagen Carmagnola seine Gattin und seine Töchter zurückzugeben, dazu alle seine im Herzogtum gelegenen beweglichen und unbeweglichen Güter.

Dass der Friede nicht von Bestand sein würde, war niemandem in Italien unklar; doch war man nicht darauf vorbereitet, dass er so kurz sein, dass er gebrochen würde, fast ehe er noch geschlossen war.

Es war Carmagnola gelungen, den Herzog zu demütigen und dadurch auch seine Widersacher bei dem Visconti zu erniedrigen. Sie hatten ihn aus seiner Gunst verdrängt und zu Venedig getrieben. Ihr Werk war also der für ihren Herrn so unglücklich verlaufene Krieg.

Im zweiten Feldzug hatte Filippo Maria mehr Glück, anfangs wenigstens: Pisani verlor Casalmaggiore an ihn, Carmagnola war ihm nicht zu Hilfe gekommen. Der Gegenschlag war aber die völlige Niederlage der mailändischen Flotte auf dem Po. Damit begann Fortuna wieder dem Visconti den Rücken zu kehren. Es glückte wohl noch Piccinino, bei Gottolengo Carmagnola zu überfallen und zu schlagen, doch die folgenden Treffen vor Cremona, bei Pizzighettone blieben unentschieden, und die Schlacht bei Maclodio bedeutete einen völligen Sieg Carmagnolas. Unfern vom Kastell hatte der Condottiere an günstiger Stelle sein Lager aufgeschlagen; von Sümpfen und Gräben umgeben, konnte man nur auf einem Wege zu ihm kommen. Die Mailänder, von dem unerfahrenen Malatesta befehligt, kampierten sechs Kilometer ab auf dem Wege von Pompiano. Carmagnola nutzte das selbstgewählte Schlachtfeld trefflich aus. Er hatte längs dem Hauptweg an mehreren Stellen Faschinen und Bretter wie Flösse in den Sumpf

legen lassen und Soldaten im Hinterhalt versteckt, Tolentino stand mit 2000 Mann bei Trenzano, mit dem Befehl, den Feinden in die Flanke zu fallen, sobald der Kampf begonnen hatte. Auf Carmagnolas Veranlassung forderte einer seiner Soldaten einen gewissen Nardo von einer Sforzakompagnie zum Einzelkampf heraus. Daraus entwickelte sich, da von beiden Seiten sich Scharen ansammelten, die Schlacht. Wie sie entstand, wird verschieden erzählt, doch Carmagnola wusste jedenfalls den Feind an sich zu locken. Es kam alles, wie er vorausgesehen. Die Mailänder wurden auf allen Seiten angegriffen und dachten bald nur noch an Rettung und Flucht. Die Niederlage wäre noch grösser geworden, wenn nicht der Einbruch der Nacht die Verfolgung gehindert hätte. Der Sieg wurde durch Feste, Freudenfeuer, feierliche Prozessionen gefeiert, Carmagnola wurde vom Senat beglückwünscht und erhielt den ehemals Pandolfo Malatesta gehörenden Venetianer Palast und Castenedolo im Gebiet von Brescia samt allen Rechten und voller Gerichtsbarkeit. Carmagnola ruhte nicht auf den Lorbeeren aus, er schritt von Eroberung zu Eroberung. Am Ende des Jahres 1427 war ganz Brescia, ein grosser Teil von Bergamo und ein Teil von Cremona in der Hand der Liga. Drei Monate später war Friede. Die Macht Venedigs war in diesem Kriege erheblich gewachsen, der ihm zwei und eine halbe Million Dukaten gekostet hatte. Die Republik wollte Carmagnola für seine Dienste danken, doch zuerst seine Wünsche erkunden, um sich nach ihnen zu richten.

Auch dieser Friede konnte nicht von Dauer sein. Venedig wünschte seine neuen Besitzungen abzurunden, der Visconti wollte naturgemäss das Verlorene wiedergewinnen. Es war mehr ein Waffenstillstand als ein Friede. Schon lange hatte der Herzog mit seinem einstigen Feldherrn anzuknüpfen versucht. Carmagnola hatte der Republik daraus kein Hehl gemacht. Filippo Maria war ihm in jeder Weise entgegengekommen, hatte den Bann von ihm genommen und ihn in allen Besitz wieder eingesetzt, den Carmagnola innehatte, ehe er geflüchtet war.

Jetzt, in den ersten Tagen des Januar 1429 forderte der Condottiere seinen Abschied; seine Condotta war wohl beinahe abgelaufen. Was ihn dazu bestimmte, können wir

nicht mit Sicherheit sagen. Ins Privatleben wollte er sich doch kaum zurückziehen, vielleicht in den Dienst eines andern treten, doch er hatte nicht über seine Soldherrin zu klagen. Der Krieg konnte ihn nicht locken, Italien war, abgesehen von einem Streit zwischen dem Papst und Bologna, im Frieden.

Der Senat wollte natürlich nicht einen Feldherrn verlieren, der der Republik bisher so tapfer und treu gedient hatte, wollte ihn vor allem nicht an den Visconti verlieren, den ewigen Ränkespinner und Unruhestifter. Carmagnola nutzte die günstige Gelegenheit und stellte für eine neue Condotta seine Forderungen. Der Senat fand sie zu hoch und musste sie ablehnen. Schliesslich machten beide Teile Zugeständnisse, und ein neuer Vertrag ward geschlossen. Das Wichtigste für Carmagnola war, dass er Chiari, Roccafranca und Clusane mit ihren Appartenenzen und Gerichtsbarkeiten als Lehen erhielt.

Die Belehnung wurde mit voller Absicht vom Senat zu einer feierlichen Zeremonie gestaltet. Am dritten Sonntag in der Fastenzeit wurde der Condottiere auf einer auf dem Markusplatz errichteten Tribüne mit grossem Pomp nach der Heiligen-Geist-Messe vom Dogen mit der Grafschaft Chiari belehnt. Dann ward er als weitere Ehrung heim nach S. Stadi mit Schüsseln begleitet, und der Doge, die Signoria und viele Edelleute speisten bei ihm. Die Legende erzählt, dass während der feierlichen Zeremonie auf dem Markusplatz Carmagnola unter der Menge seinen armen, alten, ärmlich gekleideten Vater bemerkte, der mitten im Winter von seinen Bergen gekommen war, um den Triumph seines Sohnes zu sehen. Kaum hatte ihn der Condottiere erblickt, da brach er stürmisch durch das Volk und umarmte ihn unter allgemeiner Rührung. Der Veroneser Adamo Fumano schrieb über diese Szene sogar ein Sonett, das, in lateinischen Versen, unter dem Elogium des Giovio steht. Die Chronisten, die das erzählten, wussten nicht oder wollten nicht wissen, dass Carmagnolas Vater bereits fünfzehn Jahre tot war.

Der Herzog hielt sich, wie man voraussehen konnte, nicht an die Friedensbestimmungen und belästigte die Mitglieder der Liga, vor allem den Markgrafen von Montferrat. Venedig verständigte Carmagnola davon, dass er

das Heer kriegsmässig und marschbereit halten sollte. Der Visconti, doppelzüngig wie immer, erklärte, ihm liege der Friede am Herzen, rüstete dabei aber und intrigierte fortwährend. Er spielte den Unschuldigen, sagte, er wäre gern zur Beilegung aller Missverständnisse und Zwistigkeiten bereit, wollte aber nur Zeit gewinnen. Endlich warf er die Maske ab.

Venedig sagte für einen erfolgreichen Krieg Carmagnola als Lohn eine der Städte samt Gebiet jenseit der Adda zu, die er erobern würde, Mailand ausgenommen. Der Condottiere strebte also nach einer unabhängigen Herrschaft. Vielleicht hatte er sich einmal Hoffnung gemacht, Filippo Marias Erbe zu werden. Jetzt ward dem Sforza vom Visconti seine illegitime Tochter Bianca Maria als Gattin versprochen. Durch die Zusage kettete Venedig seinen Condottiere eng an sich; nur durch die Republik konnte Carmagnola ein Fürstentum gewinnen und nur durch Ruin des Mailänder Herzogs. Es lag bei ihm, die Krone zu gewinnen.

Der Visconti bemühte sich, wie früher schon, bei Carmagnola Gehör zu finden, er wollte ihn gewissermassen als Vermittler gewinnen. Wie es seine Pflicht war, verständigte der Condottiere seine Soldherrin davon, und Venedig ward nicht müde, ihm zu wiederholen, dass Filippo Maria es nur auf Lug und Trug abgesehen habe und dass er jeden Verkehr, jede Verbindung mit dem Herzog vermeiden solle.

Während noch seine Gesandten in Venedig verhandelten, versuchte der Visconti insgeheim des Kastells von Orcinuovi sich zu bemächtigen. Der Anschlag misslang. Mit ihm war aber der Krieg erklärt.

Carmagnola sollte nach Wunsch und Rat des Senats die Adda überschreiten und den Kriegsschauplatz in „das Haupt und Herz“ des Herzogtums verlegen. Der Fluss hatte im Februar niedrigen Wasserstand, mehrere bequeme Furten, und die Truppen des Herzogs waren zerstreut. Ehe sie gesammelt waren, konnten Carmagnolas Scharen bis an die Tore Mailands streifen.

Indes Filippo Maria noch immer Kaiser Sigismund bat, ihm gegen die übermächtige Liga zu helfen, ging diese mit Glück gegen ihn vor. Carmagnola allerdings liess sich in eine Falle locken. Er hatte den Kastellan von Soncino

bestechen wollen, ihm den Platz zu überliefern. Der Kastellan hatte sich gegen eine bestimmte Summe dazu bereit erklärt. Carmagnola kam über den Oglio, sah sich aber unter den Mauern Soncinos von den aus dem Hinterhalt brechenden Scharen Sforzas und Nicolo Tolentinos plötzlich umringt. Nach einem langen erbitterten Kampfe, der ihm über tausend Reiter, mehrere Offiziere und viel Fussvolk kostete, wurde er zur Flucht gezwungen, verfolgt, und erst jenseits des Flusses vermochte er seine Mannschaft zu sammeln.

Carmagnola konnte seine Leichtgläubigkeit beklagen. Die Niederlage wollte aber nicht viel besagen, selbst der Visconti nahm sie nicht als eine besondere Tat hin, und der Senat von Venedig nannte sie mit Recht nur einen gewöhnlichen Kriegszufall. Der Condottiere versuchte später noch einmal Soncino, den Schlüssel zum Weg nach Crema, zu nehmen, doch die Festung war sehr gut durch viele Werke verteidigt, und Sforza schlug den Angriff kräftig ab.

Die Liga wandte bald ihr Augenmerk auf ein wichtiges Objekt. Die von Trevisan kommandierte venezianische Flotte lag unweit von Cremona vor Anker, das Heer bei Spinadesco eine Meile von der Stadt, die zu Wasser und zu Lande angegriffen werden sollte. Bei Pizzighettone standen unter Sforza und Piccinino die Herzoglichen, die Viscontiflotte, von Eustacchio befehligt, lag an der Addamündung. In einem kleinen Treffen verloren die Mailänder fünf Galeonen. Trevisan war nun von seiner Überlegenheit überzeugt. Eustacchio nahm einen Teil des Landheers an Bord, ein andrer ward längs des Po-Ufers oberhalb Cremonas in Hinterhalt gelegt. Im schlimmsten Fall konnte die so geschwächte Armee auf einer Holzbrücke nahe Pizzighettone über die Adda sich zurückziehen. Am Morgen des 22. Juni kam es zur Schlacht. Trevisan fuhr mit vollen Segeln der Viscontiflotte entgegen, er war siegesgewiss und wollte zuerst angreifen. Zwölf Stunden währte die Schlacht, die „grausam, tödlich, nicht zu schildern, hart, sehr gefahrvoll" war. Die Venezianer erlagen der Übermacht; nach tapferm Widerstand flohen sie gleich ihrem Admiral, dem Provveditore Francesco Corro und andern Offizieren. Fünf oder sechs Schiffe nur retteten sich. Achtunddreissig Galeonen und achtundvierzig Barken waren in den Kampf

gezogen. Viele Venezianer wurden gefangen, darunter einige Adelige, achthundert fielen, vierhundert Verwundete starben bald danach im Cremoneser Spital. Die Schiffe und Gefangenen wurden im Triumph nach Pavia gebracht. Unter den letzteren sollen sich auch die dreizehn Sopraccomiti, die Befehlshaber der grössten Schiffe, alles Adlige, die ob ihres Stolzes die dreizehn Scipiones Africani genannt wurden, befunden haben.

Carmagnola hatte das Unheil nicht abgewendet oder abwenden können. Trevisan stand unter ihm, Flotte und Heer sollten gemeinsam vorgehen. Eine Verständigung wenige Stunden vor der Schlacht war zwischen General und Admiral vielleicht nicht mehr möglich. Trevisan hatte einen leichten Sieg am Abend vorher erfochten und wusste, dass die venetianische Flotte der mailändischen überlegen war. Auch Carmagnola war genau über die Stärke der Feinde unterrichtet. Beide wussten allerdings nicht, dass das Landheer des Visconti geschwächt und ein Teil desselben von Eustacchio an Bord genommen war. Trevisan soll, als er die Übermacht sah, Boten über Boten an Carmagnola geschickt haben; der habe ihn darauf einen Visionär genannt, dass er auf den feindlichen Schiffen Giganten sähe, und keine Hilfe gesandt.

Dass der Condottiere in keiner Weise an der Schlacht teilnahm, ist unwahrscheinlich. An gutem Willen wird es ihm nicht gefehlt haben, aber er kam zu spät. Eustacchio hatte die Venezianer Flotte an das rechte Po-Ufer zu treiben gewusst, so dass sie zwischen zwei Feuer geriet, denn nun brachen auch die im Hinterhalt liegenden Truppen hervor. Trevisan war einer so gefährlichen Lage in keiner Weise gewachsen, er hatte sich in seinem Siegesbewusstsein verleiten lassen, der feindlichen Flotte entgegenzusegeln, und meinte des Erfolges ganz sicher zu sein. Eine Chronik berichtet, er wäre auf Befehl Carmagnolas flussaufwärts gesegelt. Trevisan und seine Provveditoren hielten das nicht für ratsam, mussten aber gehorchen. Als der Provveditore Paolo Corro bombardieren hörte und die herzoglichen Galeonen den Fluss herab kommen sah, sagte er zu Carmagnola, er solle Cremona angreifen oder sich an den Ufern des Po zeigen, um der venetianischen Armada, die auf seinen Befehl hinaufgesegelt war, zu Hilfe zu kom-

men . . . Carmagnola geriet in Verwirrung, sagte, er würde wohl Vorsorge treffen, tat aber nichts. Schliesslich konnten die venezianischen Galeeren der Herzoglichen, die zum Beistand herbei eilten, nicht mehr Herr werden und folgten dem Beispiel Trevisans und Corros, die auf einer kleinen Barke geflohen waren. Der Admiral soll geflüchtet sein, um die Kriegskasse, die er bei sich hatte, zu retten. Schuld an dem unglücklichen Ausgang der Schlacht war wohl das schlechte Verhältnis zwischen Admiral und General und der Umstand, dass die Befehle schlecht erteilt oder schlecht ausgeführt wurden.

Carmagnola mochte sein Gewissen nicht rein fühlen, er hielt es für seine Pflicht, in Venedig sich zu rechtfertigen. Der Senat antwortete ihm, man wisse wohl, dass ihn keine Schuld treffe, er werde auch keiner angeklagt. Das war keine leere Phrase. Niemand nahm an, dass etwa Carmagnola im Einverständnis mit dem Visconti gehandelt habe. Die Republik versicherte den Condottiere ihres Vertrauens, ermahnte ihn, nicht den Mut zu verlieren und alles, was in seinen Kräften stände, zu Nutzen und Ehre des Staates zu tun.

Carmagnola wollte gegen Soncino vorgehen, trug aber dann Bedenken, die starke Festung zu belagern. Er entschuldigte sich deshalb beim Senat zum zweitenmal, ohne dass ihm jemand einen Vorwurf gemacht hatte.

Auf den Wunsch seiner Soldherrin sollte Carmagnola den Übergang über die Adda versuchen. Der Condottiere operierte sehr langsam und erklärte endlich, dass er mit dem September die Winterquartiere beziehen werde. Die Republik machte ihm ernsthafte Vorstellungen: abgesehen von der Schande für sie und ihn würden tausend Schäden und Unzuträglichkeiten die Folge sein. Der Visconti hätte dann freie Hand und würde den Markgrafen von Montferrat und Pallavicino unterdrücken; gerade jetzt unternehme man es auch, Genua von der mailändischen Herrschaft zu befreien. Er sollte wenigstens Soncino zu nehmen versuchen. Gesandte der Republik sollten auf den Condottiere einwirken, Venedig schrieb ihm auf einen Brief, in dem er erklärt hatte, es könnten sich im Winter grössere Ereignisse als im Sommer abspielen: es wäre schwer, über die Zukunft zu urteilen; als sie ihn im letzten Win-

ter aufgefordert habe, etwas zu unternehmen, habe er geantwortet, er wolle bis zum Frühling warten — so zögen sich die Dinge vom Winter zum Sommer und vom Sommer zum Winter in die Länge. Der Herzog halte das Feld in Toscana, Montferrat und der Lombardei mit weniger als achttausend Reitern und operiere Winter wie Sommer, er mit seinen zwölftausend Reitern und gleich starkem Fussvolk wolle sich jetzt schon in die Quartiere zurückziehen.

Als Gründe für die so schwer erklärbare Untätigkeit Carmagnolas wird Zwist zwischen ihm und Orsini angegeben, eine Seuche, die unter seinen Pferden wütete, starke Regengüsse, die seine Operationen erschwerten; Tatsache ist auch, dass einige seiner Obersten wie Colleoni, Cavalcabò an seiner Lässigkeit Anstoss nahmen.

So kam es denn, wie man voraussehen konnte: Piccinino schlug die Genueser Verbannten, sicherte dem Visconti Ligurien, brachte dem Markgrafen von Montferrat Niederlage nach Niederlage bei, „zog ihn bis aufs Hemd aus". Die Ungarn drohten mit einem Einfall in Friaul, die Gerüchte von dem Römerzug Sigismunds wurden immer lauter. Carmagnola rührte sich nicht.

Am achten Oktober wurde im Rat von Venedig ein Vorschlag laut, über das Verhalten des Condottiere zu verhandeln. Fünf Tage danach ward beschlossen, die wichtige Frage im Interesse des Staatswohls zu erwägen, „wie wir zu leben haben und nicht in diesen unaufhörlichen Mühen und Ausgaben zu stehen", am kommenden Montag den Rat einzuberufen und die Meinung eines jeden über das Benehmen Carmagnolas einzuholen. Troilo Marcello, Haupt der Vierzig, hielt es in Anbetracht der Umstände nicht für angemessen, jetzt darüber zu handeln und fand damit fast die volle Einmütigkeit des Collegiums.

Auch jetzt kann von einem Verdacht Venedigs auf Carmagnola nicht die Rede sein. Man wollte nur die Dinge gründlich prüfen, klar sehen und sich über das beste und sicherste Mittel einig werden, um die Tatkraft des Condottiere anzuspornen.

Auch hier wie überall hat die Legende gewuchert: Carmagnola soll, während über ihn verhandelt ward — was jetzt in Wahrheit gar nicht geschah — einmal in Venedig geweilt haben, doch kein Senator, obwohl er unter ihnen

viele vertraute Freunde hatte, ihm darüber die leiseste Andeutung gemacht haben. Eines Morgens habe der Doge nach einer die ganze Nacht währenden Ratssitzung, gerade als er den Saal verliess, Carmagnola getroffen und auf einige seiner Fragen geantwortet, kein Name sei in der ganzen Nacht häufiger als der seine genannt worden, und das habe er mit heiterer Miene, im Scherz und doppelsinnig gesagt.

Einige Tage nach den Erwägungen des venezianischen Senats gelang es einem Offizier des Condottiere, Guglielmo Cavalcabò, der wahrscheinlich mit dem Einverständnis Carmagnolas handelte und mit Parteigängern in der Stadt Verhandlungen angeknüpft hatte — sein Vater Ugolino hatte ehedem Cremona besessen — in der Nacht des siebzehnten Oktober, von Colleoni und Moccino da Lugo unterstützt, des Tors und der Festung von S. Lucca sich zu bemächtigen. Ehe noch jemand dazu kam, waren sie auf Leitern über die Mauer gestiegen. Es gelang ihnen, sich die Nacht und beinahe den ganzen nächsten Tag zu halten, doch da sie keinen Beistand erhielten und die Bürgerschaft weniger aus Neigung für den Visconti als „aus Furcht, das Gebiet könnte geplündert und verwüstet werden", sie angriff, mussten sie sich zurückziehen. Auch dieser Versuch, sich Cremonas zu bemächtigen, wird verschieden erzählt, ebenso, weshalb Carmagnola den Seinen nicht zu Hilfe kam oder zu spät kam. Vielleicht geschah das letztere, weil er zu spät kommen wollte. Seit Soncino fürchtete er Hinterhalte und Verrat. Auch ging das Unternehmen nach einigen Chronisten nicht von ihm aus und ward nicht von ihm beraten. Fest steht, dass er nach viermonatlicher Untätigkeit sich eine Gelegenheit entgehen liess, wie sie ihm günstiger nicht geboten werden konnte. Mit diesem Handstreich Cavalcabòs ging das Kriegsjahr 1431 ruhmlos für Carmagnola zu Ende. Ende Mai war er mit einem stattlichen Heer ins Feld gezogen, jetzt nach fünf Monaten ging er ins Winterquartier, ohne eine Schlacht gewagt, eine Festung erobert oder eine Handbreit feindlichen Gebietes gewonnen zu haben.

Ende Oktober fielen die Ungarn in Friaul ein, verwüsteten das Land und wagten sich bis an die Tore von Udine. Venedig schickte ihnen eine Schar von achthundert

Reitern entgegen und befahl Carmagnola, mit zweitausend Reitern und tausend Fussoldaten nach Friaul aufzubrechen, „da die Signoria wünsche, dass diese barbarischen und feindlichen Scharen aus ihren Ländern mit Schaden und Schande so verjagt würden, dass sie nicht mehr zurückzukehren und ihre Untertanen zu belästigen wagten". Die Ungarn warteten aber nicht Carmagnolas Ankunft ab, sondern zogen zeitig mit ihrer Beute ab. Der Condottiere erhielt auf sein Ansuchen die Erlaubnis nach Venedig zu kommen, wo man über die nächsten kriegerischen Operationen beriet. Hätte man ihn im Verdacht des Einverständnisses mit dem Herzog von Mailand gehabt, so würde man ihn jetzt sicher festgenommen haben. Er wurde aber wie sonst mit allen Ehren empfangen, und seine Ansicht ward mit der seinem Amt und seiner Erfahrung gebührenden Rücksicht gehört.

Die Liga erlitt durch den Abfall des Markgrafen von Montferrat und Orlando Pallavicinos insofern beträchtlichen Schaden, als der Visconti nun seine Kräfte konzentrieren konnte. Wie gewöhnlich knüpfte der Herzog Verhandlungen an, ohne dass dadurch der Fortschritt zum Frieden sichtbar geworden wäre. Venedig war vorsichtig genug, auf die Beteuerungen des Mailänders nichts zu geben und nahm seine Anträge als ganz belanglos und nicht ernst gemeint hin. Die Markgrafen von Ferrara und Saluzzo, die mit seinem Einvernehmen mit der Liga verhandelten, kannten sich in ihm nicht aus, wunderten sich über seine Haltung, ärgerten sich darüber, dass sie eine fast komische Figur gegenüber den Bevollmächtigten der andern Staaten bildeten, und ersuchten ihn endlich, deutlich zu erklären, welches seine „letzte und schliessliche Absicht" wäre.

Die Republik von San Marco sah, dass der Krieg weitergeführt werden musste. Am 28. Januar 1432 ward im Rat der Vorschlag laut, den Provveditore Cornaro und die Rettori von Brescia zu beauftragen, Carmagnola zu erklären, Venedig wünsche den Übergang über die Adda als einzige Möglichkeit, den Herzog niederzukämpfen. Um der Welt zu beweisen, dass sie nicht aus Herrschsucht Krieg führe, und ihm ihre besondere Zuneigung zu bekunden, versprach sie ihm Mailand mit seinem ganzen Gebiet bis auf eine halbe Miglie vom rechten Addaufer für ihn und

seine Erben, wenn ihm die Eroberung bis zum Juli gelänge. Er sollte dann auf das ihm zugesagte Pavia und alle Besitzungen, die er im Gebiet von Brescia habe, verzichten, einen ewigen Bund mit der Republik schliessen, ihr zehn Jahre lang 30000 Dukaten zahlen und insofern zu den Kriegskosten beisteuern, als er bis zum Juli ohne Sold diene. Cornaro sollte auch eventuell mit Carmagnola abschliessen, ohne daran die Bedingung des unbesoldeten Kriegsdienstes und der jährlichen Zahlung zu knüpfen. Venedig behielt sich das Recht vor, Frieden mit dem Visconti zu schliessen, verpflichtete sich aber dann, seinem Condottiere alle Auslagen zu ersetzen, ihm Pavia zu geben und seine Brescianer Besitzungen zu lassen.

Dieser Vorschlag ward als der Würde und dem Ansehen der Republik zuwiderlaufend zurückgewiesen. Ob Carmagnola von ihm je erfuhr, weiss man nicht. Dass aber eine derartige Angelegenheit überhaupt zur Sprache kam, beweist, dass Venedig genau über die Wünsche und Ziele seines Generals unterrichtet war. Bestimmte Versprechungen wurden ihm jedenfalls gemacht, und daneben ward ihm wohl noch ein grösserer Lohn in Aussicht gestellt, ohne dass man ihn näher bezeichnete.

Carmagnola erklärte, die beste und eifrige Absicht zu haben, das von seiner Soldherrin so sehr begehrte Unternehmen auszuführen. Dabei blieb es aber, er machte nicht einmal einen Versuch. Dagegen schrieb er, der Visconti hätte ihm neue Botschaft geschickt. Die Republik antwortete ihm, er solle weder jetzt, noch künftig darauf erwidern, es wäre die gewöhnliche Heuchelei und Verstellung des Herzogs.

Indes die Mailänder Fortschritt auf Fortschritt machten, verharrte Carmagnola in seiner Untätigkeit; wie oft er auch versicherte, jetzt werde er etwas unternehmen, es blieb bei Worten. Und sein Heer soll 30000 Mann gezählt haben. Die Kriegskosten hatten alle öffentlichen Einkünfte Venedigs erschöpft, die Republik hatte sogar zu ungewöhnlichen Massregeln greifen müssen, um grössere Summen zu erlangen. Piccinino eroberte wichtige Plätze im Gebiete von Cremona, andre mailändische Condottieri plünderten im Umkreis von Brescia. Der Gonzaga, durch Spione von den Absichten der Feinde unterrichtet, verständigte Car-

magnola, der ihn jedoch nur furchtsam schalt. Der Provveditore von Brescia hatte erfahren, dass ein Teil der Mauer von Soncino gefallen war, und benachrichtigte davon den Condottiere. Eine Eroberung dieser so wichtigen Festung lag damit im Bereich der Möglichkeit. Carmagnola rührte sich nicht; wieder verlor er eine günstige Gelegenheit, den Senat zu befriedigen und dem Feind ein Kastell zu entreissen, dass „sehr schön, reich und durch seine Lage recht wichtig" war. Damit hätte er zugleich auch einen sehnlichen Wunsch seiner Soldherrin erfüllt.

Wieder war Venedig in seinen Hoffnungen und Erwartungen durch ihn enttäuscht. Alle Mittel, seine Tatkraft anzuspornen, waren erschöpft; die Finanzlage der Republik war ebenso schlecht wie ihre Kriegslage; die Gefahr wurde mit jedem Tage für sie grösser.

Die Langmut Venedigs war nun erschöpft. So geduldig es sich bisher gezeigt hatte, so rasch ging es jetzt vor.

Am 27. März 1432 beschäftigte den Rat der Zehn die Frage, was man im Staatsinteresse gegenüber Carmagnola zu unternehmen hätte. Es ward vorgeschlagen, den Rettori von Brescia anzubefehlen, ihn sofort in Haft zu nehmen. Das ward abgelehnt als eine zu plötzliche und gefährliche Massregel. Am Tage darauf aber ersuchte der Rat der Zehn, weil er es für unaufschiebbar erachtete, „mit guter und reifer Überlegung" Vorkehrungen zu treffen, den Senat, eine Vermehrung von zwanzig Räten durch Wahl aus denen vorzunehmen, die im Saal des Rates der Pregadi damals gegenwärtig waren, da man in einer so wichtigen Sache schnell handeln müsse. Eigentlich forderte man ein Giunta von vierzig Edelleuten, man beschränkte sich aber auf zwanzig. Handelte es sich bei dem ersten Vorschlag darum, einen Weg aus der Ungewissheit, die Carmagnolas Verhalten zur Folge hatte, zu finden, so sprach der zweite bereits von einem Vorgehen gegen ihn.

Das Gericht bildete sich schnell, ihm gehörten die Zehn, die zwanzig Gewählten, der Doge und seine Räte an, im ganzen siebenunddreissig Personen.

Die Chronisten erzählen verschieden, weshalb Venedig jetzt gegen seinen Condottiere einschritt: der Gonzaga, von Carmagnola vernachlässigt, hätte sich beim Senat über

ihn beklagt; er hätte nicht versucht, Soncino zu gewinnen; er wäre von Spähern umgeben gewesen, und diese hätten sichere Beweise erhalten, dass er in geheimem Briefwechsel mit dem Herzog gestanden und die Feinde von jeder Bewegung der Venezianer unterrichtet hätte. All das trifft nicht zu, und was man sonst erzählt, gehört völlig ins Reich der Fabel, wie z. B., dass die Provveditori hätten sich an ihm rächen wollen, weil er, aufgebracht über ihre Anwesenheit im Lager, sie stets sein Übelwollen hätte fühlen lassen.

Am 29. März beriet das Gericht, ob man Carmagnola mit Gewalt nach Venedig bringen sollte. Man beschloss, ihn mit List heimzulocken. Dass man sich seiner bemächtigen müsste, war allen klar. Der Sekretär Giovanni de Imperiis sollte mit einem Beglaubigungsschreiben und dem Auftrag nach Brescia gesandt werden, den Grafen im Namen des Senats zu ersuchen, sobald als möglich sich in Venedig einzufinden, wo er auch den Markgrafen von Mantua treffen würde, um über den Krieg zu beraten. Wenn sich Carmagnola entschuldigte, sollte sich de Imperiis mit dem Podestà und Capitano von Brescia und dem Provveditore Francesco de Garzoni insgeheim verständigen, um ihn festzunehmen und zu bewahren; doch alles sollte so ruhig als möglich vor sich gehen und so, dass keine Verwirrung und kein Aufruhr entstünde. Er sollte im oberen Kastell von Brescia gut bewacht werden. Besonders eingeschärft ward ihnen, auf die Stadt wohl acht zu haben. Nach der Verhaftung des Grafen sollte man auch seine Gattin festnehmen, seine ganze Korrespondenz beschlagnahmen, seine Gelder und Güter, ein gutes Inventar von allem aufnehmen und alles achtsam bewahren, bis neue Befehle einträfen. Obwohl das Capitanat von Brescia für Marco Dandolo abgelaufen war, sollte er doch auf seinem Posten bleiben; an Gonzaga erging die Aufforderung, nach Venedig zu kommen.

Am 30. März beschloss man, dass, falls zu Carmagnola unterwegs Gerüchte drängen und er Verdacht schöpfend zu fliehen suchte, de Imperiis allen Rettori und Capitani der Städte, die er passierte, Briefe vorzeigen sollte, nach denen er Anspruch auf jede Hilfe hätte, bei Strafe des Besitzes und Lebens, um Carmagnola zu halten und be-

wachen. Den andern venezianischen Condottieri sollte geschrieben werden, um „unsere Rechte“ bei der Verhaftung des Generals klarzustellen und ihnen tiefstes Schweigen aufzuerlegen. Den Soldaten der Condotta Carmagnolas sollte ein Brief des Dogen erklären, dass man aus gewichtigsten Gründen so gegen den Condottiere habe vorgehen müssen, und sie ermahnen, treu der Republik weiter zu dienen. Ginge Carmagnola freiwillig nach Venedig, so brauchten sie diesen Brief ihnen nicht zu zeigen. Kurz, alle Möglichkeiten wurden erwogen und für alle im voraus die Entscheidung getroffen, handelte es sich doch um „die Ehre und Sicherheit des Staates“. Dass man auch die Eventualität einer Flucht des Condottiere auf dem Wege nach Venedig erwog, beweist, dass die Richter ein Gefühl seiner Schuld hatten.

Der Sekretär wusste Carmagnola zu bestimmen, ihm zu folgen. In der Frühe des sechsten April brach der General von Brescia auf, „die Rettori der Stadt gaben ihm wie zur Ehre das Geleit, bis sie auf die Personen trafen, die die Rettori von Verona schickten, und so ging es von Ort zu Ort“. In allen Städten, die er passierte, Verona, Vicenza, Padua, ward er ehrenvoll aufgenommen, die Behörden gingen ihm entgegen, feierten ihn. In Padua behielt ihn Federico Contarini zur Nacht im eigenen Palast und geleitete ihn am nächsten Tag bis zur Grenze der Lagunen.

Am siebenten April war er in Venedig, acht Edelleute empfingen ihn und führten ihn sofort in den Dogenpalast. Er verabschiedete sein Gefolge. Es ward ihm gesagt, der Doge fühle sich nicht wohl und könne ihn an diesem Tage nicht mehr empfangen.

Nun wollte Carmagnola den Palast verlassen, doch als er in der Halle stand, von der aus es zu den Gefängnissen ging, ward ihm der Weg dorthin gewiesen. Die Kerkermeister führten ihn hinein, ohne dass er Widerstand leistete. Er rief nur aus: „Ich sehe, dass ich ein toter Mann bin.“

Sanuto erzählt, der Condottiere habe drei Tage nicht essen wollen; Lomonaco schildert einen heftigen Auftritt, nach dem Carmagnola ermattet sich den Häschern mit dem Ausruf ergibt: „Ich weiche der Gewalt!“ Andere Chronisten fabeln von den Brunnen, der Seufzerbrücke,

schauerlichem Gefängnis, grausamen Kerkermeistern. Da alles sich insgeheim abspielte, konnte die Phantasie der Zeitgenossen und der Späteren sich in allen möglichen Szenen schrankenlos ergehen.

Von der Verhaftung des Condottiere ward sofort Podestà und Capitano von Brescia verständigt, ebenso die beiden Provveditoren Marco Dandolo und Francesco de Garzoni und die venezianischen Gesandten in Ferrara, die über den Frieden verhandelten. In dem Brief an diese letzteren hiess es, der Senat hätte seit einiger Zeit nicht geringen Verdacht gegen Carmagnola gehegt, als er gesehen, wie die Dinge gingen, doch sich zurückgehalten, „bis wir die Dinge klar sahen", da er nicht an solche Schändlichkeit glauben mochte.

Einen gleichen Brief erhielt der Podestà und Capitano von Treviso, Vicenza, die Oratoren der Republik in Reggio, der Luogotenente von Friaul, die die von ihnen abhängigen Behörden unterrichteten. Im ganzen Lande wurden Prozessionen abgehalten als Dank dafür, dass der Staat dieser Gefahr entronnen war.

Am Tag der Verhaftung des Condottiere befahl man Dandolo, die Soldaten für alle Fälle bereit zu halten, Garzoni, sich nach Chiari, Clusane und Roccafranca zu begeben, um den Treueid der Bewohner entgegenzunehmen und diesen Besitz Carmagnolas für die Republik zurückzufordern. Die Truppen der Condotta des Generals sollten Venedig das Gehorsamgelöbnis ablegen. Abermals ward zur eifrigen Hut Brescias und seines Gebiets aufgefordert. Der Neffe Carmagnolas, sein Erbe, sollte in aller Stille festgesetzt werden. Del Verme sollte man sagen, anders habe man nicht gegen seinen Schwiegervater handeln können: er selbst hätte, wenn er gewusst, was der Regierung bekannt wäre, mit eigenen Händen so gehandelt. Die Rettori von Padua sollten verhindern, dass die Pferde des Generals von seinen Dienern fortgeschafft würden; den von Verona und Bergamo ward höchste Sorgfalt in Bewachung der beiden Städte anempfohlen. Die Signoria von Florenz wurde offiziell von der Verhaftung des Generals verständigt.

Am 9. April begann der Prozess gegen ihn. Wenn das Kolleg gewöhnlich nur ein Haupt des Rats, einen Inquisi-

tor, einen Avogadore und einen herzoglichen Rat zählte, so beschloss man jetzt es zu verdoppeln. Es durfte auch Beschlüsse fassen, falls ein Mitglied fehlte, wenn der Beschluss nur die meisten Stimmen hatte. Am 11. April erhielt das Colleg Vollmacht, zu prüfen und foltern Carmagnola und seinen Kanzler Giovanni de Moris, festzunehmen und zu halten, verhören und foltern jedweden, der schuldig schien, irgendwie und mit wem auch immer gegen die Ehre und Sicherheit des Staates operiert und gehandelt zu haben, und alle Massnahmen zu treffen, die nötig wären, Wahrheit und Licht in die Dinge zu bringen, die man gegen den Condottiere vorbrächte. Das Kolleg hatte auch Sorge für die Bewachung und den Unterhalt Carmagnolas zu tragen.

Ausser seinem Kanzler, der vielleicht mit ihm nach Venedig gekommen war, hatte man in Brescia, wo sie sich aufhielten, die Gräfin, eine Frau, „die Schöne" genannt, die im Hause viel verkehrte, Pietro de Carmagnola, Barberio und andere festgenommen, gut bewacht nach Verona gebracht, von wo sie am Morgen des elften April an dem Ponte delle Navi eingeschifft und auf der Etsch nach Venedig transportiert wurden. Einen Monat vorher hatte die Gräfin in Begleitung von Edelleuten, die am See ihre Besitzungen hatten, eine heitere Fahrt von Salò nach Lazise unternommen, deren Kosten Salò bestreiten musste. Jetzt fuhr sie einem ungewissen Schicksal entgegen. Nach der Lagunenstadt kamen auch alle Briefe und Schriftwerke, die, beschlagnahmt, für den Prozess wichtig waren. Bis zur Charwoche ward ohne Unterbrechung verhandelt. Am 11. April abends sollte Carmagnola gefoltert werden; man wollte ihn am Strick bei den Armen in die Höhe ziehen, doch nahm man davon Abstand, weil er an einem Arm verwundet war. Man legte ihm Feuer an die Füsse. Darauf gestand er „sofort". Seine Aussagen wurden protokolliert und ihm vorgelesen.

Nach Ostern am 23. April ward der Prozess wieder aufgenommen. Um die verlorene Zeit wieder zu gewinnen und zu Ende zu kommen, sollte das Kolleg Tag und Nacht versammelt sein, bis es das Resultat dem Rat mitteilen könnte. Die Briefe und Schriftwerke wurden geprüft, die Aussagen der Zeugen angehört, Carmagnolas Geständnis

verlesen. Es wurden kompromittierende Briefe mit Namen oder Siegel des Condottiere gefunden und gegen ihn verwertet. Die Gräfin, die „Schöne", die Diener, der Capitano Moccino da Lugo wurden als Zeugen vernommen. Die Aussagen kennen wir nicht. Am 5. Mai überantwortete das Kolleg dem Rat das gesamte Material mit seinen eigenen Schlüssen. Nach dem Brauch wurden alle Ergebnisse sorgfältig geprüft, dann schlugen „wegen dessen, was gesagt und verlesen würde" die drei Häupter der Zehn vor, gegen den Grafen Francesco, genannt Carmagnola, „einst" Generalkapitän des venezianischen Heers, vorzugehen, weil er, wie aus den im Rat verlesenen Zeugnissen und Schriftwerken klärlich erhelle, zum Schaden und Nachteil des Staates und gegen die Ehre und Sicherheit desselben gehandelt habe.

Der Vorschlag ward mit 26 Stimmen gegen eine angenommen; neun rote Kugeln verlangten noch grössere Klarheit und kräftigere Beweise. Danach ward das Urteil verlesen, nach dem der Graf Francesco Carmagnola als öffentlicher Staatsverräter am selben Tage „nach der Nona zur gewohnten Stunde" mit einem Knebel im Mund und rücklings gebundenen Händen zwischen den zwei Säulen auf dem Markusplatz „an der gewöhnlichen Gerichtsstätte" enthauptet werden sollte.

Der Doge und die drei Räte, Luca Mocenigo, Francesco Barbarigo und Daniele Vitturi schlugen statt der Todesstrafe lebenslänglichen schweren Kerker vor; doch hatten sie nur acht Stimmen für sich, neun waren zweifelhaft. Für den Tod stimmten neunzehn. Von den sechsunddreissig Mitgliedern des Gerichts hielten ihn also siebenundzwanzig für schuldig.

Das Urteil setzte zugleich für die Gräfin als Lebensunterhalt die Zinsen von 10000 Dukaten fest, unter der Bedingung, dass sie in Treviso wohne. Verlasse sie die Stadt, so gehe sie dessen verlustig. Jede der beiden unverheirateten Töchter des Condottiere sollte als Mitgift 5000 Golddukaten erhalten, bis dahin sollten die Zinsen zu Lebensunterhalt und Kleidung für sie dienen. Sie mussten aber im Gebiet der Republik wohnen und durften sich nur mit Erlaubnis des Rats der Zehn verheiraten. Wenn sie jungfräulich stürben, durften sie über 1000 Dukaten

testamentarisch verfügen. Für eine dritte Tochter, damals Sigismondo Malatesta verlobt, galt dasselbe, falls die Ehe — wie es später auch der Fall war — nicht geschlossen würde. Alles übrige Vermögen verfiel Venedig.

Das Urteil wurde gleich von drei Mitgliedern des Kollegs dem Verurteilten verkündet und vor der Vesper vollzogen. Carmagnola „mit scharlachenen Strümpfen, einem Sammetbarett à la carmagnola, einem karmoisinfarbenen Wamms und einem Scharlachrock mit Ärmeln“ angetan, ward mit dem Kreuz der Kongregation von S. Maria Formosa zur Richtstätte geleitet und mit drei Schlägen enthauptet. Die Leiche wurde von vierundzwanzig Fackelträgern nach S. Francesco della Vigna gebracht; doch ehe der Condottiere begraben wurde, kam Frate Jacomo Dolfin, dem Carmagnola im Gefängnis gebeichtet hatte, und sagte, er habe in Cha grande, in S. Maria Gloriosa dei Frari bestattet werden wollen. Der Tote ward also sofort dorthin getragen und beim ersten Gang begraben, „arente el muro della gexia, in terra sotto al portego“. Das steht durch ein Dokument vom 14. Mai 1432 fest, in dem die Zehn den Brüdern von S. Francesco domus maioris, wo Carmagnola beerdigt ward, eine Pala d'altare zusprechen, die der Condottiere hatte machen lassen, und die Kleider, die er bei der Hinrichtung trug und die eigentlich dem Capitaneo carceris, dem Oberkerkermeister, zustanden, der dafür mit 10 Dukaten entschädigt wurde. Die Brüder von S. Francesco della Vigna erhielten drei Jahre später die Standarte des Condottiere, die aus Zandeltaffet geschnitten war und ehedem sein Bild trug.

Die Leiche Carmagnolas blieb nicht in Venedig. Sie ward, vielleicht auf Ersuchen der Witwe und mit Einwilligung der Regierung, nach Mailand in die Kirche San Francesco gebracht, wo der Condottiere im Jahre 1431 in der Kapelle der Empfängnis für sich und seine Familie eine Ruhestätte hatte herrichten lassen und dreissig Gulden für eine täglich zu lesende Messe ausgesetzt. San Francesco ward aber 1798 geschlossen, fünf Jahre später zerstört und die Gebeine des Condottiere und seiner Gattin zerstreut. Das Epitaph lautete:

„Wenn du, ein Kriegsfürst und Leiter der Schlachten, waffengewaltiger Franciscus, schliesslich ein unheilvoll Schicksal erlitten hast, so freue dich doch deiner ver-

gangenen Taten: Was das Geschick befiehlt, muss man tragen. Grabschrift des unbesiegten Herrn der Schlachten, des Grafen Franz Carmagnola Visconti, der in Venedig am 5. Mai 1432 starb."

In einem Winkel des Hofes der Ambrosiana ist noch ein Leichenstein:

„Dies ist das Grabmal von Madonna Domina Antonia Visconti, der Gemahlin des vorgenannten Herrn Grafen."

Die Gräfin erhielt am 7. Mai von einem Haupt der Zehn und einem Avogadore die Kunde von dem Tode ihres Gatten und zugleich von der Stelle des Urteils, die sie und ihre Töchter betraf. Sie sollte genaue Auskunft geben über das Barvermögen Carmagnolas, überhaupt über den Besitz, dafür wurden ihr „trotz ihrer Vergehen" bessere Bedingungen zugesagt. Sie war danach also auch schuldig befunden worden, doch man wollte sie schonen. Sie weilte auf Wunsch der Regierung noch einige Zeit in Venedig und zog sich in ein Kloster zurück. Am 27. August 1433 durfte sie die Stadt verlassen und nach ihrer Wahl in Treviso, Vicenza oder Padua ihren Wohnsitz nehmen. Alle andern Inhaftierten wurden als unschuldig in Freiheit gesetzt.

Die Gräfin floh nach kaum dreiviertel Jahren vom venezianischen Gebiete mit ihren Töchtern nach Mailand, wo der Visconti sie mit allen Ehren empfing und in freigebigster Weise für sie sorgte. In ihrem Palast „Broletto nuovo" starb sie in vorgerückten Jahren, nachdem sie die letzten Jahre in schwermütiger Resignation verbracht hatte. Ihre Töchter wurden durch die Gnade des Herzogs sehr gut verheiratet. Das Geschlecht der Carmagnola-Bussoni erlosch im Mannesstamm bereits sechzig Jahre nach dem Tode des Condottiere mit seinem Neffen Matteo. In Venedig erinnern noch heute im Dogenpalast einige Werke an die Ruhmestaten Carmagnolas: im Saale des grossen Rats malte Bassano die in die Schlacht von Maclodio von dem Condottiere geführten Venezianer, im Vorzimmer der drei Staatsinquisitoren Aliense die Einnahme Brescias und Bergamos.

Seine Grosstaten sind aber über seinem Verrat und tragischen Ende völlig vergessen. Cola Montano, den man im Jahre 1482 an den Fenstern des Florentiner Bargello aufhängte, gibt in seiner „Beichte" vom 13. März 1481 ein Zwiegespräch zwischen ihm und dem Nepoten Sixtus IV.,

Girolamo Riario, wieder. Dieser erklärte auf eine Bemerkung des ersteren, die Venezianer hätten nie Verrat geübt. „Was taten sie dann dem Carmagnola?" fragte Montano. „Der Carmagnola hatte sie betrogen und zahlte nach Verdienst die Strafe dafür", entgegnete Riario. Celestino erzählt, man habe Carmagnola mit einem Knebel im Munde zur Richtstätte geführt, nicht etwa um zu hindern, dass er noch zum Volk spreche, sondern um ihn einen Schimpf anzutun und eine „spöttische Züchtigung seiner treulosen Zunge".

Man war und blieb in Venedig von seiner Schuld überzeugt.

Diese Schuld bestand aber nicht in den Tatsachen, die man gewöhnlich dafür angab: dass er nach der Schlacht von Maclodio die Gefangenen freiliess; dass es ihm nicht glückte, Soncino zu nehmen; dass er die Niederlage der venezianischen Flotte auf dem Po mit verschuldete; dass er Cavalcabò, Colleoni nicht bei ihrem Handstreich auf Cremona zu Hilfe kam; dass er sich im zweiten Feldzug gegen den Visconti lau und lässig zeigte. Ganz absurd sind Meinungen, wie die, dass Venedig sich in den Besitz seiner grossen Güter setzen wollte und ihm deshalb den Prozess machte; wie die, dass es seine Macht fürchtete, und ähnliche durch keinen Beweis und keine Tatsache bekräftigten.

Als Torelli bei Delebio die Venezianer schlug, fiel auch unter den Gefangenen Giorgio Cornaro in seine Hände. Wie Frieden geschlossen ward, sollten die Gefangenen ausgewechselt werden. Der Visconti behielt Cornaro, der in den Öfen von Monza eingekerkert war. Es verbreitete sich das Gerücht, dass der Venezianer gestorben sei. Der Herzog veranstaltete ein Begräbnis. Der Senat erhielt auf zweimalige Anfrage die Nachricht, Cornaro wäre gestorben und bestattet. Er lebte aber und konnte endlich seinem Sohn Andrea Kunde zukommen lassen. Nun verwandte sich der Senat sehr energisch für seine Freilassung. Im September 1439 konnte Cornaro heimkehren. Drei Monate später aber starb er schon. Der Herzog behielt ihn zurück, so sagte Cornaro selbst, um zu sehen, wer Carmagnola des Einverständnisses mit ihm angeklagt hätte. Der Venezianer gab stets zur Antwort, er wisse nicht, dass irgendwer diese Anklage erhoben hätte. Er ward sogar gefoltert. Er er-

widerte, niemand hätte den Condottiere angeklagt; wäre selbst sein eigener Sohn der Ankläger gewesen, so würde er es gestehen, um nicht mehr die Folter zu erleiden. Venedig habe Verdacht geschöpft, weil Carmagnola wenig Erfolge errungen und nicht den Angriff auf Soncino gewagt hätte. Das sei die Wahrheit, anderes wisse er nicht. Er bäte, ihn beichten und kommunizieren zu lassen, da er sich dem Tode nahe fühle, „damit unser Herrgott Mitleid mit dieser armen Seele habe".

Welch ein Interesse hatte der Visconti daran, den oder die Ankläger Carmagnolas zu kennen? Wollte er sich und den Condottiere an ihnen rächen? Warum? Bestand ein Einvernehmen zwischen ihm und Carmagnola? War vielleicht ihr gemeinsamer Anschlag gegen Venedig kurz vor der Ausführung zunichte geworden?

Im Prozess ist von „schlechter Absicht", „schuldigen Handlungen" die Rede, von Beweisen, die, wo anfangs Zweifel herrschte, „völlige Gewissheit" brachten. Das Ziel sei gewesen, „den Staat zu stürzen", deshalb habe man heuchlerisch „mit grossen Künsten" die Dinge in die Länge gezogen, um so „allmählich" die Absicht zu verwirklichen. „Er hatte sogar mit ihnen (den Feinden) ein Einverständnis."

Zeitgenössische Schriftsteller wie Bossio, der Bergamasker Chronist, Morelli, San Antonino und andere sprechen von Verrat. Carmagnola wollte Brescia dem Visconti überliefern, das scheint mit ziemlicher Sicherheit festzustehen. Die Bemerkung Bossios: „Am fünften Mai wollte der Graf Crimignola Briscia dem Grafen und Herzog geben", wird durch das Verhalten des venetianischen Senats bestätigt und bekräftigt. Den Rettori von Brescia, dem Provveditore Francesco de Garzoni wird aufs angelegentlichste die Hut der Stadt und der zu ihr gehörenden festen Plätze anbefohlen; Orsini erhält strikte Order, Orcinuovi nicht zu verlassen; Marco Longo soll gute Wacht halten; der Capitano von Brescia, Marco Dandolo, bleibt auf seinem Posten, obwohl seine Zeit abgelaufen ist.

Die Sorge des Senats gilt nicht Cremona oder Bergamo, sondern Brescia, der wichtigsten unter den letzten Eroberungen Venedigs, das mit seinen festen Plätzen Palazzolo, Montechiari, Orcinuovi strategisch den Schlüssel zur öst-

lichen Lombardei bildete. War Brescia verloren, so konnte man Bergamo kaum mehr verteidigen, liess sich Cremona nicht lange halten. In Brescia gab es eine Viscontipartei, hatte Carmagnola viele Anhänger. Wie der Condottiere einst im Jahre 1426 die Stadt dem Herzog genommen hatte, so konnte es ihm auch nicht schwer fallen, sie ihm wieder zu geben.

Niemand kann wissen, wann die ersten Fäden des Einverständnisses zwischen Filippo Maria und Carmagnola gesponnen wurden. Alles geschah naturgemäss in grösster Heimlichkeit, doch nicht so heimlich, dass nicht einer Verdacht schöpfte; zu viel Augen beobachteten den Condottiere. Der aber wähnte seinen Plan vor jedem verborgen, sonst wäre er nicht nach Venedig gegangen, als der Sekretär de Imperiis zu ihm kam. Die Republik wollte seine Schuld erkunden, beseitigen hätte sie ihn durch Dolch oder Gift viel bequemer lassen können. Man machte ihm einen regelrechten Prozess, ohne Voreingenommenheit und Willkür, und sprach ihm das Urteil. Seine Vollstreckung hatte keine Folgen: an seinen Soldaten ging sie ohne weiteren Eindruck vorbei; sein Schwiegersohn, Luigi del Verme, der im Dienst der Republik stand, blieb bei ihr. Kein Tumult entstand, kein Protest ward laut. Wir wissen nicht, dass die Witwe, die Töchter Klage gegen Venedig erhoben.

Die Späteren fälschten den historischen Carmagnola. Ihnen ist er ein Opfer der Republik von S. Marco gewesen. Manzoni bildete sich eine Idealfigur und nahm aus der Geschichte, was er an Stoff dafür brauchen konnte. Eine Staatsaktion ist aber noch kein Drama.

Was den Condottiere zum Verrat trieb, lässt sich ahnen. Er strebte nach einer Herrschaft. Er war mit dem Visconti verwandt, trug Beinamen und Wappen des Geschlechts, er stand ihm, der keine männlichen Erben hatte, aller Wahrscheinlichkeit auch keine mehr zeugte, sehr nahe. Der Herzog war kränklich, seine illegitime Tochter war erst acht Jahr alt und ward Francesco Sforza erst am 23. Februar 1432 feierlich zur Ehe zugesagt. Doch ehe diese vollzogen ward, konnte noch viel geschehen. Ob sie überhaupt zustande kam, konnte bei dem Charakter Filippo Marias niemand voraussagen. Die Feinde Carmagnolas waren tot oder in

Ungnade, die andern herzoglichen Condottieri konnten sich mit ihm nicht messen, dem der Visconti die Wiedereroberung seines Staates dankte, der ihm dann so grosse Verluste zugefügt hatte. Eine Versöhnung zwischen Filippo Maria und Carmagnola war in keiner Weise ausgeschlossen. Der Herzog wollte ihn, so scheint es, wieder für sich gewinnen. Carmagnola schmeichelte sich, den Visconti dereinst beerben zu können. Vielleicht stellte ihm der Herzog vorläufig die Herrschaft über Brescia in Aussicht. All das war ein Grund für den Condottiere, dem Gedanken eines Übergangs zu seinem alten Herrn näher zu treten. Er strebte nach einer Krone und meinte sie leichter durch den Visconti als durch Venedig gewinnen zu können.

Wer weiss, ob ihm, wäre sein Verrat nicht entdeckt worden, nicht geglückt wäre, was durchaus im Reiche der Möglichkeiten lag!

Unter seinen Zeitgenossen gab es nicht wenige, die seine Grösse deutlich erkannten und schilderten. In einem Briefe vom 16. Juni 1452 an Gentile de Leonessa nennt der bedeutende Schriftsteller und Kriegsmann Francesco Barbaro Carmagnolas Namen unter denen der berühmten, alten und zeitgenössischen Heerführer. Und die Chronik Savina sagt von ihm: „Als Feldherr im Kriege erfahren hat er nicht seinesgleichen in diesen Zeiten in ganz Italien an Kühnheit und Manneszucht.“ Als am 15. Juli 1415 Gabrino Fondulo seinem Bundesgenossen Pandolfo Malatesta seine Furcht über die wachsende Macht des Visconti ausdrückte, sprach er auch „von jenem kühnen Abenteurer, dem man nicht den Ruhm der Tapferkeit versagen kann, von jenem Bosone, den er den Carmagnola nennt und dessen Hand man bei den wichtigsten Unternehmungen spürt. — Du musst wissen, wie viel er vermag, lag er doch im vergangenen Jahr gegen dich im Felde. Scheint er dir nicht auch nach jener Grösse zu streben, die vor kurzem sein Landsmann Facino Cane erreichte?“

Wenn Carlo Malatesta vor der Schlacht von Maclodio, um die Seinen anzufeuern, Carmagnola einen schmutzigen Bauern nannte, den nur die Gnade des Herzogs zum Grafen gemacht, so will das nichts besagen. Es gehörte zur Überlieferung, dass der General der Feinde herabgesetzt und lächerlich gemacht wurde. Man hörte das gern an, nahm

es aber nie wörtlich, wenn auch in diesem besonderen Falle die Wahrheit nicht zu verkennen war; der Malatesta wollte sagen, dass Bauer Bauer bleibt und die Wohltat des Visconti an einen Unwürdigen verschwendet war, „wer dem Esel den Kopf wäscht, vertut die Seife".

Das Äussere des Condottiere erinnerte unverkennbar an seine bäuerliche Herkunft: grobe Züge, kupferne Gesichtsfarbe; recht kräftig, ebenmässig gebaut, vierschrötig; braune Augen und Haare, bartlos nach Mode der Zeit; ungelenk und plump in der Sprache; er sah zugleich stolz und verächtlich drein.

Er liebte einfache Lebensweise, war mässig, enthaltsam: drei Tage konnte er sich der Speisen und Getränke enthalten. Doch repräsentierte er gern und entfaltete, galt es das Hervorheben seiner Person, grossen Prunk. Genüssen jeder Art war er abhold, die Liebe hat, wie es scheint, in seinem Leben keine Rolle gespielt. Als er Weib und Töchter besass, verliess er selten das Haus. Er hatte ein starkes Familiengefühl und sorgte für seine Verwandten in wahrhaft väterlicher Weise. Seinen Freunden war er ein treuer, beständiger Freund, er förderte sie und nahm sie, waren sie gekränkt und angegriffen, in seinen starken Schutz. Er, der Zeit seines Lebens so unwissend war, dass er nicht einmal die Buchstaben kannte, verwaltete seine grossen Einkünfte als trefflicher Wirt; dabei zeigte er sich seinen Schuldnern und Pächtern gegenüber billig und entgegenkommend: er trieb den Zins nicht rücksichtslos und hart ein.

Von ihm wie von fast allen Condottieri erzählt man Grausamkeiten, die sich aber stets selten kontrollieren lassen. So soll er als Entgelt für die Venezianern zugefügten Leiden gefangenen Ungarn die Hände haben abschneiden und die Augen ausstechen und zur Strafe einmal einen Schmied beschlagen lassen, der ein Schlachtross ohne Hufeisen gelassen hatte.

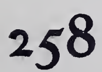
Dass er eiserne Mannszucht hielt, rühmen alle Chronisten. Er duldete unter seinen Soldaten keine Händelsucher, Spieler, Müssiggänger; die Fresser und Säufer waren ihm ein Greuel. Ordnung und Gehorsam kehrte durch ihn im Lager ein. Exzesse wurden aufs strengste bestraft. „Niemand war so gross", schreibt Accolti, „der, geschweige seinen Befehlen, nicht einmal seinen Winken aufs eifrigste gehorcht hätte." In eroberten Städten durfte seine Soldateska nicht

nach Willkür plündern, brennen und verwüsten. Wenn etwa sonst sich die Soldaten herausgenommen, die Bürger nach Belieben zu behandeln, und einen kleinen Raub für nichts geachtet hatten, so hörte das bei ihm völlig auf. „Man konnte sicher in seinen Lagern gehen, mitten unter den bewaffneten Scharen, als ginge man in einer Stadt.“ Trotz seiner Strenge war er aber bei seinen Soldaten beliebt. Sie betrachteten ihn mit wahrer Verehrung, und er konnte von ihnen alles verlangen.

Man verglich ihn mit Marius, Xantippus, Miltiades, Themistokles. Die Schmeichelei konnte sich bei ihm, wie bei allen andern Condottieri, nicht genug tun. Bracelli nennt ihn so ausgezeichnet in der Kriegskunst, dass man ihn als Schiedsrichter der Schlachten anrufen könnte und der Glaube gerechtfertigt wäre, dass ihm auf allen Wegen das Glück folge.

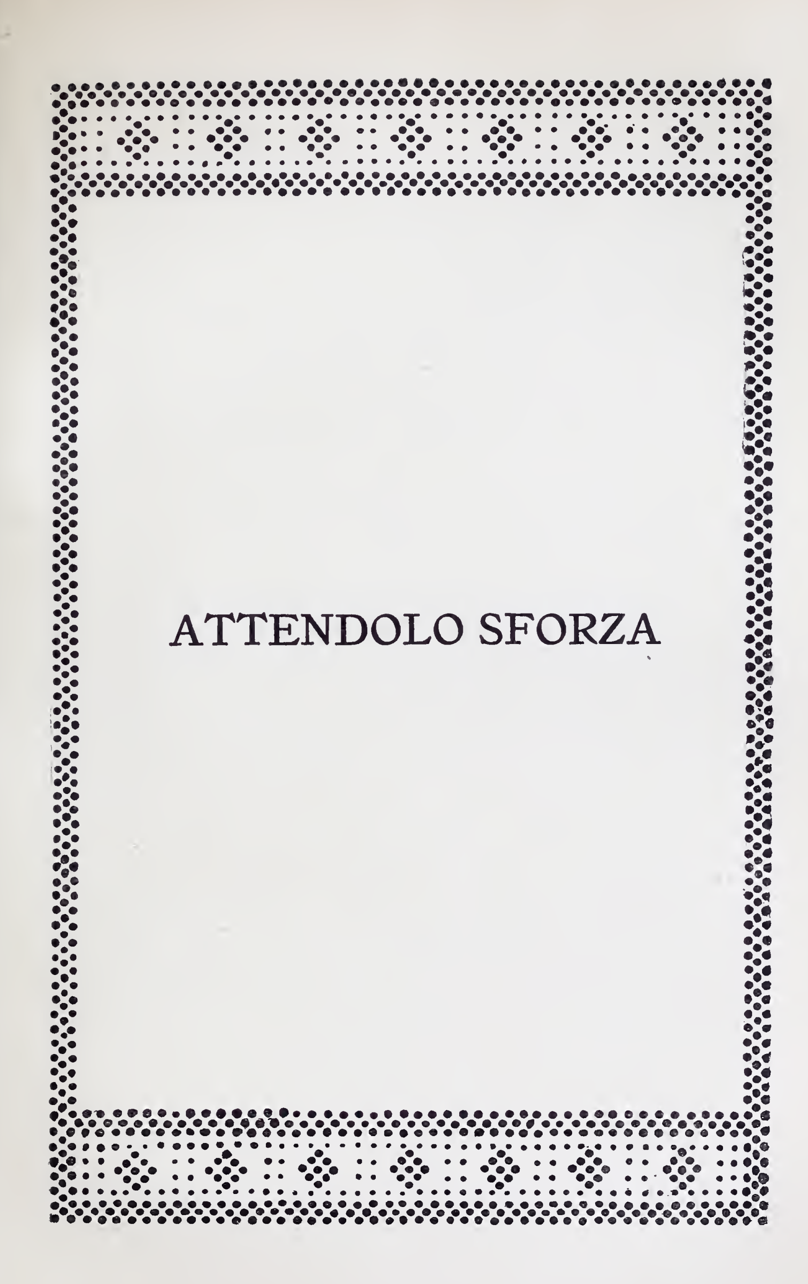
Seine persönliche Tapferkeit steht ausser jeder Frage. Er war aber nicht nur ein tapferer und tüchtiger Soldat, sondern auch ein bedeutender Feldherr. Er entschloss sich schnell und führte ebenso rasch seine Unternehmungen aus; durch die Schnelligkeit seiner Operationen war er ebenso berühmt wie durch seine Belagerungskunst. Er wusste sich sogleich in eine neue, von andern Verhältnissen hervorgerufene Lage zu finden. In seinen Anfängen operierte er gern mit kleinen Geschwadern von wohlgeübten und gut bewaffneten Reitern; dann vereinigte er das System Braccios und Attendolo Sforzas, er vermehrte die Offiziere, wodurch die Evolutionen schneller und leichter wurden, und kämpfte mit grossen Massen. Seit er von Piccinino bei Gottolengo überfallen wurde, umgab stets eine von Bogenschützen bewachte Wagenburg sein Lager.

Carmagnola ist nicht der einzige unter den Condottieri, der ein gewaltsames Ende fand, aber er ist der grösste unter ihnen. Sein Schicksal interessierte immer wieder die Nachwelt; die Künste mühten sich, es nach ihren Ausdrucksmöglichkeiten zu erschöpfen, keiner gelang es bisher. Wer den historischen Carmagnola kennt, wird es begreifen.

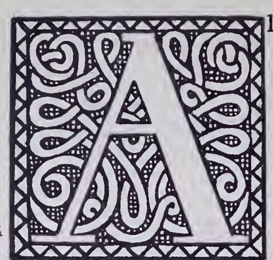



SFOR TIA





ATTENDOLO SFORZA



ls Herzog Francesco Sforza, der Urenkel Attendolos, Paolo Giovio das berühmte Mailänder Kastell zeigte und sie in die Waffenkammer traten, sagte der Herzog heiter zu ihm: „Diese Festung, die dein Staunen weckt, und dieser Staat, den wir regieren, Paolo Giovio, verdanken wir jener Hacke, die unser Ahn zu unserm Heil auf den Baum schleuderte und die an jenem vom Schicksal bestimmten Ast hängen blieb." Der Herzog pflegte gern auf die alte Legende anzuspielen und dadurch hervorzuheben, dass die hervorragende Tüchtigkeit und Tapferkeit Attendolos den Grund zur Grösse der Sforza gelegt habe.

Die Fabel erzählt: Eines Tags ruhte Attendolo müde von der harten Arbeit auf dem Felde aus, voller Widerwillen, gleich einem Bauern mit Pflug und Karst hantieren zu müssen. Er hob die Augen zum Himmel auf und bat ihn um ein Zeichen, ob er dies Leben fortführen oder nach seinem Wunsch und Willen Soldat werden sollte. Er warf seine Hacke auf eine hohe Eiche, die das Altertum dem Kriegsgott weihte, entschlossen, dem Ruf des Mars zu folgen, wenn sie das Geäst festhielt, und Bauer zu bleiben, wenn sie wieder herniederfiel. Ein Ast fing die Hacke auf und Attendolo ward Soldat — ein Schicksalszeichen nach dem Glauben der Späteren, denn stieg schon Attendolo hoch, so sein Sohn Francesco noch höher; auf den grössten und schönsten Thron in Oberitalien.

In Cotignola bei der Via Aemilia, im Gebiet von Faenza, hausten die Attendoli, keine adlige, aber eine hochgeachtete, reiche und kindergesegnete Familie. Elisa Petracini, durch ihre Fruchtbarkeit wie durch ihre Herbheit, Schamhaftigkeit, ihr feuriges Temperament und ihren Mannesmut berühmt, hatte Giovanni Attendolo einundzwanzig Kinder geboren. In Waffen, unter Kampf wuchsen Söhne und Töchter auf, kannten weder feine Gewänder noch reiche Betten und leckere Speisen. Die Säle und Kammern im Haus Attendolos waren nicht mit Teppichen, sondern mit Schilden und Panzern behangen; die Betten waren gross, und bewaffnet, ohne sich zu bedecken, legten die Attendoli sich hinein, wenn sie müde heimkamen; sie assen die

einfachen und noch einfacher von ihren Maultiertreibern und Knechten zubereiteten Speisen. Sie fanden keine Ruhe und waren nie sicher, lebten sie doch in heftigstem Parteikampf mit den Pasolini, seit Martin, das Haupt dieser Familie, ein Bartolo, Sforzas Bruder, verlobtes reiches Mädchen weggefangen hatte. Oft kam es zu wahren Schlachten; in einem Kampf ward Bartolo verwundet, ein Sohn und zwei Verwandte Martins getötet. Schliesslich unterlagen die Pasolini, verloren ihren Besitz und mussten Cotignola verlassen.

Unter den Söhnen Giovanni Attendolos ist der am Morgen des achten Mai 1369 geborene Mutio am höchsten gestiegen und als Ahne der Sforza weltbekannt geworden. Die Astrologen weissagten ihm grosse Herrschaft, unsterblichen Ruhm und gesegnete Nachkommenschaft, aber auch einen frühen und plötzlichen Tod.

Mutio, zum Soldaten geboren, im Parteizwist heranwachsend, hörte jeden Tag die Namen der grossen Condottieri seiner Zeit mit Ehrfurcht und Begeisterung nennen. Wie beneidete man Broglia, der Ascesi gewonnen, Biordo, der sich Perugia erobert hatte! Was war einem Giovanni Acuto, einem Alberigo Barbiano versagt!

Es hielt ihn bald nicht mehr daheim. Als Mutio dreizehn Jahre alt war, nahm er heimlich ein Pferd aus seines Vaters Stall und ritt in das Lager Boldrino Panicaglias, des päpstlichen Feldhauptmanns, der noch nach seinem Tode der Führer seiner Soldaten blieb. Als Panicaglia durch Meuchelmord geendet und die Seinen den Leichnam durch ihren Zug gegen Macerata wiedergewonnen hatten, liessen sie ihn einbalsamieren, schlossen ihn in einen kostbaren Schrein und führten ihn auf einer Bahre auf all ihren Zügen mit. Ein Zelt ward für ihn aufgeschlagen, als lebte er noch, und die Standarten darum gepflanzt. Niemand war würdig genug, um sein Nachfolger zu werden. Hatte er seine Mannen im Leben oft zum Siege geführt, so auch jetzt noch nach seinem jähen, gewaltsamen Tode.

Vier Jahre diente Mutio in diesem Lager einem Spoletiner als Bube, lernte Rosse bändigen und wurde seinem Herrn durch seine Tüchtigkeit wert. Der Parteizwist rief ihn heim, doch bald ward Friede geschlossen und wieder ging er ins Feld. Um ihn mit Waffen und Pferden versehen zu können, verpfändete sein Vater eine Besitzung.

Unter Barbiano, Broglia, Acuto diente er als Schwerbewaffneter, Rottenführer, Befehlshaber einer Kompagnie.

In Alberigos Lager zeigte er sich ungestüm, wild, unverträglich. Er wollte nicht dulden, dass jemand vor ihm in die Schlacht zöge, wollte überall der erste sein. Der Condottiere prophezeite ihm, wenn er nicht vor der Zeit stürbe und seine feurige Natur zügelte, würde er ein vollendeter Feldherr werden. Eines Tags brach bei der Beuteteilung Streit aus. Mutio glaubte sich im Nachteil. Alberigo sollte entscheiden. „Dies Euer Urteil", sagte Attendolo, nachdem der Grosskronfeldherr von Neapel gesprochen „nimmt mir mit Unrecht den Teil, der mir von der Beute zukommt. Künftig kann ich nicht mehr solch Unrecht dulden." Alberigo, an keinen Widerspruch gewöhnt, entgegnete zornig und doch zum Lächeln gezwungen: „Willst du, Bursche, mir auch trotzen, wie du es den andern zu tun pflegst? So sollst du von nun ab Sforza (Trotz) heissen!"

Attendolo hatte eine Anzahl seiner Verwandten, Brüder und Vettern, nach sich ins Feld gezogen, die den Stamm seiner Truppe bildeten. Unter Broglia führte er fünfundzwanzig Mann, eine Kompagnie, dem Marchese von Ferrara zog er schon mit zweihundert Mann zu. Wer ihn rief, erfuhr bald, welche Kraft er sich gesichert hatte. Als rechter Glückssoldat folgte Sforza stets dem, der ihn am besten bezahlte, ihm die vorteilhaftesten Anträge machte. Die Raspanti riefen ihn zur Verteidigung Perugias gegen Giangaleazzo Visconti. Als Zeichen der Anerkennung seiner treuen Dienste schenkte ihm die Stadt einige Silbergefässe. Als sie sich trotz aller tapfern Gegenwehr dem Mailänder Herzog ergeben musste, trat Sforza zu ihm über, der seinen Sold verdoppelte. Wie er in Barbianos Lager engste Freundschaft mit Braccio da Montone geschlossen hatte — „sie teilten einige Jahre Gedanken, Waffen, Pferde, Geld und Zelt und trugen die gleichen Fahnen und Feldbinden" — so verband er sich jetzt innig mit Perino von Tortona zur gemeinsamen Führung einer Truppe im Dienste des Visconti, der von der Königskrone Italiens träumte. Sforza stellte seinen Genossen bald völlig in den Schatten; Perino, treulos und neidisch, klagte ihn bei dem Herzog als heimlichen und gefährlichen Feind der Ghibellinen an; Sforza nahm seinen Abschied und ging zu den Florentinern, deren grösster Gegner Giangaleazzo war.

Er hatte sich bereits einen guten und geehrten Namen gemacht und an Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Er führte in seinem Wappen einen Quittenapfel: „Ich will dir", sagte Kaiser Ruprecht zu ihm, „einen Löwen schenken, würdig deiner Kraft, der mit der linken Pranke den Apfel hält und mit der rechten drohend ihn verteidigt, so dass niemand ihn zu berühren und die Hand danach auszustrecken wagt." Seitdem führte er den goldenen aufrechten Löwen, den auch alle andern Attendoli in ihre Wappen nehmen durften. Ruprecht, der gegen den Visconti kämpfte, bewunderte den glänzenden Aufzug der Soldaten Sforzas, der ihn in Padua begrüsste, und die Reiterkunststücke ihres Führers, derengleichen die deutschen Barone, die schwere Pferde ritten, nie gesehen hatten.

Wie bei seinen früheren Soldherrn, so zeichnete sich der Condottiere auch im Dienst von Florenz aus. Im Krieg um Bologna kämpfte er tapfer wie sonst, konnte aber eine durch Tartaglia verschuldete Niederlage nicht abwenden. Es gelang ihm jedoch die zerstreuten, flüchtigen Soldaten zu sammeln und nach Florenz zu führen, wofür die dankbare Republik seine Condotta verdoppelte. Der Kampf gegen Pisa, das sich endlich, vom Hunger bezwungen, auf Vertrag ergab, brachte ihm aus der Hand Neri Capponis den Lorbeerkranz und die Lilienstandarte und, was ihm wohl noch willkommener war, einen lebenslänglichen, jährlichen Ehrensold von tausend Liliendukaten, ein wohlverdienter Lohn, hatte er doch das von Angelo della Pergola geführte Entsatzheer völlig geschlagen, seine Fahnen und seine Bagage genommen, kaum dass der vierte Teil der Reiter sich retten konnte, und so die Übergabe Pisas beschleunigt.

Nachdem Florenz seine Feindin gedemütigt hatte, zog Sforza dem Marchese von Ferrara zu, den Ottobuono Terzo, der Tyrann von Parma und Reggio, bedrohte. Bei der Reichsteilung nach Giangaleazzo Viscontis Tode hatte Terzo wie alle andern Condottieri des Herzogs kräftig zugegriffen und wollte jetzt durch Eroberung von Modena und Ferrara seine Macht mehren. Nach einigen Scharmützeln kam es zu einem grösseren Kampf, als Sforzas Truppen in Guastalla Grossvieh geraubt hatten und Terzo sie angriff, anfangs vom Glück verlassen: das Pferd ward Terzo erstochen, er wurde von den Seinen abgeschnitten und gefangen ge-

nommen. Da gingen aber seine alten erprobten Soldaten mit solchem Grimm vor, dass sie ihn nicht nur herausschlugen, sondern auch noch dreissig Sforzesken samt Michelotto Attendolo fingen. Vier Monate hielt sie Terzo in Fesseln in hartem Kerker — mitten im Winter mussten sie in eisigem Wasser baden — und marterte sie, bis ihnen die Flucht glückte. Sie und Sforza hatten geschworen, ihre Qualen durch den Tod Terzos zu rächen, und hielten ihren Schwur mit aller Gewissenlosigkeit ihres Zeitalters.

Terzo wollte Frieden machen; ob er es damit aufrichtig meinte, ist ungewiss. Der Este glaubte ihm jedenfalls nicht; erst als Terzo zum dritten Male um eine Zusammenkunft ersuchte, willigte er ein. Es ward festgesetzt, dass sie ohne Waffen und nur von zwei Reitern begleitet sein, dass ihre Geschwader in gleicher Entfernung halten sollten, während sie auf der Militärstrasse eine Miglie von Rubiera verhandelten. Kaum waren sie im Gespräch, da sprengte Sforza, der eine der Begleiter des Marchese, von hinten gegen Terzo und stiess ihm das Schwert unter den Rippen durch den Panzer. Terzo sank vom Pferde und Michelotto Attendolo vollendete den Meuchelmord. Die Begleiter des Getöteten wurden gefangen genommen, seine Schar von der des Este ihrer Waffen und Pferde beraubt und in die Flucht gejagt. Mit dem Tode Terzos zerfiel sein kleines Reich. Sforza gewann seine Städte sehr leicht für den Marchese, der ihn mit dem Kastell Montecchio im Gebiet von Parma belohnte und ihm eine Standarte schenkte, die einen Diamanten in einem Goldreifen zeigte.

In den nächsten fünfzehn Jahren nimmt der Condottiere an den Kämpfen um Neapel teil, wir finden ihn unter den Fahnen aller Prätendenten. Er dient Florenz gegen König Ladislaus von Neapel, dessen unersättlicher Ehrgeiz Italien aufs heftigste erregte; er folgt Ludwig II. von Anjou gegen Ladislaus, diesem gegen den Papst, dient der Königin Johanna II., zieht gegen sie, folgt ihr von neuem, unterstützt Ludwig III. von Anjou, der sie bekämpft, ist abermals bei Johanna — nie sicher seines Daseins und Besitzes, bald auf der Höhe der Macht, bald von allen verlassen, im Kerker, ungewiss, ob er den nächsten Tag noch sehen wird.

Er wird durch die Verhältnisse getragen, er greift nie eigenmächtig und mit Absicht in sie ein, er ist das Werk-

zeug in den Händen Ehrgeiziger und Grösserer: ein bis zur Tollkühnheit tapferer Soldat, ein guter General, der seine Soldaten in Zucht und Ordnung zu halten weiss, kein Politiker aber und Mann mit weitem Blick. Im Grunde ist er so nüchtern wie Gattamelata und wäre er nicht der Vater des Francesco Sforza, der Grossvater des Moro, so wüssten wir wohl ebenso wenig von ihm wie von dem Bäckerssohn von Narni. Der Ahne der Sforza hat aber die Nachwelt naturgemäss mehr interessiert, und so hat man die für ihn charakteristischen Züge sorgsam gesammelt und mit Eifer aufgezeichnet, was sein Leben Fesselndes bot. Wir wissen von ihm als Menschen mehr als von vielen Grösseren seiner Zeit.

In dem politischen Intrigenspiel jener Tage hatte Sforza nicht die letzte Rolle, doch war er stets nur der Stein, den die Könige, die Päpste, denen er diente, den die Liebhaber der Königin Johanna nach Belieben schoben. Er war seinen Soldherrn an politischer Einsicht, Klugheit, Welt- und Menschenkenntnis nicht gewachsen. Wie spielten mit ihm die Verhältnisse und Machthaber in Neapel! Er fühlte sich an den fürstlichen Höfen stets wie ein Fremder. Wenn ihm auch eine gewisse bäurische Verschlagenheit eignete, so war er den feinen und frechen Diplomaten gegenüber, denen Schwur und Vertrag nur Notbehelf des Augenblicks war, doch vollkommen hilflos. Er war sich bewusst, dass sein Platz im Lager war, dass sein Schicksal und Glück sich im Krieg, in der Schlacht entschied. Es heisst ihn verkennen, wollte man ihm weit ausschauende politische Pläne unterschieben. Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet und schmiedete, auf der Höhe seiner Macht, die Rüstung, in der die Seinen weiterkämpfen konnten. Er hatte getan, was in seiner Macht stand, um ihnen den Weg zu ebnen. Ohne ihn hätte sein Sohn sich nicht den Mailänder Herzogsthron erobert. Überblickt man Sforzas Leben, so findet man, dass das Glück ihm fast durch alle Jahre seiner Kämpfe folgte. Johanna von Neapel schenkte ihm wie so vielen andern mit leiblicher Kraft Begnadeten ihre Gunst zu seinem vorübergehenden Missgeschick, zu seinem dauernden Glück. Gegen ihre Buhlen, die sie völlig beherrschten, vermochte er allerdings nichts, doch sie alle, Alopo, Auriglia, Carraciolo bedurften seiner, und er liess sich

seine Dienste immer und teuer bezahlen. Wie oft er von ihnen auch überlistet und überrumpelt wurde, das Glück blieb ihm treu, und stets stieg er über die Höhe, von der er gestürzt war. Er focht glücklich, sagt sein letzter und bester Biograph, und dreimal nur erlebte er Niederlagen und gewiss unter solchen Umständen, dass er im Unglück sich noch mutiger als im Glück zeigte. Niemand konnte fester als er sich dem Ungestüm der Feinde entgegenstellen, hartnäckiger ihnen widerstehen, ehrenvoller sich zurückziehen und vor allem zur gleichen Zeit besser als Feldherr und Soldat sich zeigen.

In dieser Zeit ausgeprägter Individualität und ausschliesslicher Geltung persönlicher Tüchtigkeit musste der Condottiere auch zugleich der beste Soldat seines Heeres sein. Hätte er sich schonend zurückgehalten, so wäre es um seinen Nimbus geschehen gewesen: nicht nur im übertragenen Sinn musste er der erste der Seinen sein. Manchen Sieg erfocht Sforza nur dadurch, dass er sich mit Gefahr seines Lebens blosstellte, er gab dem Heer das Beispiel, und niemand wollte hinter dem Führer zurückstehen. Capitone in Umbrien wollte er den Bracciesken entreissen, stiess aber auf hartnäckigen Widerstand. Alle Stürme auf die Mauern wurden tapfer zurückgeschlagen, seine Mannen waren entmutigt. Da nahm Sforza ergrimmt, dass man seiner so spotte, eine Leiter, lehnte sie an die Mauer und war in wenigen Sätzen oben. Doch nun sausten Balken und Mühlsteine auf ihn und die, die ihm gefolgt waren, die Leiter brach und alle stürzten in die Tiefe. Nach einer Stunde erst und Anwendung vieler Arzneien kam Sforza wieder zu sich: doch die durch ihn Angespornten eroberten Capitone. Sein Wagemut war so gross, dass er sich unbesonnen und nutzlos den grössten Gefahren aussetzte. Wenn ihn im Kampf der Grimm übermannte, war er von Sinnen wie ein wütendes, wildes Tier. In der Schlacht von Viterbo hatte sich sein Helm gelockert, und Brandolin stiess ihm die Lanze in den Nacken bis zum Hals. Von Blut überströmt, wollte er aus Zorn und Schmerz und Rachedurst in die Scharen der Feinde hineinsprengen, dort, wo ihre Banner standen, bis Santoparente sein Pferd mit Gewalt wandte und ihn in Sicherheit brachte.

Er zeigte den Soldaten durch sein Beispiel, was ein wahr-

hafter Kriegsmann ertragen könne. Nichts, pflegte er zu sagen, dürfe den Menschen niederdrücken, ihm den Mut nehmen, Tränen auspressen. Er hielt sich im Ansturm grössten Missgeschicks aufrecht, ohne Klage, Seufzer, Veränderung der Züge, so damals vor Neapel, als sein Sohn Franz und sein Neffe Foschino auf den Tod darniederlagen, von feindlichen Kugeln durchbohrt; als sein Schwiegersohn Leonato, ein tüchtiger, zu grossen Hoffnungen berechtigender Reiteroberst, starb, weil ihm im ritterlichen Zweikampf die Lanzenspitze durch den Helm gedrungen war; als er die Nachricht aus Kalabrien erhielt, dass seines Sohnes Franz' Gattin Polissena und sein Töchterchen von ihrer Tante vergiftet wären, als überdies noch Caracciolo ausstreuen liess, um ihn zu schwächen und entmutigen, dass König Ludwig seine Abfahrt aus Frankreich aufgeschoben und infolgedessen Alphons freies Spiel in Neapel habe.

War er in der Schlacht der erste, so auch in allen Leibesübungen, keiner seiner Soldaten tat es ihm darin zuvor. Niemand sprang so weit wie er, vermochte schwere Steine, einen Eisenpfahl so weit wie er zu schleudern, ihn im Lauf einzuholen. Ein Hufeisen zerbrach er zwischen den Fingern, die schwerste, längste Lanze fasste er an der Spitze mit zwei Fingern und hob sie von der Erde. Er war so gewandt, dass er ohne Hilfe und Stütze, wenn er den linken Fuss im Bügel hatte, obwohl in voller Rüstung, den Helm auf dem Kopf, leicht in den Sattel sich schwang. Er konnte völlig bewaffnet viele Meilen ohne Mühe marschieren, trug ohne Beschwerde jede Strapaze. Die Kälte vermochte nichts über ihn, er hatte Zeit seines Lebens keinen mit Fellen gefütterten Rock. Der Durst aber quälte ihn leicht, vor allem im Hochsommer, in der Schlacht und bei Märschen, so dass er, wenn er in Waffen war, zu sagen pflegte, er könnte eher vor Durst als vor Eisen sterben. Deshalb musste ihm stets ein Page Wasser, Wein und mit Zucker versetzte Erfrischungen nachtragen, auch in die Schlacht, und durfte ihm nie von der Seite gehen.

Wie an sich, so stellte er auch an seine Soldaten die grössten Anforderungen. Sie mussten unbedingt und sofort seinen Befehlen gehorsamen und sich strengster Zucht fügen. Wie er selbst einfach ging, liebte er auch keinen Schmuck und Zierat bei seinen Untergebenen; er verlangte aber, dass

Waffen und Rüstungen blitzten. Wer nicht auf Ordnung und Sauberkeit hielt, ward getadelt, gescholten, manchmal geschlagen. Ein Schwerbewaffneter, der mit verrosteten Waffen vom Winterquartier kam, erhielt angesichts der Feinde den strengen Befehl, in die Schlacht mit aufgeschlagenem Visier zu ziehen: wenn er nicht tapfer kämpfe, sollte er zu seiner Gefahr leicht kenntlich sein. Die Soldaten, die keine schönen Helmbüsche hatten, wurden ausgepfiffen. Nur bei repräsentativen Aufzügen und Revuen ward Prunk entfaltet, da sah man seidene, mit Gold und Silber gestickte Mäntel, golden schimmernde, fein bemalte Pferdedecken. Gotteslästerer, Spieler, Narren und Spassmacher waren ihm verhasst. Ein Narr in dem Sieneser Kastell Colle, den die Soldaten aufs äusserste gereizt hatten, wollte an dem Ärgsten sich rächen, warf nach ihm mit einem Stein, traf ihn aber nicht, sondern Sforza, verwundete ihn am Kopf und schlug ihm die Mütze herab. Seit der Zeit konnte er die Narren nicht leiden, die zugleich, wie er sagte, lachen und weinen konnten und ein zweifelhaftes Spiel trieben.

Wer stahl oder raubte, ward empfindlich gestraft. Ein paduanischer Schwerbewaffneter von der Truppe des Scorpion da Lugo hatte nachts einem im Lager praktizierenden Bologneser Feldarzt einen Rock, der vor dem Zelt hing, gestohlen. Er musste den Rock anziehen und ward mit gebundenen Händen unter Spott und Gelächter seiner Kameraden durch das ganze Lager geführt; er wollte diese Schande nicht überleben und erdolchte sich. Ein Rossmakler und der Stellvertreter des Proviantmeisters von Terra di Lavoro, die den Kriegspferden die Gerste nahmen und verkauften, wurden an die Schweife der Rosse gebunden und über Felder und Wiesen von den fortgepeitschten Tieren zu Tode geschleift. Ein edler Ferrarese hielt sich gegen das Verbot in seinem Zelt ein Weib, das geschorene Haare und Pagentracht trug; er ward mehrmals ermahnt, es von sich zu tun; als das fruchtlos war, musste er Frauenkleider anziehen und auf gewappnetem Ross durch das ganze Lager reiten. Müssiggang duldete Sforza im Lager nicht. In den freien Stunden übte und stählte man Fuss, Hand, Leib, nachts oder in der Regenzeit wurden die Taten der französischen Paladine, in italienische Verse übertragen, erzählt. Sie sollten die Seinen anfeuern, sollten für sie das Vorbild

von Zucht und Tapferkeit werden. Er ging an kein wichtiges Unternehmen, ohne vorher die Meinung seiner Hauptleute und alten Soldaten erkundet zu haben. Er wusste unmerklich das Gespräch auf das ihn Interessierende zu bringen und erfuhr, während der Befragte seine Absicht nicht merkte, was ihm von Wert war. Mit jedem redete er allein, dann wog er die so unbeeinflusst durch Einwürfe und Widerrede gebliebenen Meinungen ab und entschied sich.

Trotz seiner unerbittlichen Strenge verehrten und liebten ihn seine Soldaten, sie kannten seine väterliche Sorge für sie, wussten, dass er zu ihnen, wie sie zu ihm gehörten. Er hatte ein erstaunliches Gedächtnis: er nannte nicht nur sie bei Namen, er wusste auch, wie ihre Pferde hiessen. Er behielt Dinge wie Namen in wunderbarer Weise, führte nie Buch über Soldzahlungen, irrte sich aber doch niemals. Im Spenden beobachtete er ein gewisses, wohlbedachtes Mass. Das Geld, das er gern sparte und mit Eifer zusammentrug, war ihm nur ein Mittel zur Macht. Er hielt gewissenhaft Ordnung, verglich die Ausgaben mit den Einnahmen aus seinen Besitzungen und seinem Sold und war jederzeit über den Stand seines Vermögens unterrichtet. Er war ein pünktlicher Zahler und genoss das unbedingte Vertrauen der Bankiers. Der Kredit, pflegte er zu sagen, beruhe weniger auf barem Geld als auf Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. So war es nicht merkwürdig, dass niemand reicher als er in Zeiten der Bedrängnis und Not war. Als er bei Viterbo mehr als tausend Pferde einbüsste und in grosse Verlegenheit kam, hatte er nach wenigen Tagen bereits eine Anweisung über dreissigtausend Golddukaten auf die römischen Banken.

Ein Akt der Klugheit war es auch, Bauern und Städter vor seiner Soldateska und ihrer Habgier zu schützen, damit erwarb er sich die Achtung und Liebe der Beschirmten. Braccio, der seinem Heer eher Zugeständnisse machte und manches nachsah, fragte ihn bei ihrer letzten Zusammenkunft, weshalb er denn so sehr nach dem Lobe der Strenge und Enthaltsamkeit strebe, ein Feldherr müsse doch vor allem die Gunst seiner Soldaten erwerben, „wenn auch mit Kränkung des Menschengeschlechts", wolle er zu grossem Reichtum kommen und Länder erwerben. Darauf erwiderte

Sforza: „Nichts ist Gott wohlgefälliger als Billigkeit und Gerechtigkeit, und mit ihnen stellt man mehr als mit allem andern die im Krieg erworbenen Reichtümer dann im Frieden und mit einzigartigem Ruhm auf festen Grund."

Wenn Sforza unerbittlich war, galt es die Bestrafung eines Schuldigen, und einen Verräter wie Gratian aus Faenza, der die Festung von Capua, in die sich die Königin Johanna vor Alphons geflüchtet, dem Feind hatte übergeben wollen, auf der Strasse von Aversa bei der steinernen Brücke des Glanio an einen Baum, den Vögeln zum Frass, knüpfen liess; wenn er einen ungehorsamen und unfähigen Offizier wie Biso aus Cotignola, Hauptmann der Fussoldaten, der ihm den vollständigen Sieg unmöglich gemacht, schimpflich aus dem Lager jagte und ihn, falls er sich je wieder blicken liess, mit dem grausamsten Tod bedrohte: aus einer Bombarde in die Luft gefeuert zu werden; so übte doch Sforza andererseits oftmals Gnade und nicht immer an der rechten Stelle: als Martin Pasolini, das Haupt der die Attendoli aufs heftigste befeindenden Familie, von seinem Besitz verjagt und flüchtig, in seiner Verzweiflung sich ihm zu Füssen warf, bot ihm Sforza sofort Gruss, Verzeihung und Frieden, und das ist um so bemerkenswerter, als der Condottiere damals noch jung und von Rachedurst erfüllt war, und macht ihm alle Ehre, ebenso die freundliche Aufnahme Brandolins, der, gefangen, die Rache Sforzas fürchtete, den er bei Viterbo so schwer verwundet hatte. Wenn der Condottiere aber einen Galgenstrick wie den Dalmatiner Schiavetto, der ihn meucheln wollte, nicht nur freiliess, sondern ihm auch noch all sein Besitztum wiedergab, so tat er des Guten unbedingt zu viel, mochte er auch denken, dass es nur eine Frage der Zeit wäre, wenn Leute dieses Schlages gehängt würden.

Wie Sforza die ihm Ergebenen auszeichnete und belohnte, so hasste er mit grösster Intensität alle, die sich ihm entgegenstellten, und verfolgte sie, bis er sich an ihnen rächen konnte. Man kann seine Verurteilung Tartaglias nicht anders als einen Mord nennen. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er seinen Grimm über den Stammler herumgeschleppt, sich mit ihm, als er seiner bedurfte, versöhnt, verwandtschaftliche Bande mit ihm geknüpft; trotz allem hasste er ihn wie früher, und die erste günstige Gelegenheit

benutzte er, um den ihm abermals, diesmal hinterlistig durch Braccio und Alfons Verdächtigten und Ahnungslosen festsetzen, foltern zu lassen, ihm Geständnisse abzupressen. So war es leicht, das Todesurteil zu fällen und ihm auf dem Markt zu Aversa den Kopf abschlagen zu lassen. Es war ein Meuchelmord wie der vor Jahren an Ottobuon Terzo verübte.

Man hat seine Liebe zu seinen Verwandten als etwas Besonderes hervorgehoben. Sein starkes Familiengefühl erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, dass seine Brüder und Vettern den Grund zu seiner Truppe gaben, also zu seiner Macht. Sie waren ein andres Mittel zu seiner Grösse: es lag in seinem innersten Interesse, die Seinen bei sich zu halten. Darum braucht man ihm Anhänglichkeit und Liebe zu ihnen durchaus nicht abzusprechen: als seine Brüder Bartolo und Francesco in Martiano an der Pest erkrankt lagen, liess er sich trotz aller Bitten seiner Freunde nicht abhalten, die von allen andern Verlassenen aufzusuchen und ihnen Arzneien zu reichen, und nicht minder sorgte er sich um seinen Vetter Buoso, der in einem Winterfeldzug sich eine gefährliche Nervenkrankheit zugezogen hatte.

Durch seine grosse Verwandtschaft, seine eigenen Kinder knüpfte er enge Beziehungen zu den einflussreichen und vornehmen Familien des Landes. Er wollte den Seinen für die Folge einen starken Rückhalt schaffen. Seine Tochter Elisa ward mit dem Sanseverinen Leonato vermählt, Antonia mit Ardiccione, dem Sohn des Grafen von Carrara, seine Nichte Chiara mit Caracciolos Bruder Marin; sein Sohn Franz mit Polissena Ruffa, die drei Städte und mehr als zwanzig Kastelle in Kalabrien in die Ehe brachte, Michelotto Attendolo mit Polissena Sanseverina, Domenico, Buosos Sohn, mit Giovanella Gesualda, sein Sohn Giovanni mit Tartaglias Tochter. Sforza wollte sich dadurch einen tapfern Kriegsmann und seine ausgezeichnete Truppe sichern und Braccio eine grosse Stütze rauben. Er pflegte hierbei und auch oft bei ähnlicher Gelegenheit zu sagen, wenn man drei Feinden gegenüber stände, wäre nichts klüger und nützlicher, als mit dem ersten Frieden, mit dem zweiten Waffenstillstand zu schliessen und dann sich mit aller Macht auf den dritten zu werfen.

Er selbst opferte seine persönlichen Neigungen unbedenk-

lich, wenn es das Interesse und die Grösse seines Hauses forderte. Er hatte jahrelang mit der edlen Lucia Trezana wie mit seinem rechtmässigen Weibe gelebt, sie hatte ihm vier Söhne, Francesco, Leone, Giovanni, Alessandro und zwei Töchter, Elisa und Antonia geboren, und doch gab er sie, um sich frei zu halten, als seine Macht und sein Ansehen gewachsen war, mit reicher Mitgift Lodovico Fogliano zur Ehe. Er kannte keine Sentimentalität und liess sich nicht durch etwaige Herzensbedenken seine Kreise stören. Eine spätere Geliebte, die schöne Caglieserin Tamira, die ihm eine Tochter Honestina gebar, hat keine Rolle in seinem Leben gespielt. Die Ehen, die Sforza schloss, waren durch die Verhältnisse bedingt und gefordert. Er heiratete, um seinen Besitz zu befestigen und zu mehren. Antonia aus dem alten Seneser Geschlecht der Salimbeni brachte ihm ausser kostbarer Aussteuer die Stadt Chiusi und vier Kastelle als Mitgift; Catella Alopa, die er gezwungen zur Ehe nehmen musste, um von ihrem Bruder, dem allmächtigen Günstling der Königin Johanna, aus dem Kerker befreit zu werden, vermehrte seinen Besitz durch fünf Kastelle in Basilicata; Maria Martiana, die Tochter des Herzogs von Suessa, die Witwe König Ludwig II. von Anjou und des Grafen von Celano brachte ihm viele Kastelle in Terra di Lavoro, in den Abbruzzen, im Gebiet von Aquila und grossen Reichtum in die Ehe. Die Kinder aus diesen Ehen haben keine Rolle gespielt.

Die letzte Heirat ging Sforza als Fünfzigjähriger ein. Ein halbes Jahrzehnt danach zog er zu seinem letzten Kampf aus, gegen Braccio nach Aquila. Am Tage, bevor er von Ortona aufbrach, erzählte er im Kreise seiner Hauptleute einen Traum, den er im Morgengrauen gehabt hatte: in einer ungeheuren Wasserflut begraben, schwebte er in grösster Lebensgefahr; da sah er einen Riesen, dem heiligen Christophorus ähnlich. Er bat ihn mehr als einmal, ihm zu helfen, doch umsonst. Darob erschracken seine Getreuen und baten ihn, zurückzubleiben. Er schenkte ihnen kein Gehör, er musste an dem Zuge teilnehmen. Als der erste Fähnrich mit der Generalsstandarte das Tor verliess, fiel sein Pferd, und das Banner stiess so heftig auf den Boden, dass das Tuch beschmutzt wurde und die Stange brach. Auch dies unheilvolle Zeichen konnte Sforza nicht zurückhalten.

Zwölf Tage hatte er seinen Soldaten Ruhe gegönnt, dann, nachdem er mit grosser Andacht das Weihnachtsfest in Ortona gefeiert hatte, brach er auf. Er fand den Übergang über den Pescara durch Braccios Vorsicht aufs beste versperrt und geschützt. Endlich gelang es Michelotto, Santoparente und seinem Sohn Franz eine Furt an der Mündung des Flusses ins Meer zu finden. Sechzig Mann ausser ihnen glückte der Übergang, kaum waren sie drüben, so entspann sich ein Scharmützel mit den Bracciesken. Sforza, der den Seinen aufs andre Ufer gefolgt war, freute sich der Tapferkeit seines Sohnes und winkte den Scharen jenseits des Flusses ihm zu folgen. Doch sie standen zögernd und im Zweifel. Der Nordwestwind hatte sich erhoben und trieb die Meereswogen in den Pescara, der hoch aufschwoll, wirbelte und brandete. Sforza winkte und rief vergeblich. Endlich sprengte er, um den Zaghaften Mut zu machen, in die Flut, um ihnen den Weg zu zeigen. Mitten in den schäumenden Wellen sah er seinen Pagen in Gefahr, von den Wassern verschlungen zu werden, er reichte ihm die Hand, um ihn empor zu ziehen, da brach sein Ross in dem schlüpfrigen Grunde mit den Hinterfüssen durch, und er glitt von dem Ertrinkenden umschlungen aus dem Sattel in die Wogen. Zweimal hob er noch die gepanzerte Rechte über die Wellen, wie um Hilfe zu rufen, dann riss es ihn fort ins Meer. Seine Leiche hat man nicht gefunden.

Mit ihm ging kein grosser Mann, aber ein trefflicher Feldherr und ausgezeichneter Soldat dahin. Sein Leben hatte ihm keine Musse gelassen, sich in Wissenschaft und Kunst umzutun. In seinen freien Stunden las er die griechischen und römischen Geschichtschreiber, die er sich ins Italienische hatte übertragen lassen. Er belohnte die Gelehrten, die diese Übersetzungen nach bestem Können für ihn fertigten, reich: der Vater des Dichters Porcellio, der Sallust und Cäsar übertrug, erhielt als Geschenk ein stattliches Haus mit einigen Gärten.

Er könne nicht zu gleicher Zeit Schwert und Buch in die Hand nehmen, so entschuldigte er den Mangel seiner Bildung. Er schrieb ungern Briefe; musste er es aber, so waren die Buchstaben so liederlich hingeworfen, dass man lachen musste. Gewöhnlich diktierte er seinen Schreibern und setzte unter ihre Briefe als Beglaubigung statt seines

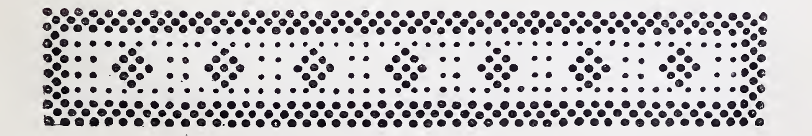
Namens ein Zeichen, das er während seiner Kerkerhaft im Kastell dell' Ovo machen gelernt hatte. Als Sekretäre beschäftigte er gern Mönche, weil sie sich überall unbeargwohnt bewegen und unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ungestraft in alle weltlichen Angelegenheiten mischen könnten. Gott und die Heiligen ehrte er in aller Einfalt, er wollte nicht Gott mit leeren Zeremonien und Gebeten ermüden: ein Kriegsmann, sagte er, würde nun einmal durch Raub und Mord geschändet, auch könnten bei der gegenwärtigen Lockerung der Manneszucht oft grosse Verbrechen nicht gestraft werden. Jeden Morgen hörte er die Messe, jedes Jahr beichtete er und nahm das Abendmahl. Ein guter und ehrenwerter Feldherr, erklärte er oft, müsse dem folgen, der das Recht auf seiner Seite hätte, müsse die Kirchen vor Plünderung, die Frauen vor Schändungen schützen, dürfe nicht die Soldaten ohne Grund töten lassen und sich nicht über den Tod der Feinde freuen. Worte, die sich in seinem Munde sehr sonderbar ausnahmen, wenn man sie mit seinen Taten und seinem Leben zusammenhält. Die Soldaten liess er allerdings nicht ohne Grund töten, aber ein unsinniges Metzelnlassen seiner Truppen kannte auch kein andrer Condottiere; die übrigen Punkte bleiben aber zweifelhaft.

Sforza, der kein Redner wie Braccio, auch nicht im mindesten der oratorischen Kunst derer, die seiner bedurften, gewachsen war, fand doch manchmal die rechte Entgegnung auf eine kecke oder freche Anspielung. Als Sergiano Caracciolo die Fabel von der Hacke vorbrachte und dadurch auf seine niedrige Herkunft zielte, erwiderte der Condottiere: „Darin sind wir, meine ich, von gleichem Abkommen, da Adam, der erste Mensch, auch die Erde bearbeitete. Doch ich, das wirst du mir nicht leugnen können, bin mit dieser meiner Hacke in weit ehrenwerterer Weise hochgekommen als du mit deinem Penis und deiner Feder." Diese Worte mussten den Grosseneschall von Neapel bitter kränken, spielten sie doch auf zwei allbekannte Tatsachen an: Caracciolo hatte sein Glück bei der Königin Johanna durch seine kräftigen Lenden gemacht, und sein Vater, „ein unedles Notarlein" beim Tribunal des Podesta, war wegen Testamentsfälschung verurteilt worden. Weniger scharf, aber ebenso treffend wies Sforza einen Nolaner Ritter ab, einen

Überläufer, der sich dadurch bei ihm einzuschmeicheln suchte, dass er erklärte, Tartaglia hätte bei einem Mahl die grössten Schmähungen gegen ihn ausgestossen und sehr schlecht von ihm gesprochen. „Tartaglia kann nur schlecht sprechen und wenn er noch schlechter wie sonst sprach, tat er es ja auch bei günstigster Gelegenheit." Eine Anspielung auf Tartaglias argen Zungenfehler und Trunksucht.

Wie Sforza sich einfach kleidete, so lebte er auch schlicht. Er sah gern Gäste bei sich, und bei Tisch musste frohe Laune herrschen. Zu der guten Hausmannskost ward mässig gebechert, und die Würze der Speisen war ein munteres Gespräch. Da kam wohl auch die Rede auf Sforzas alte Heimat Cotignola. Johann XXIII. schuldete dem Condottiere Sold und gab ihm statt dessen Cotignola, seine Heimat, das grösste und schönste Geschenk, das er Zeit seines Lebens nach eigenem Worte erhielt. Als die Stadt von einer Feuersbrunst heimgesucht und in Asche gelegt wurde, gab Sforza alles Baumaterial, damit sie schnell und prächtiger als früher aufgebaut würde, mit geraden Strassen und schmucken Häusern.

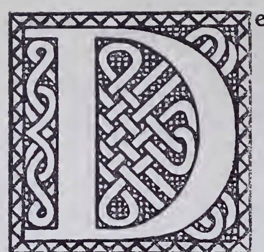
Ein Bild Sforzas ist uns nicht überliefert. Wir kennen ihn aber doch auch so genau und gut: er war gerade gewachsen, mehr als mittelgross, schmächtig, seine Taille war auffallend schmal, seine Brust breit, seine Hand lang und gross. Sein Gesicht halbbäurisch, fahl, er blickte wenig freundlich. Seine blauen Augen lagen drohend tief in ihren Höhlen unter den hohen starken Brauen. Er trug die Haare kurz geschnitten, den Bart rasiert, weil er den Helm geschlossen hatte. Seinen Kopf bedeckte gewöhnlich eine Mütze, einer breiten, hohlen Pyramide ähnlich, die sich in zwei Stufen erhob. In all seiner Einfachheit fiel er aber doch sofort auf; wenn er auch dasselbe Gewand wie die andern trug und oft ohne Begleitung ging, so erkannte man doch in ihm den Herrn und Führer aller.







FRANCESCO SFORZA



Der älteste Sohn des Attendolo ist der einzige Condottiere, der eine Macht nicht bloss gründete, sondern auch erhielt. Als Erbe des väterlichen Besitzes und Heeres war Francesco Sforza von vornherein scheinbar günstig gestellt, fiel ihm doch ohne Anstrengung zu, was alle andern Condottieri, soweit sie nicht regierende Herren waren, sich erst erwerben mussten. Und doch war dies wenn auch grosse Erbe nur der Grund des Baus, den er selber unter Gefahren und Mühen errichten sollte. Sein Vater hatte alles getan, um ihm den Weg zu bahnen und zu ebnen, doch Sforza musste schliesslich das meiste selbst tun, um ans Ziel zu gelangen.

Lange wohl mochte er sich mit dem Gedanken schon getragen haben, ein Land und eine Krone zu gewinnen, doch nahm dieser Gedanke erst eine feste Gestalt an, als der letzte Visconti ihm die Hand seiner illegitimen Tochter Bianca Maria, seines einzigen Kindes, versprach. Damit glaubte sich Sforza auch zum Erben des Mailänder Herzogthrons bestimmt; er ahnte nicht, dass er ihn sich erst erobern müsse.

Filippo Maria hatte ihn auch im Tode noch wie so oft im Leben genarrt, hatte mit voller Absicht keinen Nachfolger ernannt: mochte aus seinem Reich werden, was da wollte. In dieser Freude, alles nach seinem Tode in Verwirrung zusammenbrechen zu sehen, starb er — das wahrhaft beseligende Gefühl für einen Menschen, der Zeit seines Lebens mit allen und allem gespielt hatte, dessen Dasein sich aus hochgespannten Hoffnungen, tiefen Enttäuschungen, unaufhörlichen Intrigen, Lug, Trug, Hinterlist und Feigheit zusammengesetzt hatte, der sich nur durch stete Erniedrigung und Knechtung seiner treuen Diener und Vollstrecker seines Willens, durch äusserstes Misstrauen und festgewurzelten Argwohn auf seinem Thron für sicher gehalten hatte.

Sforza als Mensch war ihm so gleichgültig wie jeder andre. Er bedurfte nur seiner, deshalb suchte er ihn zu gewinnen. Da er nichts andres für zugkräftig genug hielt, versprach er ihm die Hand seiner Tochter, seines einzigen Kindes, versprach sie ihm stets aufs neue, und Sforza ge-

duldete sich und half seinem künftigen Schwiegervater getreulich, wenn Gefahr drohte. Vielleicht dachte er, dass alles im Dienst des Visconti Getane ihm selbst später doch auch zugute käme!

Was war aber Filippo Maria ein Versprechen! Zehn Jahre hat Sforza um die Herzogstochter gedient, ehe sie ihm vermählt ward. Betrachtet man das Verhältnis zwischen dem Mailänder und seinem Condottiere, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, der Visconti habe mit Sforza wie in einer Posse gespielt. Sobald dieser Miene machte, ihn zu verlassen, ward der Herzog nachgiebiger, freundlicher, sprach wieder von der Vermählung, erklärte — einmal — die Hochzeitsgewänder Bianca Marias wären bereits fertig, zeigte sie sogar, damit niemand daran zweifeln könne, oder — ein andermal — wollte er die Tochter sofort Sforza geben, schickte sie ihm nach Ferrara entgegen. Nun erfuhr der Condottiere aber, dass sie in der Residenz der Este aus einem ganz andern Grunde weile, um nämlich dem Sohn des Marchese vermählt zu werden, dass Filippo Maria ihn also wie schon oft zu betrügen suche.

Es währte lange, ehe Sforza einsah, wie der Herzog zu ihm stand, und seinen eigenen Weg ging. Er musste erst die Überzeugung gewinnen, dass es nur ein Mittel gab, den Visconti gefügig zu machen: ihm Furcht einzuflössen. Das trieb ihn zu den Gegnern des Mailänders. Er musste Macht gegen Macht stehen, ehe ihn Filippo Maria anerkannte. Er kam gegen den Herzog nicht auf, weil er seinen politischen Intrigen nicht gewachsen war. Wohl kannte er sein Ziel und liess es nicht aus den Augen, doch wieder und wieder ward er, und nicht zuletzt durch den Visconti, von dem Weg, der zu ihm führte, verdrängt; und zuletzt, als er das Erbe nur antreten zu brauchen glaubte, musste er es sich erkämpfen.

Mit neunundvierzig Jahren gewann er Mailand skrupulös durch Verrat.

Nach dem Tode des Visconti hatte sich die Stadt als Republik erklärt und nahm Sforza in ihren Dienst. Es galt sich der Venezianer zu erwehren und ihnen ihre Eroberungen wieder zu entreissen. Der Condottiere schien dem von allen Seiten bedrohten Mailand treu dienen zu

wollen. Er kämpfte aber für sich, nicht für seine Soldherrin. Alle Städte, die sich ihm ergaben, die er eroberte, behielt er als eignen Besitz, liess er sich Treue schwören.

Gegen Venedig ging er siegreich vor, das Glück begünstigte ihn in seltener Weise: er schlug seine Flotte auf dem Po bei Casalmaggiore und vernichtete sie völlig, zwei Monate später sein Heer bei Caravaggio ebenso gründlich.

Die Mailänder triumphierten. Sie hatten sich aber in ihrem Feldherrn durchaus getäuscht, wenn sie in ihm nur einen bezahlten und mit dieser Zahlung sich begnügenden Condottiere zu haben meinten. Es kostete Sforza nur wenig Überlegung und keinen Gewissensbiss, einen Frontwechsel vorzunehmen und seine Waffen gegen Mailand zu wenden, sobald er erkannt hatte, dass sein Bund mit Venedig ihn schneller ans Ziel führen würde. Er hatte die robuste Condottieremoral: alle Mittel sind gleich, wenn es Macht und Reichtum gilt, und dem Erfolg wird alles verziehen.

Mochte Mailand in Italien und im Ausland, beim Kaiser und bei Königen um Hilfe bitten, mochte es Sforza im Namen Gottes und der Gerechtigkeit, bei seiner Ehre, seinem Eide, beim Heil des Volkes beschwören, zu ihm als Freund zurückzukehren — der Condottiere ging unbeirrt seinen Weg, den er jetzt endlich frei sah. Er wusste, dass es in der Stadt hiess: „Eher übergeben wir uns dem Grosstürken oder dem Teufel in der tiefsten Hölle als dem Sforza", wusste aber auch, dass es keine Einigkeit in der Stadt gab, dass zwei Parteien, die demokratische und die aristokratische, sich erbittert in ihr bekämpften. Ein Führer der letzteren, Lampugnano, endete auf dem Schaffott. Der Hass gegen die Demokraten hatte ihn zu Verhandlungen mit Sforza getrieben, wie durch seinen Briefwechsel an den Tag kam, und damit gab er selbst seinen Gegnern das Richtbeil gegen sich in die Hand.

Sforza umschloss Mailand, beschränkte die Zufuhr der Stadt und durfte hoffen, sie in kurzer Zeit zur Übergabe zu zwingen. Da erlebte sie einen kurzen Freudentag: Venedig erkannte, dass es nicht klug gehandelt, als es sich mit Sforza verband, um ihm den Herzogshut gewinnen zu helfen. Eine Republik, genügend geschwächt, um ihm bei Ausführung seiner Pläne kein Hindernis in den Weg zu legen, musste ihm lieber sein als ein mächtiger Herr, der

sich durch Waffen den Thron erobert hatte. Noch meinte Venedig Sforza in Schach halten zu können. Es schloss erst einen Waffenstillstand, dann einen Vertrag mit Mailand, dem der Condottiere beitreten sollte. Sforza war darin ebenso gut wie die Republik von San Marco bedacht, Mailand allein trug die Opfer für beide. Innerhalb von zwanzig Tagen sollte der Condottiere sich erklären. Er schien einzuwilligen, liess durch seinen Bruder Alessandro den Vertrag in Venedig unterzeichnen, als er keinen Grund mehr zum Aufschub fand, dann erklärte er, ihn nicht anerkennen zu können: die Professoren von Pavia setzten in seinem Namen auseinander, weshalb er zum Wortbruch verpflichtet gewesen wäre.

Jetzt war die Übergabe und Einnahme von Mailand nur noch eine Frage der Zeit. Der Parteikampf in der Stadt loderte in hellen Flammen auf: draussen der Feind, drinnen Feinde. Dazu kam die ärgste Not, die Mailänder hatten das wenige Getreide, das sie für eine längere Belagerung noch bewahrt hatten, während des Waffenstillstandes zur Aussaat verwandt. Glücklich war, wer sein Leben mit Wurzeln und Kräutern fristen konnte; ein Stück Fleisch ward mit Gold aufgewogen. Der Tod war der eigentliche Herr der Stadt, er regierte mit unerbittlicher Gerechtigkeit beide Parteien. Wen er etwa schonen wollte, den opferte ihm der innere Zwist. Nicht nur Taten, auch Worte, der augenblicklich herrschenden Faktion nicht genehm, wurden hart bestraft. Überall Spione, jede Stunde Denunziationen, Anklagen, Todesurteile.

Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand war längst geschwunden, die Feldherrn der Republik waren meineidig zu Sforza übergegangen wie Carlo Gonzaga oder wurden von ihm völlig in Schach gehalten wie Jacopo Piccinino; nur Hass gegen den die Kreise immer enger ziehenden Feind und Verzweiflung an der Zukunft hielt die Gegenwehr aufrecht. Die Männer am Ruder hatten Sforza zu fürchten, mussten also jede Regung zu seinen Gunsten im Volk unterdrücken; sie konnten nur hart und streng regieren, wenn sie sich behaupten wollten. Ihre Herrschaft drückte das Volk, und es bedurfte nur eines Funkens, um den aufgehäuften Zündstoff zur Explosion zu bringen, die ihre Macht und sie vernichtete.

Am 25. Februar 1450 lockte der Disput zweier Bürger vom Stadtviertel der Porta nuova über die unerträgliche Lage Zuhörer herbei, die sich auch an dem erregten Gespräch beteiligten, die Gruppe wuchs zum Haufen, der Haufen zur Menge, schliesslich kam das ganze Viertel in Aufruhr, zumal das Volk mit Gewalt auseinander getrieben werden sollte.

Die Glocken läuteten Sturm, alles griff zu den Waffen. Die Stadtwachen waren im Nu niedergeworfen, der Palast der Signoria ward erstürmt, der venezianische Gesandte ermordet, die Senatoren wurden verjagt. Die tobende Menge führte ein alter Soldat Sforzas, Gaspare von Vimercato. Am nächsten Tag war im Dom Volksversammlung. Es sollte beraten werden, wem die Stadt sich unterwerfen müsste, um dem Joch des Condottiere zu entgehen, dem Herzog von Savoyen, dem König von Frankreich oder dem von Neapel. Von Sforza, an den alle mit Furcht oder Hoffnung dachten, wagte niemand zu sprechen. Da erhob sich Gaspare von Vimercato und nannte ihn als den einzigen, dem sie sich ergeben könnten. Seine feurigen Worte rissen die Menge fort, und der begeisterte und begeisternde Redner erhielt den Auftrag, den Condottiere von seiner Wahl als Nachfolger des letzten Visconti zu unterrichten.

Das Volk wartete nicht die Ankunft Sforzas ab, der von dem Umschwung in der Stimmung der Stadt natürlich unterrichtet war, es strömte ihm und seinem Heer entgegen, der Hunger trieb es und das Glücksgefühl, nun aller Not entronnen zu sein. Die Soldaten des Condottiere hatten sich mit Broten beladen, die ihnen im Augenblick von den Massen entrissen und verschlungen wurden.

Umjubelt von dem wie trunken sich geberdenden Volk kam Sforza nur langsam vorwärts. Am neuen Tor hielt Ambrogio Triulzio mit einigen Gesinnungsgenossen Wache und verlangte, der neue Herr solle vor seinem Einritt in die Stadt die Verträge beschwören. „Hätte ich das gewusst, so wäre ich nicht hier, aber ich hätte vielleicht ein andres Mittel gefunden!“ war die Antwort. Zugleich öffnete Gaspare mit Gewalt das Tor, und Sforza ritt ein unter dem brausenden Geschrei des Volkes, das vor wenigen Wochen noch einen Blutpreis von zwanzigtausend Dukaten auf seinen Kopf gesetzt und mit dem Tode den bedroht hatte, der nur seinen Namen nannte.

Jetzt ward die kalte Winterluft von den Rufen: „Sforza und Herzog!“ zerrissen. Die wie von Sinnen gekommene Menge trug ihn mit seinem Ross förmlich zum Dom, wo er sein Dankgebet verrichtete; wieder stieg er zu Pferde, vor den Häusern der Marliani auf dem Gemüsemarkt nahm er ein Stück Brot und einen Becher Wein, dann verliess er durch das östliche Tor die Stadt, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Carlo Gonzaga ward von ihm zum Gouverneur Mailands ernannt mit der selbstverständlichen Aufgabe, alle Verdächtigen durch Verbannung und Gefängnis unschädlich zu machen. In einem Monat war das geschehen, und Sforza konnte mit Weib und Kindern in die von seinen Widersachern gesäuberte Stadt im Triumph einziehen.

Mit der Einnahme von Mailand endet die Geschichte des Condottiere Francesco Sforza, und es hebt die des Gründers der neuen Dynastie an, des ersten Herzogs Sforza.

Wenn er nun, da er am Ziel war und das Volk ihn auf den Thron der Visconti rief, auf dem Ritt vom Lager in die Stadt sein Leben an sich vorüberziehen liess, konnte wohl der Stolz über den Erfolg sein Herz schwellen und die Freude die Züge seines ernsten Gesichtes verschönern. Hatte ihm doch das Schicksal alles gegeben, was er von ihm erbitten konnte: ein schönes kluges Weib, eine grosse Herrschaft über ein reiches Land, eine zahlreiche Nachkommenschaft, die die Dauer der Dynastie verbürgte. Wenn er in die Zukunft hätte sehen können, in keine allzuferne, hätte ihm gegraust: der Thronerbe und Nachfolger ermordet, der Enkel von dem herrschsüchtigen Oheim vergiftet, der Moro in einem französischen Gefängnis endend. Fünfundachtzig Jahre nach dem Einzug Francesco Sforzas in Mailand als Herzog ist das Geschlecht mit dem schwachen, unfähigen Sohn des Moro erloschen, auch einem Francesco, der aber von des Grossvaters Tatkraft nichts geerbt hatte. „Das war der Lohn für den Verrat, durch den Mailand seine Freiheit einbüsste“, sagt der republikanisch gesinnte Giuseppe Ripamonti.

Als Sforza, siebzehnjährig der reichen calabresischen Erbin Polissena Ruffa vermählt, von dannen zog nach den Städten, die ihm die Mitgift brachte, gab ihm sein Vater manche gute Lehre ausser einer stattlichen Truppe und

bewährten Offizieren auf den Weg. Er solle sich hüten, lüstern nach den Frauen seiner Freunde und Untertanen zu sehen und die Ehe mit ihnen zu brechen; solle niemals einen von seinen Leuten verletzen oder schlagen, wenn es aber doch im Zufall oder Zorn geschehen, ihn sogleich besänftigen, reich beschenken und weit fortschicken; solle nie ein hartmäuliges Pferd oder eins reiten, das gern die Eisen verlöre. All das hatte den Alten in Gefahr gebracht, deshalb warnte er den Sohn. Zu den Umstehenden soll Attendolo gesagt haben, den Scheidenden musternd: „Diesen soll wahrhaftig Italien als höchsten Fürsten haben!" Eine der bei Renaissance-Biographen und -Historikern nicht ungewöhnlichen Prophezeiungen post factum.

Der Sohn soll eifrig diese Lehren befolgt und dadurch Glück und Erfolg gehabt haben, wie uns versichert wird. Attendolo wusste, welch tüchtiger Kern in seinem Erstgeborenen steckte, hatte er doch schon Proben genug davon erhalten. Bei dem Überfall Tartaglias in Toscanella hatte sich der Sechzehnjährige durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, und in der Schlacht von Aquila zeigte er sich als der echte Sohn des grossen Soldaten Attendolo. Wie Braccio seine Feinde schon in die Flucht zu schlagen begann, gab Francesco, da er sich nicht durch seine Stimme verständlich machen konnte, den Seinen Zeichen mit Schwert und Hand, und nun hob ein harter Kampf an. Als Caldoras Fahnen am Boden lagen, folgten alle Francescos Helm, auf dem die Trauer bekundenden schwarzen Helmbüsche flatterten. Wohin er auch kam, entwickelte sich in dichtem Gewühl erbittertes Streiten. Als einer der Tapfersten Braccios, Brandolin, auf ihn traf, rief er voller Bewunderung: „Wer ist der Schwarzbehelmte, der so tapfer vor allen andern mit blutigem Schwert kämpft und dessen Ansturm an diesem Tage nirgends meinen Augen entrissen wird?" Da man ihm sagte, es wäre Francesco Sforza, seufzte er tief: „Wahrlich, er zeigt sich als Sforzas Sohn!"

Schon früh ein wichtiger Faktor in der Politik seines Vaters — der dreizehnjährige Francesco, von Ladislaus zum Grafen von Tricarico erhoben, blieb bei dem König als Geisel für die Treue Attendolos — ward er mit dreiundzwanzig Jahren ganz auf sich gestellt. Als der zum wilden Strom gewordene Pescara seinen Vater ins Meer

riss, zeigte sich Francesco als würdiger Erbe des so jäh Dahingerafften. Er sah klar, was er zu tun hatte: zunächst und vor allem musste er sich des Heeres, das seinem Vater Treue geschworen, versichern. Es gelang ihm, da er schnell und tatkräftig vorging; damit war viel für ihn gewonnen. Seine Soldaten hinter sich, war er eine Macht. Die Königin Johanna, die auch Attendolo zu ihren Liebhabern gezählt hatte, schenkte ihm ihre Gunst und bestätigte ihn in seinem Besitz. Er half ihr Neapel gewinnen und Braccio schlagen. Dann kam er zu Filippo Maria Visconti. Unter Angelo della Pergola stand er vor Brescia, das Carmagnola gewann, unter Carlo Malatesta bei Maclodio, wo Carmagnola das mailändische Heer so glänzend besiegte und Sforza sich gerade noch durch die Feinde schlagen konnte. In Ligurien erlitt er von Genueser Rebellen eine Niederlage, verlor die Gnade des Herzogs und ward ein Jahr lang auf keinem Kriegsschauplatz beschäftigt. Der Visconti soll, während Sforza in der Lomellina stand, zweimal versucht haben ihn zu vergiften; sicher eine Fabel, was hätte den Herzog dazu veranlassen sollen! Er hätte ihn auch nicht entbehren können; jetzt wo Florenz Lucca bekämpfte, rief er ihn und verabredete mit ihm, was zu geschehen hätte: Offiziell entliess er ihn aus seinem Dienst, in Wirklichkeit zog Sforza in seinem Auftrag dem Herrn von Lucca, Paolo Guinigi, zu Hilfe, auf den die Arnorepublik Braccios Neffen, Niccolò Fortebraccio, mit Erfolg gehetzt hatte. Lucca hasste seinen Herrn und geriet in Aufruhr, Stadt und Land; da wandte sich Guinigi an den Visconti, auf dessen Seite er im letzten Krieg gekämpft hatte, und Filippo Maria sandte Sforza, der siegreich gegen die Truppen der Florentiner vorging. Mit Guinigis Herrschaft war es trotzdem zu Ende. Man entdeckte, dass er Lucca an Florenz verkaufen wollte, setzte ihn gefangen und brachte ihn in einen mailändischen Kerker, wo er zwei Jahre danach eines natürlichen Todes gemäss ausdrücklicher Versicherung der Chroniken starb. Sforza erhielt Waffen und Pferde des Gestürzten. Ein Friede zwischen Florenz und Lucca ward nicht geschlossen. Die Arnorepublik bestach Sforza, siebzigtausend Gulden zogen ihn ohne Bedenken von Lucca ab. Die zu früh triumphierenden Florentiner wurden von Piccinino geschlagen, während Sforza auf dem Wege nach

Neapel war. Dort wollte er nun sein Glück versuchen. In Cotignola ereilten ihn Gesandte des Visconti und der Florentiner. Martin V. war gestorben, Eugen IV., der Venezianer, an seine Stelle getreten. Florenz würde sich jetzt mit der Serenissima verbinden, nahm man mit Recht an. Beide, Mailand wie die Arnorepublik, wollten sich Sforzas versichern. Der Visconti gewann ihn durch das Versprechen, ihm seine Tochter zu verloben und schon jetzt ihre Mitgift zu übergeben.

Die Liga unter Carmagnola kämpfte nicht glücklich. Sforza und Niccolò da Tolentino schlugen ihn bei Soncino, die venezianische Flotte vernichtete der mailändische Admiral. Dass der Visconti auch nach dem Frieden weiter intrigiren und zetteln würde, wusste jedermann. Der Herzog hasste den Papst und wollte ihn aufs äusserste bedrängen. Er nutzte die Erklärungen des Baseler Konzils — das Konzil stehe über dem Papst; der Papst solle binnen drei Monaten persönlich vor ihm erscheinen; falls der Papst nicht gehorsame, werde es ihn absetzen — in einer für ihn sehr charakteristischen Weise aus. Sforza sollte gewissermassen als Beauftragter des Konzils in den Kirchenstaat kommen, es werde nicht an Unzufriedenen fehlen und an leichten Eroberungen. Wieder erhielt Sforza offiziell seinen Abschied, den er sich scheinbar erbeten, weil er die im Kirchenstaat gelegenen väterlichen Besitzungen, die Jacopo Caldora für Neapel mit Beschlag belegt, nicht missen könne.

Der Visconti hatte richtig geurteilt. Sforza gewann Stadt nach Stadt. Der Herzog freute sich seines glänzenden Gedankens und seines Feldherrn, fielen ihm doch alle Eroberungen zu, wie er sicher glaubte. Der Condottiere war aber nicht gewillt, die Städte und Gebiete, die er eroberte oder die sich ihm ergaben, dem Herzog abzutreten. Von seinem Hauptquartier schrieb er: „Aus unserm Schloss Fermo, Peter und Paul zum Trotz!“ Und als die Gesandten von Osimo dem Visconti huldigen wollten, sagte er: „Hier handelt es sich nicht um einen Herzog oder um Mailand. Ich habe euch allein besiegt und für mich gewonnen. Schmerzt es euch zu sehr, dass ihr mir gehorchen sollt, so kehrt in die Stadt zurück, ich werde euch schon zwingen.“ Es blieb dem Papst nichts weiter übrig als

sich mit ihm ins Einvernehmen zu setzen. Niccolo Fortebraccio, der ebenfalls als angeblicher Beauftragter des Baseler Konzils im Kirchenstaate mit grösstem Erfolg auf Eroberungen ausging, wies die Vermittler Florenz und Venedig ab. Sforza ging zu Eugen IV. über, der ihm den Titel eines Markgrafen von Fermo gab, ihn zum Vikar und Gonfaloniere der Kirche ernannte, ihm die zeitweilige Nutzniessung seiner Eroberungen überliess und einen Monatssold von viertausend Dukaten gab. Der Papst sah bald, welch treffliche Hilfe er an dem Condottiere gewonnen hatte, Sforza ging gegen Fortebraccio vor und gewann Eugen die verlorenen Gebiete wieder. Der Dank des Papstes blieb nicht aus. So sehr Eugen das Wiedergewonnene freute, noch mehr ärgerte ihn der Verlust der Mark an Sforza. Er wünschte sich seines erfolgreichen Feldherrn zu entledigen; der Leiter der weltlichen Angelegenheiten der Kirche, Baldassare da Offida, sollte Sforza durch Verrat beiseite schaffen. Baldassare setzte sich mit dem Visconti in Verbindung, der ihm jeglichen Beistand zusagte. Der Plan war fein und schlau angelegt; dass er nicht ausgeführt werden konnte, dankte Sforza dem Kardinal von Capua.

Baldassare, „ein schlechter Soldat und noch schlechterer Berater", beabsichtigte sich unter dem Vorwande, eine grössere Expedition unternehmen zu wollen, einen beträchtlichen Teil der Truppen Sforzas von diesem überweisen lassen; dann sollte der Condottiere samt seiner übrigen Mannschaft niedergemacht werden. Sforza lagerte bei einem vom Reno abgeleiteten Kanal, wo eine Holzbrücke auf die Strasse nach Bologna führte. Am Brückenkopf erhob sich ein Turm, unter ihm Häuser, die zu einer Mühle gehörten, wo der Condottiere morgens unbewaffnet mit seinen Soldaten zu plaudern pflegte. Baldassare, der in der Nähe in Quartier lag, wollte hinter den Turm zwölf Armbruster stellen, die bei günstiger Gelegenheit Sforza niederschiessen sollten.

Der Kardinal von Capua warnte den Bedrohten, überdies fing der Condottiere Briefe auf, die ihm völlige Gewissheit über den Anschlag gaben. Er rief seine Soldaten zusammen, enthüllte ihnen die Absicht Baldassares, weckte durch seine erbitterten Worte ihren Grimm, fiel über die Päpstlichen her und jagte sie in wilde Flucht. Baldassare

ward gefangen, legte auf der Folter ein Geständnis ab und endete in den unterirdischen Kerkern von Fermo.

Hätte sich der Papst auch nicht, wie er es so nachdrücklich tat, entschuldigt, dass er von Baldassares Anschlag nicht gewusst, Sforza wäre vorläufig doch in seinem Dienst geblieben. Er wartete die Zeit ab, da der Visconti seiner bedürfe und ihn riefe. Er wusste sich den Herzog auch durch seine Weigerung günstig zu stimmen, als Condottiere Venedigs den Po zu überschreiten. Da der Kriegsschauplatz jenseit des Flusses lag, konnte natürlich von Erfolgen keine Rede sein. Diese indirekte Parteinahme für ihn lohnte Filippo Maria Sforza reichlich: er schenkte ihm Asti und Tortona, versprach ihm wieder die Hand seiner Tochter und erlaubte ihm Dienste zu nehmen, bei wem er wolle.

Der Condottiere ging nach dem Kirchenstaat, wo sein Besitz durch Taliano von Forli und Francesco Piccinino angegriffen ward. Wie er hier das Verlorene wieder und Neues dazu gewonnen hatte, musste er weiter nach Neapel, wo seine Lehen bedroht waren. Der Visconti sorgte meisterhaft dafür, dass Italien nicht zur Ruhe kam. Sforza sollte dem einen Prätendenten helfen, dem Anjou, Francesco Piccinino dem andern, Alfons von Aragon, der alte Piccinino ward gegen den Papst vorgeschickt, so stand Venedig allein und der Herzog konnte hoffen, Bergamo und Brescia wieder zu gewinnen. Filippo Marias Intrigen wurden bald erkannt, und abermals schlossen sich Venedig, Florenz, Eugen IV. zusammen; Sforza ward Bundesfeldherr. Auch jetzt ging er nicht energisch gegen den Visconti vor; der hielt ihn durch die Aussicht hin, nun endlich die Hand seiner Tochter zu gewinnen. Als Sforza sich wieder überzeugt hatte, dass es nur leere Worte waren, zögerte er nicht länger.

Wenn der Herzog in diesem Jahre 1439 sich nicht nur gegen die Liga behauptete, sondern sogar Vorteile, wenn auch nicht gewichtige, errang, kam er doch nicht an sein Ziel: die Eroberung Brescias. Die Stadt wehrte sich heldenmütig, und nach manchen Zwischenfällen gelang es Sforza ihr Hilfe zu senden. Zweimal, aber vergeblich trotz aller Beschwerden und Gefahren hatte er sie zu entsetzen versucht. Im folgenden Jahr gelang es ihm unter

Gattamelatas Beistand, er nahm die Flotte Mailands auf dem Gardasee fort, eroberte die bedeutendsten Burgen und Schlösser an den Ufern und rückte mit einem starken Heer vor. Der Visconti war in entschiedenem Nachteil und demnach geneigt, dem Condottiere alle möglichen Versprechungen zu machen. Sforza überzeugte sich abermals, dass Filippo Maria nur sein Spiel mit ihm treibe, und gab eine kühl abweisende Antwort.

War Sforza bisher das Glück treu gewesen, so wandte es sich nun von ihm ab. Sforza beriet in Venedig mit dem Senat den Plan für den kommenden Feldzug, da erhielt er die Nachricht, Niccolò Piccinino sei mitten im Winter über Adda und Oglio, ins Gebiet von Brescia eingefallen, habe Chiari und Soncino genommen und den trefflichen Condottiere Sarpellione aus Sforzas Dienst zu sich herübergezogen.

Nun ging er gegen Piccinino vor; der aber, an Streitkräften ihm nicht gewachsen, verschanzte sich in Cignano. Sforza belagerte ihn und suchte ihn zu einer Schlacht zu verlocken; umsonst. Endlich wandte er sich gegen Martinengo, das er leicht erobern zu können glaubte. Piccinino hatte aber Truppen hineingeworfen und war bald mit seinem ganzen Heer zur Stelle. In Kürze ward Sforza von ihm selbst belagert und immer enger umschlossen. Piccinino schnitt ihm die Zufuhr ab; um jeden Wagen voll Brot und Fourage ward blutig und hart gekämpft. Menschen und Pferde gingen durch Hunger und Erschöpfung in Masse zugrunde. Sforza sah sich verloren. Da kam ihm Rettung, von Filippo Maria, der aufs tiefste betroffen durch die Forderungen Piccininos und seiner andern Condottieri mit Sforza in grösster Heimlichkeit Verhandlungen anknüpfte. Ganz unerwartet sah sich Sforza am Ziel, dem er so lange vergeblich zugestrebt hatte: die Tochter des Visconti ward ihm vermählt, damit erhielt er die Anwartschaft auf den Herzogsthron von Mailand.

Der Condottiere sollte sich aber nicht lange in der Gunst Filippo Marias behaupten. Der Visconti fürchtete, Sforzas Macht werde übergross und könne ihn selbst schliesslich erdrücken. Er gewann leicht Papst Eugen IV. und König Alfons von Neapel zu einem Bund gegen seinen Schwiegersohn, dem Venedig und Florenz zur Seite standen. Sforza sollte, so plante der Herzog, die Mark verlieren, die er seit

acht Jahren beherrschte. Eugen bannte den Condottiere als Usurpator, Eidbrüchigen, Verschwörer, Rebellen und nahm ihm die Würde eines Gonfaloniere der Kirche. In der Mark war Sforza nicht beliebt, da er sie durch schwere Auflagen drückte. Kaum hatte das Heer der Liga die Grenze überschritten, da loderte die Empörung in hellen Flammen auf. Sofort stellten sich Matelica, Tolentino, Macerata unter Banner und Schutz der Kirche, Manno Barile, einer der ältesten und ergebensten Anhänger des Hauses Sforza, verliess den Condottiere, und zwei seiner Obersten, Troilo Orsini und Pietro Brunoro, übergaben den Verbündeten Iesi und Fabriano. Er verlor die ganze Mark bis auf das durch Alessandro Sforza verteidigte Fermo.

Abermals hatte Sforza seine Rettung wie bei Martinengo dem Visconti zu danken. Geschwächt wollte Filippo Maria seinen Schwiegersohn sehen, doch nicht vernichtet. Der Sieg, den der Condottiere bei Montelauro über Piccinino erfocht, nutzte Sforza wenig, geschweige dass er eine Entscheidung brachte. Erst als der Herzog Piccinino vom Kriegsschauplatz nach Mailand rief, gewann Sforza die Oberhand. Bei Mont' Olmo warf er die Päpstlichen mit voller Entschiedenheit zu Boden und Eugen IV. war klug genug, die Konsequenzen aus dieser Niederlage zu ziehen und mit dem Sieger Frieden zu schliessen: Sforza behielt mit dem Titel eines Markgrafen alle Gebiete, die er besass, und die er in acht Tagen erobern würde. So gewann er die Mark wieder bis auf Ancona, Recanati, Osimo und Fabriano, die ihm aber trotzdem Steuern zahlten.

Lange sollte Frieden und Freundschaft mit dem Visconti nicht dauern. Filippo Maria war durch den Tod Piccininos seines fähigsten Condottiere beraubt worden und suchte einen Heerführer, der den Verschiedenen ersetzen könnte. Niemand erschien ihm geeigneter als Sforzas Oberst Sarpellione, der wieder zu seinem alten Führer zurückgekehrt war und am meisten zu dem Siege bei Montelauro beigetragen hatte. Er sondierte Sarpellione und schloss, als der sich seinen Wünschen und Anerbieten geneigt zeigte, einen Vertrag mit ihm.

Sarpellione, ein alter Genosse und Freund Sforzas, zögerte naturgemäss, sich mit seinem Feldherrn über die Schwenkung, die er vornehmen wollte, zu verständigen. Er bat

ihn um Erlaubnis, nach Mailand gehen zu dürfen, um die Einkünfte einiger ihm vom Herzog geschenkten Güter in Empfang zu nehmen. Sforza hatte aber von seinen Verhandlungen mit dem Visconti erfahren und war nicht geneigt, ihn aus seinen Diensten zu entlassen. Der heimliche Abfall seines langjährigen Kampfgefährten erbitterte ihn aufs tiefste; er liess Sarpellione festnehmen, angesichts der Folter gestand der Überrumpelte mehr als er getan, er ward verurteilt und enthauptet.

Diesen voreiligen Schritt, zu dem ihn der Zorn fortgerissen hatte, sollte Sforza schwer büssen. Das Bluturteil erregte in ganz Italien das grösste Aufsehen, und allgemein war der Tadel und die Entrüstung; der Visconti sah in Sforzas Vorgehen eine schwere Beleidigung sich gegenüber und erklärte ihm unumwunden, dass er seine Gunst völlig verloren, dass er Sarpellione rächen und ihn aus der Mark vertreiben wolle. Der Herzog setzte seine drohenden Worte alsbald in die Tat um, er schloss mit Neapel, dem Papst, Sigismondo Malatesta einen Bund gegen Sforza. Den Heeresmassen Alfonsos, die von den Abruzzen gegen die Mark zogen, den Scharen Talianos da Forli, Malatestas, Luigi Sanseverinos, Carlo Gonzagas vermochte Sforza nicht Widerstand zu leisten. Er wich vor ihnen nach Pesaro, wo er die ihm von Venedig und Florenz zugesagten Hilfstruppen abwarten wollte. Gute Ratschläge, etwas Geld kam wohl, doch kein Soldat. Sforza sollte auf Wunsch der beiden Republiken nach Umbrien gehen, gegen Rom, die Unzufriedenen um sich sammeln und dem Papst den Krieg ins eigene Land tragen. Er tat es auch, doch ohne genügende Streitkräfte, so dass das Unternehmen scheitern musste. Er musste umkehren und irrte wie ein Räuber in den Bergen, die Siena von Gubbio trennen, umher und nährte sich von Wurzeln und Kräutern. Sein Bruder Alessandro vermochte nicht mehr Pesaro zu verteidigen, niemand blieb ihm treu als Federico Montefeltro.

Sforza stand am Rand des Verderbens, da rettete ihn Filippo Maria wider Willen durch seinen ungezügelten Hass, der seinem Schwiegersohn alles nehmen wollte. Der Visconti wollte Cremona wiedergewinnen, das einen Teil der Mitgift Bianca Marias gebildet hatte. Dagegen erhoben sich Venedig und Florenz, und nun kam ein für Sforza glück-

licher Umschwung. Michele Attendolo schlug Francesco Piccinino zwei Miglien oberhalb von Casalmaggiore und machte durch Eroberung des Lagers, das keiner zu verteidigen gedachte, reiche gewissenhaft unter Oberfeldherrn und Obersten verteilte Beute, wozu auch die Weiber in dem erstürmten Lager gehörten. Durch diesen Sieg lag den Verbündeten das ganze Land zwischen Mailand, Po, Adda bis zu den Seen offen. Jetzt näherte sich der Visconti Sforza. Der Condottiere wäre nicht einem Frieden mit ihm abgeneigt gewesen, doch fürchtete er, wenn er ihn heimlich schlösse, als Verräter seiner Verbündeten zu gelten, dann auch und vor allem, abermals von Filippo Maria getäuscht zu werden. Er schloss aber mit Alfons und Eugen einen Waffenstillstand. Die Republiken nahmen das als Vorwand, Sforza die Freundschaft aufzusagen, und sandten Michele Attendolo gegen Cremona. Jetzt einigte sich Sforza mit dem Herzog unter glänzenden Bedingungen. Doch wieder gewannen die Feinde des Condottiere bei dem Visconti die Oberhand, Filippo Maria zahlte ihm nur die erste Rate des vereinbarten Jahressoldes, dann erklärte er seinen Schatz für erschöpft: Sforza werde sich schon zu helfen wissen, er, der Herzog, könne seinen Untertanen keine neuen Steuern auflegen. Da der Condottiere durch Geldmangel an jedem Vorrücken verhindert war, sah der Visconti die Verbündeten die Lombardei plündern und verbrennen. Endlich verschaffte sich Sforza durch den Verkauf von Iesi Geld, jetzt konnte er nach dem Kriegsschauplatz aufbrechen. Unterwegs erhielt er eine Nachricht, die mit einem Schlage wieder alles für ihn änderte: der Herzog war gestorben.

Als Sforza der erwählte Nachfolger des letzten Visconti geworden war, galt er doch manchen und nicht den Machtlosesten nicht als rechtmässiger Herzog von Mailand. Ob freilich ein Kaiser wie Friedrich III. gegen seine Erhebung sich erklärte, war belanglos, und eine Gefahr für ihn bedeutete auch nicht der Protest des französischen Königs. Venedig aber rüstete mit Eifer und Sorgfalt gegen ihn, doch es kam nur zu der berühmten Schlacht von Montechiaro. Colleonis Abfall von Venedig und eine grosse Pest hatten den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögert. Im April 1452 zogen die Heere aus; venetianischer Feldherr

war Gentile da Lionessa, Sforza rückte selbst ins Feld. Der Sommer verging unter Rauben und Plündern, wobei die Freunde ebenso wie die Feinde zu leiden hatten. Dann schlugen die beiden Gegner in der Ebene von Montechiaro Lager auf. Sforza schickte Gentile seinen Herold am letzten Oktober mit Handschuh, Fehdebrief, Lanze, alle blutbefleckt, und forderte ihn zur Schlacht heraus. Gentile bewirtete ihn mit Wein und Konfekt, erwiderte seine Ansprache im eigenen Namen und in dem seiner Mitfeldherrn und übergab ihm zwei blutbefleckte Handschuhe für Sforza zum Zeichen, dass er die Schlacht für den folgenden Tag annähme.

Der Herzog traf aufs beste die Vorbereitungen zum Kampf, der seiner Meinung nach erbittert und blutig werden musste. Er wachte darüber, dass seine strengen und bestimmten Befehle für seine Soldaten auch ausgeführt wurden: niemand durfte seinen Platz vor oder nach der Schlacht verlassen bei Strafe des Galgens. Am Morgen führte er das Heer in schönster Ordnung ins Feld, erwartete aber die Feinde vergebens. Ob sie nun der eisige Regen, der in dichten Strömen niederfiel, oder übermässige Vorsicht zurückhielt, konnte er nicht entscheiden. Sie blieben in den Schanzen und erwiderten nur kräftig und tapfer den Spott und Hohn der Herzoglichen. Sforza musste endlich abziehen. Er zahlte ihnen ihre Feigheit heim, indem er auf dem Platz eine Säule errichtete mit dem ihm von Gentile gesandten Handschuh auf der Spitze. Diese heldenmütige Wortschlacht hat ihren Herold in Porcellio gefunden, der einen echten Renaissancehymnus darauf gedichtet hat.

Auch weiterhin hatte Venedig wenig Glück im Krieg gegen Sforza. Zwei seiner Condottieri, Tiberto Brandolini und Evangelista Savelli, gingen zum Herzog über, Savelli übergab ihm sogar die Abtei von Cereto, die er hüten sollte, und ward von der Republik in Acht und Bann erklärt. Allerdings verlor Sforza an Venedig Colleoni, doch auch das hatte keine bösen Folgen für ihn. Zweimal schlug er die Truppen der Serenissima, einmal blieb der Ausgang des Kampfes ungewiss. Wer weiss, wie lange die Feindseligkeiten noch gewährt hätten, wäre nicht ausserhalb Italiens etwas Erschütterndes geschehen, das

dem Krieg auf der Halbinsel ein Ende machte! Mahomet II. hatte Konstantinopel erobert. Eine allgemeine Sehnsucht nach Frieden und Ruhe mochte schon längst die Herzen erfüllt haben. Jetzt ward sie gestillt. Wer konnte wissen, ob die Ungläubigen sich mit ihrer Beute begnügen, ob sie nicht nach Italien übersetzen würden! Der Türke bildete eine Gefahr für alle Staaten der Halbinsel. Sie mussten sich gegen ihn zusammenschliessen. So endete der lombardische Krieg, der vom Regierungsantritt des letzten Visconti bis zum Jahre 1453 gedauert hatte, mit dem Frieden von Lodi. Sforza liess Venedig Bergamo und Brescia, behielt die Ghiaradadda, schloss auf fünfundzwanzig Jahre einen Bund mit der Serenissima und Florenz und auf dreissig Jahre eine Liga mit Neapel.

Von dieser Zeit an hielt Sforza Frieden und lebte in Ruhe, einmal nur noch gegen die Franzosen und um Genua stritt er. Als Herzog von Mailand, Doge von Genua, Herr von Korsika starb er, im höchsten Glück, wie Simonetta sagt, der sein Leben und seine Taten beschrieb; er hatte noch sechzehn Jahre seiner Herrschaft sich freuen dürfen. Er erlag der Wassersucht, an der er schon früher arg gelitten, in zwei Tagen. Jeder hätte ihm noch ein langes Leben prophezeit. Seinen schnellen Tod erklärten die Ärzte dadurch, dass er sich der täglichen Arzneien und der täglichen Körperreinigung mehrere Tage enthalten und ein einzigartiges Mittel, um die in die Beine hinabsteigenden Flüssigkeiten fest zusammenzuziehen, angewendet hätte. Kurz vor seinem Ende hatten ihm noch französische Gesandte den Dank ihres Königs Ludwig XI. für seine Hilfe gegen die Adelsvereinigung du bien public ausgesprochen.

Sforza hatte das Ziel, dem er als Herzog von Mailand stets zustrebte, wirklich erreicht: der Lombardei Frieden zu geben und zu erhalten, in Italien die Ruhe zu bewahren, die Franzosen von der Halbinsel fern zu halten. Als er auf dem Thron der Visconti sass, strebte er nicht mehr nach Machtzuwachs — Genua und Korsika fiel ihm beinahe ohne sein Zutun anheim — er suchte seine Herrschaft zu erhalten und zu festigen, wollte das Gewonnene nicht durch kühnes Spiel gefährden.

Von seinen letzten Tagen, seinem Ende, seinen Eigenschaften schreibt Simonetta: Bianca Maria, eine wahre Virago,

ebenso klug wie weit über weiblichen Durchschnitt mutig, konferierte ständig mit den Ärzten und sorgte stets für die Heilmittel. Als sie erkannte, dass sowohl nach dem Urteil der Ärzte — wen sie fragte, der antwortete entweder gar nicht oder ängstlich — wie nach ihrem eigenen Francesco langsam sterbe, schrieb sie eilig an Galeazzo, den Thronerben, heimzukommen. Sie rief in später Nacht den Senat und angesehene Mailänder Bürger zusammen und bat um ihren Beistand. Sie fürchtete nach Francescos Tode Aufruhr. Sie selbst, obwohl mehr einer Toten als einer Lebenden ähnlich, bewahrte unter den Tränen der übrigen ihre Fassung. An alle Machthaber wendete sie sich nach Francescos Scheiden mit der Bitte um Beistand, vor allem an Neapel, Florenz, Papst Paul und Venedig. Francesco war besonders beim Volk, nicht so sehr beim Adel beliebt; gleich etwas Göttlichem ward er verehrt, daher überall Klagen und Tränen nach seinem Tode. Ungeheure Trauer erfüllte den ganzen Staat, da alle nicht nur den besten Fürsten, sondern den Vater, das Leben selbst und die Seele verloren zu haben schienen. Dabei erscholl sein Lob bis zum Himmel.

Zwei Tage behielt Bianca Maria den Toten bei sich, sass bei ihm, betrachtete ihn, als lebte er noch. Während alles in Trauer war, behielt sie ihre Fassung. Am dritten musste sie ihn hergeben, da der Leib schon in Verwesung überzugehen begann. Sie küsste den Toten noch auf die Augen und das ganze Gesicht, obwohl die Ärzte und die Umstehenden sie daran zu hindern suchten.

In kostbarster Kleidung, mit den herzoglichen Abzeichen geschmückt, mit dem Schwert umgürtet, das ihn in alle Schlachten und Siege begleitet hatte, das Szepter in der Rechten, so lag er mitten im Dom bis zur Vesper, damit ihn noch alle sehen konnten.

Er war mehr als mittelgross, schön, stattlich, wohl proportioniert; er sah so würdig, ernst, majestätisch, dass man ihn leicht unter Tausenden erkannt hätte. Er war stark und behende und im Wurfspiesswerfen, Ringen, Laufen, Springen wagte sich niemand mit ihm zu messen. Schwere eiserne Pfähle und grosse Steine warf er so weit wie andere leichte Wurfspiesse. Körperliche Anstrengung ertrug er ohne Mühe. Er litt nicht unter der Kälte im Winter noch unter der Hitze im Sommer. Barhaupt unterzog er

sich den grössten Arbeiten. Die schwerste Rüstung drückte ihn nicht mehr als einen alten Römer die Lacerna gedrückt hätte.

Durst und Hunger trug er ohne Beschwerde. Er hatte keine Furcht vor Wunden, der Schmerz betäubte ihn nicht. Und gar manche Wunde ward ihm in der Schlacht geschlagen. Keiner war mässiger als er in Speise und Trank. Er ass wenig und leckere Speisen nie, Zukost entbehrte er leicht und gern. Er ass zierlich wie ein junges feingebildetes Mädchen, er war selten bei Tisch allein, und beim Mahl durften ihm die meisten nahen, konnten ihn allein oder öffentlich sprechen. Schwierige Streitfälle pflegte er selbst klug und treffend zu entscheiden.

Er bedurfte nur eines kurzen Schlafes, der blieb ihm aber auch bei grösster geistiger Anstrengung, Sorge, Kummer, körperlicher Mühsal und inmitten des ärgsten Lärms: die Soldaten konnten im Lager nach Herzenslust in vollem Chor Kriegslieder singen, Trompeten konnten schmettern, Trommeln wirbeln, er schlief fest.

Er überwand jeden Schicksalswechsel, trug nicht nur mutig, was kam, sondern sogar freudig, war stets ungebrochen und unerschüttert. Schrecken kannte er nicht. Erscholl tags oder nachts plötzlich Kriegsgeschrei, so war er zuerst unter Waffen und lief eilends an den Ort des Tumults.

In all seinen Angelegenheiten war er furchtlos, schnell, klug und entschlossen. Er suchte nicht nur die Bewegungen, sondern auch die Absichten der Feinde, ihren Kriegsrat zu erkunden. In der Führung und Verpflegung des Heeres, in der Anordnung der Schlachtreihe, in der Einleitung der Schlacht zeigte er solche Erfahrung, Vorsicht und Geistesgegenwart, dass ihn nach dem Urteil der Feinde selbst im Kampf niemand übertreffen konnte.

Er war scharfsinnig, bedächtig, klug, einsichtig und überlegte in militärischen und politischen Angelegenheiten alles aufs sorgfältigste. Er legte sich möglichst genau den Ausgang zurecht und führte unglaublich schnell aus, was er einmal beschlossen hatte.

Gegen alle Verführungen, menschlichen Lüste und Begierden war er gewappnet. Das Unglück drückte ihn nicht nieder, das Glück machte ihn nicht übermütig; er blieb be-

scheiden und schützte andere vor Unrecht und Beschimpfung. Er rächte sich an besiegten Feinden nicht und gab den andern das Beispiel.

Er war so scharfsinnig und klug, dass er den Ausgang seiner kriegerischen Unternehmungen fast immer voraussah und sehr oft, lange ehe er sie erfochten, seine Siege voraussagte. Aus jeder Gefahr wusste er einen Ausweg.

Er war gütig, wohltätig, freigebig in allen Dingen und besonders in Geldangelegenheiten wie kein andrer. Cosimo de' Medici und viele andere liessen ihn oft durch Briefe und Boten mahnen, nicht so freigebig zu sein und das Geld zu schonen: es könne doch geschehen, dass, wenn nicht er, so doch seine Kinder einst des Geldes bedürften. Darauf erwiderte er, er verkenne Cosimos lautere Absicht nicht, wolle aber lieber sterben, als des Geizes angeklagt werden: er glaube nicht, dass er ein so grosses Fürstentum gewonnen habe, um Schätze zusammenzuraffen, anstatt sie nach Recht und Billigkeit freigebig an die andern zu verteilen. Gott habe ihm genug, ja übergenug gegeben, so dass seine Kinder, wenn sie rechtschaffen wären, nie Geld benötigen würden: wären sie es aber nicht, was Gott verhüte, so würde ihnen kein Schatz, selbst der grösste etwas nützen. Kaufmann sei er nie gewesen, noch wolle er künftighin dafür gehalten werden. Er habe bis jetzt nichts Nützlicheres gefunden als sein im Kriege gewonnenes Geld stets unter die zu verteilen, die sich in seinem Dienste bewährt und seiner Freigebigkeit sich würdig gezeigt hätten. Deshalb habe er stets die tüchtigsten, treuesten Soldaten besessen und durch sie gemäss der göttlichen Güte sich sein Reich erobert. Jetzt aber schone er das Geld, leihe es auf Zins.

Er war human und mild, suchte seinen Zorn zu mässigen: hatte er sich gegen jemanden wörtlich oder tätlich heftig gezeigt, so suchte er es schweigend wieder gut zu machen und ihn sich durch Wohltaten zu gewinnen. Die Verbannten, armen Pilger, bedürftigen Wanderer, die zu ihm in grosser Menge kamen, nahm er so freundlich und freigebig auf, dass keiner traurig und bekümmert davon ging. War jemand krank, so kam er selbst oder schickte Ärzte und half mit Geld. Den Verwundeten im Feldlager pflegte er vor allem in reichem Mass zu Hilfe zu kommen.

Werke der Barmherzigkeit tat er bereitwillig, Almosen gab er in Fülle, wie die vielen Spenden an Kirchen und Klöster beweisen.

Die Klugen und Rechtschaffenen ehrte und liebte er, die Zuchtlosen waren ihm zuwider. Wie er gegen die einfachen und offenen Menschen ohne Arg und Falsch war, so waren ihm die verschlagenen, doppelzüngigen, versteckten Schmeichler verhasst. Er hielt Treue und fest und unverletzlich sein gegebenes Wort. Auf seine Ehre und seinen guten Namen war er stets eifrig bedacht; es lag ihm daran, zu erkunden, was man von ihm sprach, um Rechenschaft für seine Worte, Taten und Bestrebungen abzulegen, damit nichts Schändliches von ihm umlief.

Er war fromm und demütig, deshalb ging er gegen alle, die Jesu und die Heiligen zu verabscheuen schienen, gegen die Lästerer sehr streng vor. Jeglichem Aberglauben war er fremd. Von den Mathematikern hielt er nicht viel, er richtete sich nicht nach den leeren Urteilen der Astrologen, sondern folgte der Vernunft selbst. Er besass eine bedeutende natürliche Beredsamkeit; sprach er, gewählt und würdig, so erschien er den an seinen Lippen hängenden Hörern wie der alte Nestor verehrungswürdig und bewundernswert.

Wollte man all seine Vorzüge im einzelnen aufzählen, so würde man, sagt Simonetta, allzuviel Raum gebrauchen: doch das möchte ich als sicher behaupten, nach C. J. Caesar hat, wie du finden wirst, Italien niemanden gehabt, den man mit Recht diesem einzigen Franz Sforza vergleichen könnte. Er hatte stets gesiegt, war niemals besiegt und hinterliess, als er starb, ebensoviel Sehnsucht als Klagen. Als die Florentiner Gesandten zu dem neuen Herrn von Mailand kamen, um ihm zu kondolieren und gratulieren, konnten sie sich obwohl in öffentlicher Audienz nicht vieler Tränen enthalten.

Alfons von Neapel erkärte, Niccolò Piccinino könne mit niemandem unter den Heerführern seiner Zeit als mit Sforza verglichen werden; doch sei es zweifelhaft, wem der Vorzug gebühre. Wenn sie an persönlichem Ansehen und in der Taktik fast gleich wären, sei dennoch ihr Vorgehen im Krieg ganz verschieden. Niccolò, hitziger zum Kampf, lasse sich schnell, wenn die Gelegenheit da, in ein

Treffen ein, komme dem Feinde durch Schnelligkeit zuvor, ermüde ihn durch Angriffe, bediene sich mehr der leichten Reiterei als des Fussvolks, liebe entschlossene und kräftige Soldaten, lasse sich durch die Menge der Feinde nicht schrecken. Franz Sforza aber kämpfe mit Kunst und unvergleichlicher Geschicklichkeit selten, wenn nicht verabredet, ermüde und breche den Feind durch Zögern und Einschliessen, halte das Fussvolk hoch. Er habe mit Gold, Silber, Seide geschmückte und tapfere Soldaten und sei der Zahl der Truppen nach überlegen. Den Feind vernachlässige er nicht, und er fürchte nicht, ihn anzugreifen. Niccolò sei gegen das Kriegsvolk nachsichtiger, Sforza strenger. Niccolò griff schnell und unvergleichlich beherzt an, so dass er mehr als kühn wie als klug galt. Sforza war in diesem Punkte das gerade Gegenstück zu ihm. An Geistesgrösse wich er niemandem, er griff keinen unbesonnen an, unternahm nichts, was etwa mehr dem Zufall und Schicksal als der Vernunft und Einsicht anheimzustellen war.

Naturgemäss ist dies von Simonetta gemalte Bild Sforzas geschmeichelt, schrieb er doch in Mailand, unter den Sforza und in Erwartung von Anerkennung und Lohn für sein Werk. Er fälschte nicht die Tatsachen, liess aber, was etwa seines Helden Ruhm mindern konnte, im Hintergrund, rückte seine Vorzüge an den hellsten Platz: so ist bei ihm der Condottiere Sforza der erste Kriegsmann, der grösste Feldherr seiner Zeit geworden, der Mensch Sforza frei von aller Fehl und Schuld.

Nach dem Wort eines Zeitgenossen herrschte zwischen dem Herzog und Bianca Maria eine unerschöpfliche eheliche Liebe, trotzdem hielt Sforza seiner Gemahlin die Treue durchaus nicht, wie man annehmen könnte. Eine gewisse Mariuccia Dello Drago von Aquila schreibt ihm einmal: „Das Mädchen, das Ihr mit mir gezeugt habt, zeigt nach seinem Äussern und Benehmen sich ganz als die Tochter eines grossen Herrn. Denkt daran, ihm eine entsprechende Mitgift zu geben." Bianca Maria, gross, wohl gebaut und majestätisch, weiss von Haut und rein an Sitten, zum Scherz aufgelegt, mit sanftem und züchtigem Lächeln, von verehrungswerter Würde, war die rechte Lebensgefährtin für Sforza. Die Zeitgenossen schildern die tapfere Frau hoch zu Ross inmitten der Soldaten und

rühmen die Wirksamkeit ihrer männlichen und überzeugenden Worte, aus denen die Kriegsleute Kraft und Mut schöpften, „wie jeder weiss, der sie sah, und du begreifst es", erklärt Sabadino, „wenn du sie hörst". Sie war eine echte Virago, stellte sich oft wie im Jahre 1448 vor Cremona an die Spitze der Mannschaften und ging gegen den Feind vor. Der Herzog beriet sich mit ihr in schwierigen Lagen und tat nichts, ohne sie gehört zu haben. Wie sie in ihrer einsamen Jugend auf der Burg Abbiategrasso sorgfältig gebildet worden war, so wachte sie auch mit allem Eifer über die Erziehung ihrer Kinder. „Wir vergessen nicht, dass wir Fürsten und nicht Literaten erziehen müssen", sagte sie einmal zu Filelfo. Sie überliess nicht den Lehrern allein den Unterricht, sondern stellte manchmal selbst das Thema; so mussten die Knaben, die dreizehn bis sechzehn Jahre alt waren, einmal in lateinischer Sprache die Fragen behandeln: „Wie, nach welchen Regeln und durch welche Kunstmittel werden zwischen Fürsten Verträge geschlossen?" Der Tag verging den Kindern in genauester Einteilung und vollkommner Ausnützung der Zeit: Arbeitsstunden, gymnastische Spiele, militärische Übungen. Hofdamen mussten sie gutes Benehmen lehren. Mit dem Herzog ritten oder gingen sie spazieren, besuchten sie vornehme Bürger. Kamen Herren aus andern Städten an den Hof, so mussten sie sie unterhalten und mit ihren Damen tanzen. Ein Edelmann aus Navarra, den Agnes von Maino, Bianca Marias Mutter, 1457 in den herzoglichen Palast führte, sah die Kinder sich so gesetzt, klug und höflich betragen, als wären sie zwanzig Jahre alt.

Die Herzogin war eine eifrige Christin, die oft fastete, wie eine Nonne sich kasteite und das Bussgewand anlegte; nachts ging sie barfuss und allein zur Kirche Santa Maria beim neuen Hospital und im November zur Santa Maria presso San Celso ausserhalb Mailands. Dabei wusste sie, ihrer Stellung eingedenk, glänzend zu repräsentieren und hatte Freude an reichem Schmuck und prächtigen Gewändern. Freigebig von Natur, überhäufte sie die alten Soldaten und Diener ihres Vaters mit Wohltaten. Wenn ihr jemand sagte, sie gebe zu viel, so erklärte sie, sie könne nicht so viel tun, um ihrer Absicht völlig zu genügen. Die Töchter armer adliger Familien steuerte sie

mit einer Mitgift aus. Sie half, wo sie konnte, mit Rat und Tat.

Über Francesco wachte sie mit eifersüchtiger Liebe. Um ihn sich zu erhalten, war ihr jedes Mittel recht. Ein Mädchen in ihrer Umgebung, Perpetua aus Novara, hatte Sforzas Liebe gewonnen und dem Herzog einen Sohn geschenkt. Er fand für sie einen Gatten, schon war die Vermählung festgesetzt, als am Hochzeitstag selbst das Mädchen entführt ward. Man sah es niemals wieder. Die Herzogin, wie geflüstert wurde, hatte es fangen und durch ihre Häscher töten lassen.

Francesco begegnete Bianca Maria stets mit der achtungsvollen Liebe, die man für die Frau hegt, der man viel verdankt. In einem Brief vom 3. Juni 1463 schrieb er ihr, zu seinem grossen Kummer habe er erfahren, dass sie auf ihrem Ritt von Lodi nach Cremona von Sonne und Staub hätte viel ausstehen müssen; er tröstet sie liebevoll und bittet sie, sich ähnlichen Strapazen nicht mehr zu unterziehen. Wenn sie nicht schon auf sich diese Rücksicht nähme, solle sie wenigstens sie auf ihn nehmen. Er empfiehlt ihr, den Rat ihrer Ärzte zu befolgen und nicht alles nach ihrem Kopfe zu machen.

Sie wusste das Verhältnis des Herzogs zu Adel und Volk zu einem guten, ja vertrauten zu gestalten. Die Klugheit Sforzas kam ihr dabei entgegen. Nur durch eifrige Fürsorge und gerechte Behandlung konnte er sich behaupten und die neue Dynastie festigen. Der Herzog Sforza ist ein andrer als der Condottiere Sforza. Diesem waren und mussten alle Mittel und Wege, die zum Ziel führten, willkommen und recht sein; einmal auf dem Thron konnte jener wählerisch und durfte es sein.

Wenn die Plünderung Assisis das Andenken Piccininos befleckt, so schändet Sforza die Verwüstung Piacenzas. Die Novembertage des Jahres 1447 haben der armen Stadt das Leben gekostet. Fünfzig Tage hausten die Sieger in ihr wie die Barbaren. Kein Stück Beute, und mochten es eiserne Krampen und Riegel sein, entging ihren habgierigen Augen. Zehntausend Bürger wurden als Sklaven verkauft. Die vergewaltigten Frauen und Mädchen hat keiner gezählt. Unbedenklich, wie hier Sforza vorging, opferte er auch der entfesselten Volkswut fünf Jahre später

den wohl strengen und harten, aber um ihn verdienten Tiberto Brandolin, und gleich gewissenlos entledigte er sich Carlo Gonzagas und Guglielmo von Montferrats, die beide nicht wenig zu seinen Erfolgen vor seiner Wahl zum Herzog beigetragen hatten. Sobald Sforza des endgültigen Sieges sicher war, erachtete er sich aller in der Not den beiden Condottieri gemachten Zugeständnisse ledig. Er klagte Gonzaga des Verrats an, Guglielmo des schuldigen Einverständnisses mit seiner eigenen Gemahlin. Beides waren falsche Beschuldigungen. Sie waren mit dem Augenblick frei, wo sie die Güter, die er ihnen hatte geben müssen, um sie auf seiner Seite zu halten, ihm zurückgaben.

Ohnehin sparsam, wo es ohne Schädigung seines Ansehns geschehen konnte, gab Sforza für den Unterhalt seiner Truppen und den Sold der Condottieri weniger als die andern Fürsten und Republiken aus. In gar manchem Brief ermahnte er seine Verbündeten, die Florentiner, ihm die Verhandlungen mit den Condottieri zu überlassen, da er für neun erhalte, was sie kaum für zwölf. Seine Befehle an die Condottieri sind bündig und energisch. Sie verraten den Herrn, der an Gehorsam gewöhnt ist. Wo die andern Fürsten, die Republiken ihre Kriegshauptleute höflichst baten, hatte er nur kurze, bestimmte Befehle. Wie seine Soldaten, so hielt er seine Obersten in Gehorsam und Zucht.

Sparsam war er auch gegenüber seinen Gesandten. Nicodemo da Pontremoli, sein Legat in Florenz, schreibt einmal an den herzoglichen Sekretär Francesco Simonetta: Es seien ihm nur zwei Pisaner Golddukaten übrig geblieben, die er auf keinen Fall habe ausgeben wollen, und ein halber Dukaten in Scheidemünze. So viel Schelme würden reich, und er, der dem Herzog stets mit grösster Hingebung gedient, schmachte im Elend; aus Schmerz darüber würde er sicher noch schwer krank werden; Cosimo de' Medici habe er schon so oft um Darlehen angegangen, dass er es jetzt nicht mehr könne, und bei andern wage er nicht vorzusprechen. In Florenz sei das Leben so teuer wie nirgend sonst in Italien, und mit seinen Mitteln könne er dort nicht leben.

Einer wusste aber mit Erfolg Sforzas Sparsamkeit zu bekämpfen: Filelfo. Freilich schrieb er einmal am 17. Mai

1455 an Piero de' Medici: „Der Herzog von Mailand ist kein grosser Freund Apolls; die Gelehrten arbeiten um der Ehre willen, aber auch ein wenig für Lohn. Ich finde hier weder das eine noch das andere, und wenn das so weitergeht, sehe ich mich gezwungen, von dannen zu ziehen. Ich schickte mich an, die Taten Francesco Sforzas in einem lateinischen Gedichte von zwanzig Gesängen zu preisen und glaubte etwas zu tun, was seinen Namen unsterblich gemacht hätte." Filelfo dachte aber gar nicht daran, Mailand und den Herzog zu verlassen. Mochte er auch drohen, nach Venedig zu gehen, dessen Doge ihm angeblich siebenhundert Zechinen jährlichen Soldes geboten hatte, mochte er auch wütend wie eine Furie den Beamten drohen, die ihn auf die leere Staatskasse verwiesen, während der Herzog ihm doch Geld verheissen hatte, er besänftigte sich stets wieder und blieb. Sforza, der ihn seinen süssesten und teuersten Herrn Francesco Filelfo nannte, schrieb dem Rendanten: „Wir wollen ihn auf keinen Fall verlieren, was geschehen würde, wenn er sich für getäuscht halten müsste."

Der Herzog hatte eine sehr grosse Meinung von Filelfos Sforziade und glaubte durch diesen neuen Vergil seinen Ruhm für alle Zeiten begründet zu sehen. Der menschenkundige Literat wusste Sforza wieder und wieder durch das Versprechen zu ködern, seinen Namen für immer zu verherrlichen. Er fand stets eine offene Hand und wusste den Herzog, mochte er nun ein Buch fertig haben oder an einem neuen arbeiten, unter immer neuen Gründen um Geld anzugehen. Er hatte keine Eile, das Werk zu vollenden. Einmal abgeschlossen, hätte die Sforziade den Wert für ihn verloren: im Hinweis auf sie den Gefeierten zu schröpfen. So arbeitete er in aller Musse und in behaglichem Lebensgenuss an diesem Werk, dessen Beendigung der Herzog nicht erleben sollte und konnte.

Einer Stellung wie die Filelfos hatte sich niemand sonst an Sforzas Hof zu erfreuen. Freilich hatte er einen berühmten Namen und vor allem, wie man mit vollem Recht hervorgehoben hat, ein unvergleichliches Talent sich geltend zu machen. Was hatte neben ihm der herzogliche Sekretär und literarische Vertrauensmann, Francesco Simonetta, zu bedeuten! Was der Biograph des Herzogs, Francescos Bruder Giovanni!

Filelfo wollte unbedingt der erste unter den Literaten

am Mailänder Hofe sein und duldete keinen Nebenbuhler in der herzoglichen Gunst. Guiniforte da Barzizza, den Lateinlehrer der beiden Kinder Sforzas, Galeazzo Maria und Ippolita, Konstantin Laskaris, der die kleine Prinzessin im Griechischen unterrichtete, duldete er grossmütig, da er von ihnen nichts zu fürchten hatte, aber mit dem alten Decembrio geriet er sofort in Fehde, witterte er doch und nicht mit Unrecht in ihm einen Rivalen. Hätte sich Decembrio damit begnügt, den letzten Visconti in aller Wirklichkeitstreue zu schildern, so wäre Filelfo nicht gegen ihn erbittert ins Feld gezogen, doch Decembrio versagte sich nicht einige anzügliche Bemerkungen, spöttelte über die Sforziade und begann sogar selbst den Herzog in Hexametern zu feiern. Darob entbrannte zwischen beiden bittere Fehde.

Decembrio hielt bis zu seinem Tode wacker den Angriffen Filelfos Stand und erwiderte sie mit aller Kraft; anders Lodriso Crivelli, ehemals ein Schüler Filelfos, Sekretär beim Mailänder Erzbischof, dann beim Herzog. Er hatte das Leben Attendolos beschrieben und hoffte zu einer Geschichte Sforzas ermuntert zu werden. Filelfo liess ihn aber nicht festen Fuss in Mailand fassen. Obwohl Crivelli der Sforziade rühmend gedacht hatte, ging sein alter Lehrer mit solcher Entschiedenheit und Festigkeit gegen ihn vor, dass Crivelli den herzoglichen Hof verliess und nach Rom zu Papst Pius II. ging.

Legte Filelfo durch die Sforziade nach des Herzogs Meinung den festen Grund zu seinem Nachruhm, so bemühte sich Sforza selbst, durch grossartige Bauten seiner Regierung ein langes Andenken zu sichern. Den herzoglichen Palast, von Matteo Visconti erbaut, von Azzo geschmückt, von Galeazzo II. restauriert, unter Filippo Maria, der ihn nie bewohnte, verfallend, richtete er ganz neu wieder her, liess ihn ausmalen, gestaltete ihn zu einer wirklichen fürstlichen Residenz. Das von Galeazzo II. Visconti erbaute und zwei Jahre vor Sforzas Regierungsantritt zerstörte Kastell der Porta Giovia ward mit einem Kostenaufwand von mehr als einer Million Dukaten wieder aufgerichtet, ein mächtiges Viereck mit gewaltigen Türmen, die die Stadt beherrschten, Schirm und Schutz des Herzogs bei Empörung und Aufruhr. Die grossen Kanonen des Kastells konnten Gassen und Strassen bestreichen. Der

kluge Sforza erklärte wohl den Wiederaufbau mit der Notwendigkeit, die zur Sicherung der Stadt nötigen Truppen im Kastell unterbringen zu müssen, da in Mailand selbst keine Garnison liegen durfte, doch die weitsichtigeren Bürger wie der berühmte Rechtsgelehrte Giorgio Piatto waren keinen Augenblick im Zweifel, dass dieser feste Platz mehr zur Sicherheit der Sforza wie der Stadt diene. Die Rede, die Piatto in der Versammlung des Sprengels von S. Giorgio al Palazzo hielt, als über den Neubau beraten wurde, ist uns erhalten: „Wäre der mit allen Tugenden geschmückte Fürst Francesco Sforza unsterblich wie sein Ruhm, so wäre ich der erste unter den Bürgern Mailands, der auf seine Schultern die Steine lüde und zu dem Platz trüge, wo sich das Kastell erheben soll. Eine Festung unter dem glücklichen Regiment eines so vorsorgenden Herrschers dient zum Schmuck der Stadt, zum Schutz und zur Sicherung eines jeden von uns. Doch jener Tag wird kommen, Mitbürger, da auch der edle Herzog Francesco den allgemeinen Lebensbedingungen seinen Tribut zollen muss. Die Fürsten sind ebenfalls dem Schicksal der andern Menschen unterworfen. Sie sterben, und sind wir gewiss, ob einem humanen, wohltätigen, vorsorgenden Fürsten ein anderer, Erbe seiner Tugenden, folgt? Eine unerstürmbare Burg, die, hoch über unsern Häusern, sie verbrennen und zerstören kann, in der Gewalt eines böswilligen Herrschers, macht ihn zum absoluten Gebieter über uns und all unsern Besitz. Wenn er sich in dieser Festung verborgen hielte, welche Schranke würde dann der Gewalttätigkeit, der Erpressung, der Tyrannei gezogen sein? Erbauen wir die Burg, so legen wir auf den Nacken unserer Nachkommen das Joch der Knechtschaft wie auf den Nacken von ebenso viel Ochsen. Unsere Söhne werden uns eines Tags verwünschen, unsere Gedankenlosigkeit, unsere Blindheit. Wir beschliessen damit das Unglück des Vaterlandes und machen unsere Namen dadurch unsern Nachkommen verabscheuenswert. Wozu bedarf Francesco Sforza jemals einer Festung? Unsere Herzen, unsere Busen bieten ihm eine grössere, festere Wehr als jede Burg. Er hat keine Kastelle zur Verteidigung der Herrschaft nötig. Solange einer von uns am Leben sein wird, wird er gegen den kämpfen, der ver-

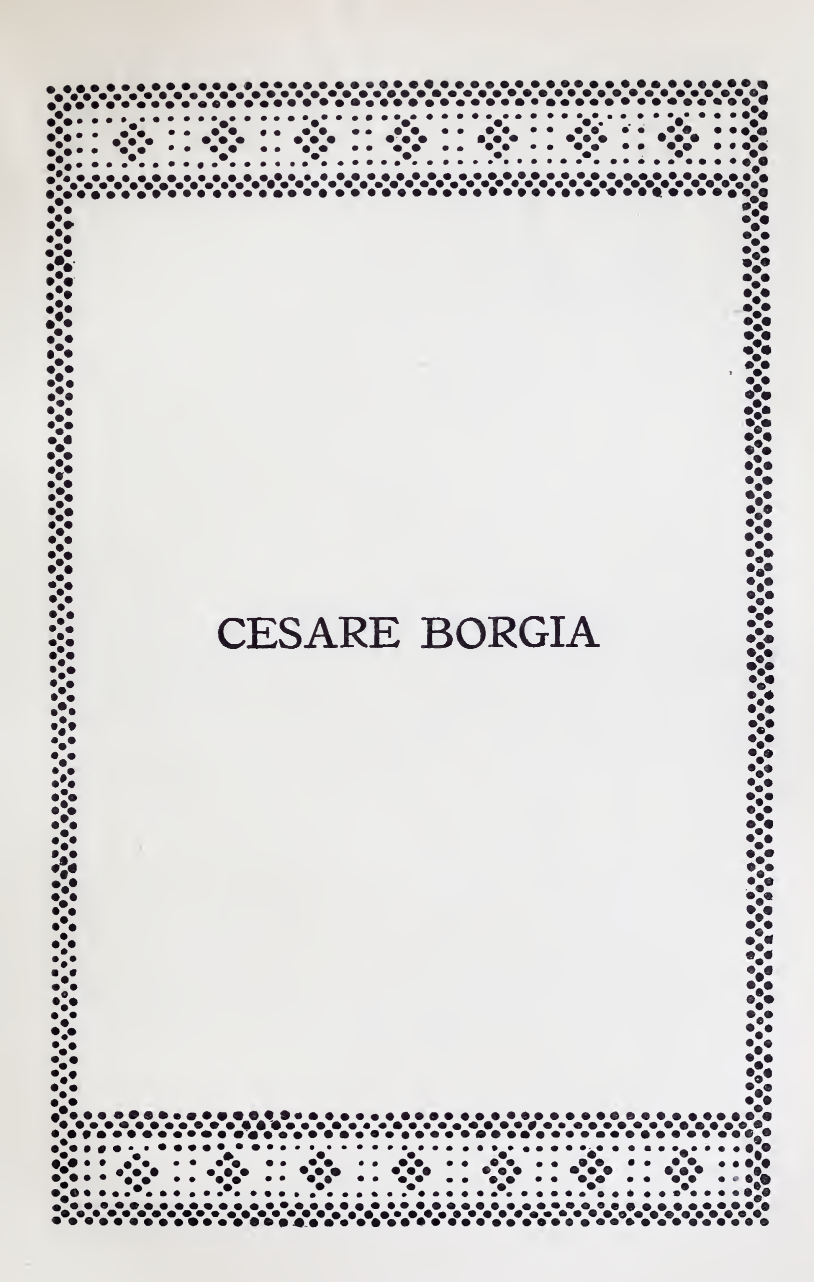
suchen würde, ihn zu vertreiben. Mitbürger, hört auf mich, ich spreche für mich, ich spreche für einen jeden von euch, schliesst euch meiner Meinung an und seid gewiss, dass wir stets eins der beiden grossen Güter besitzen werden, einen gerechten Fürsten oder die Freiheit. Unsere Enkel werden uns segnen und froh und glücklich leben wie wir unter der Regierung des gnädigen Herzogs.“ Niemand hörte auf die Worte Piattos, und das Kastell ward als Wahrzeichen der Macht der Sforza und des Untergangs der Freiheit der Stadt errichtet.

Die Strassen Mailands wurden geebnet und gepflastert, die Stadt sollte ein schönes Bild bieten. Dem Gemeinwohl zum Frommen und Nutzen ward das grosse Spital erbaut, das ohne Rücksicht auf Nation und Religion jedem Kranken eine Zuflucht werden sollte, von Filarete, der auch den Torturm des Kastells errichtete, begonnen, von Guiniforte Solari und andern fortgeführt. Noch heute sieht man in der Spitalkirche die Bilder des Herzogs und seiner Gemahlin von Francesco de Vico. Dem Gemeinwohl auch diente der vierundzwanzig Miglien lange Kanal, der die Wasser der Adda von Trezzo nach Mailand leitete, der Navilio della Martesana, durch Bertola da Novate erbaut, im Jahre 1457 projektiert, 1460 zu Ende gebracht.

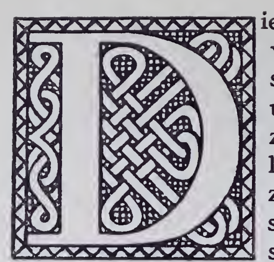
Was in seinen Kräften stand, tat Sforza, um die Liebe seiner Untertanen zu gewinnen und seine Herrschaft zu festigen. Er gefährdete durch keinen Krieg mehr, seit er auf den Thron gekommen, sein Herzogtum und stand einem Unternehmen wie dem vom Papst geplanten Türkenkrieg skeptisch gegenüber. Mit den vornehmen Häusern Italiens knüpfte er enge verwandtschaftliche Bande, so besonders mit dem Königshause von Neapel. Seine Familie sollte dadurch einen festen Rückhalt in der Not haben: seine Tochter Ippolita ward mit König Ferrantes Sohn, Alfons von Calabrien, vermählt, sein dritter Sohn, Sforza Maria, mit Ferrantes Tochter, Leonora; der Thronerbe Galeazzo Maria heiratete die Tochter des Herzogs von Savoyen, Bona. Alles bedachte Sforza aufs beste, und mit nie ermüdendem Eifer sorgte er für eine glückliche Zukunft der Seinen, und doch sollte das Wort zur Wahrheit werden: „Das ist das Gestirn Franz Sforzas, es bedeutet einem Mann Glück, aber seiner Nachkommenschaft Verderben.“




CÆSAR BOR
GIA DVX VALENT.



CESARE BORGIA



ie Borgia haben lange vor der Nachwelt in einem unheimlichen Licht gestanden, das ihre wirklichen Gestalten ungeheuerlich vergrösserte und verzerrte. Der mit wunderbarer Gewissenlosigkeit begabte Alexander VI., der zärtlichste der Väter unter den Päpsten der Renaissance, unter den Päpsten überhaupt, der ewig heitere Lebemann, der sich mit jedem Tag verjüngte, dessen Sorgen nicht eine Nacht dauerten, ward als der verworfenste Mensch seiner Zeit hingestellt; Lucrezia, seine heissgeliebte Tochter, eine willenlose Schönheit, deren ganzes Wesen lachende Heiterkeit atmete, die Indifferente unter den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts, als Messaline und schlimmeres noch; Cesare endlich hat allen Hass, der auf die Borgia fiel, in höchstem Grad auf sich konzentriert: man hat ihn Brudermörder genannt, der Blutschande angeklagt, tausendfachen Mordes beschuldigt, er war kein Dämon mehr, sondern der ärgste der Teufel, der von Beelzebub auf dies schöne Stück Erde losgelassen schien, um es zu verwüsten und zu zerstören. Im besten Fall war er den einen ein glänzender, grosser Abenteurer, den andern ein Virtuos des Verbrechens.

Doch, wessen hat man nicht Sigismondo Malatesta beschuldigt! Der gleichen Schandtaten wie Cesare. Wer wollte es unternehmen, diesen bedeutendsten aller Borgia nach der heute geltenden Moral zu rechtfertigen und verteidigen? Wer auch diesen Versuch wagte, er würde sich umsonst mühen. Die Borgia sind Geschöpfe ihrer Zeit, nicht ärger als tausend andere ihrer Tage. Nur hatten sie die Macht und darum das Recht. Was wäre Cesare trotz aller bedeutenden Gaben des Geistes und des Leibes, stände nicht sein Vater, das Haupt und die Mitte der Kirche, hinter ihm! Er ist nicht ohne Alexander VI. zu denken, ohne den Rückhalt und die unerschöpflichen Mittel des Papsttums. Ohne das wäre er nur einer der vielen Condottiere, die Sold und Beute suchend von Fahne zu Fahne laufen. Und Lucrezia, wäre sie nicht die Tochter Alexanders VI. gewesen, hätte sie nur ihre Schönheit besessen — denn Geist, Charakter und Willen besass sie nicht —, sie

wäre ohne Spur in dem Strom der Zeiten verschwunden. Auch so hat sie nicht viel bedeutet, sie war nur Werkzeug und Mittel der Politik von und für Vater und Bruder. Was andere vorher geplant und mit ungenügender Kraft hatten vollbringen wollen, das gelang den Borgia durch Energie und Konsequenz. Alexander VI. hatte und behielt stets das Wohl seiner Kinder im Auge, und Cesare, der den Vater völlig beherrschte, zog den grössten Nutzen aus dieser dauernden Fürsorge.

Alfonso Borgia, als Papst Calixt III., begründete das Glück seiner Familie; sein Neffe, Rodrigo, der spätere Alexander VI., behauptete und befestigte es. Mit seinem Tode haben die Borgia ausgespielt, zerfällt Cesares Herrschaft und Reich.

Wie Don Juan, des Pontifex älterer Sohn, eine möglichst grosse Herrschaft, ein Herzogtum oder gar ein Königreich gewinnen sollte, war dem um zwei Jahre jüngern Cesare eine hervorragende geistliche Macht zugedacht. Alexander VI. mag in ihm vielleicht den dritten Papst aus dem Hause Borgia gesehen haben. Doch nach dem geheimnisvollen Tode des Lieblingssohns Alexanders trat Cesare, der ungleich Befähigtere, in die Welt zurück, um seine kurze, aber erfolgreiche und glänzende Rolle zu spielen.

An einem Apriltag des Jahres 1475 gebar die schöne Vanozza Catanei ihrem Geliebten, dem Kardinal Rodrigo de Borgia, Vizekanzler der Kirche, einem der reichsten geistlichen Würdenträger, in Rom einen Sohn, der auf den Namen Cesare getauft wurde. Er ward von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt. Schon im zartesten Alter erhält er von Sixtus IV. Beweise des Wohlwollens: dem Siebenjährigen fallen nach einer Bulle vom 10. Juli 1482 alle Einkünfte der Präbenden und Kanonikate der Kathedrale von Valencia zu, in den beiden nächsten Jahren erhält er ein zweites Kanonikat und eine vom Archidiakonat in Xativa abhängende Pfründe, wird er Propst von Albar, am 12. September 1484 in seinem neunten Jahre „Tibi in nono tue etatis constituto" Schatzmeister von Cartagena.

Von früh auf sorgt Rodrigo Borgia für den Knaben, der fern von seiner Mutter, die nie hervortrat und eine Rolle spielte, von seiner Tante Adriana Mila, der Vertrauten und

gelegentlichen Kupplerin des Kardinals, erzogen wird. Im Jahre 1488 ist Cesare noch in Rom, dann geht er zum Studium nach Perugia und Pisa, wo damals der berühmte Theologe Filippo Decio lehrte. Rodrigo Borgia gab seinem Sohn zur Hut und zum Schutz ihm treu ergebene Vertraute mit, Giovanni Vera und Francesco Remolino, beide nachmals zu Kardinälen erhoben, der letztere überdies bekannt durch den von ihm gegen Savonarola geleiteten Prozess. Dann Lehrer und junge Spanier als Hofstaat. Man betrachtete den Sohn des mächtigen Kardinals als eine wichtige Person, und auf Wunsch des Lehrers Cesares, Spannolius aus Majorca, widmete ihm der bekannte Paolo Pompilio seine Syllabica: Caesari Borgea eprotonotario Sedis apostolicae Paulus Pompilius salutem, und sagte ihm eine Schmeichelei, die bei diesem frühreifen hochbegabten Knaben kaum übertrieben genannt werden kann: „Du, Caesar, bist nicht genug zu loben, der du in diesem Alter so leicht den Gesetzten machst".

Hatte Sixtus IV. sich des jungen Borgia mit aller Huld angenommen, so nicht minder Innocenz VIII., der ihn, den Fünfzehnjährigen, zum Bischof von Pamplona machte. Rodrigo als Vizekanzler teilte den päpstlichen Beschluss dem Kapitel und den Behörden von Pamplona mit: „Der heilige Vater hat beschlossen, auf diesen Bischofstuhl den Protonotar Don Cesare de Borgia zu erheben — Rodrigo nennt in seinem Brief Cesare nicht seinen Sohn, sondern spricht nur von einer „uns nahestehenden Person" —, bekannt wegen seiner Verdienste, löblichen Eigenschaften und seines Wissens".

Den Weg zu hohen Würden hatte Cesare sein Vater also gebahnt und geebnet, und er hätte für den Sohn dank seiner Stellung in gleicher Weise weiter gesorgt, auch wenn er nicht den päpstlichen Thron sich erkauft hätte; nun, da er Innocenz VIII. folgte, konnte er noch freier und umfassender Cesare fördern.

Mit der Nachricht von der Wahl seines Vaters erhielt der junge Bischof auch die Aufforderung, Pisa zu verlassen, nach Spoleto zu gehen und sich in der Burg der Stadt zur Verfügung seines Vaters zu halten. Am Tage der Krönung Alexanders war Cesare zum Bischof von Valencia ernannt worden. Der Papst hatte die Zustimmung König

Ferdinands nicht eingeholt, und dies erste Bistum Spaniens schien ein erblicher Besitz der Borgia werden zu sollen, denn Alexander war vor seiner Erhebung auch Bischof von Valencia gewesen. Cesare nahm nicht an den Festen, die der Erhebung des Papstes folgten, teil, er blieb bis zum März 1493 in Spoleto. Der zärtliche Vater vergass ihn aber nicht; einen Monat nach seiner Erhebung zum Bischof ward Cesare Kardinal von Valencia.

Cesare war sich früh schon seiner Stellung durchaus bewusst; einen Brief vom 5. Oktober 1492 an Pietro de' Medici, Lorenzos Sohn, unterzeichnet er: „Gleich wie Euer Bruder Cesare de Borja, Erwählter von Valencia". Er hat nie die Priesterweihe und erst 1494 die niedern Weihen und den Subdiakonat erhalten; er machte kein Hehl daraus, dass der geistliche Stand für ihn nicht passe, und lebte ganz wie ein weltlicher Fürst in seinem Haus in Trastevere, wo ihn am 18. März 1493 der Gesandte von Ferrara, Gian Andrea Boccaccio, besuchte. Zwei Tage später berichtete Boccaccio davon seinem Herrn Ercole von Este: „Vorgestern besuchte ich Cesare in seinem Haus in Trastevere. Er ging gerade auf die Jagd und war ganz weltlich gekleidet. Er trug ein seidnes Gewand, die Waffen an der Seite, kaum erinnerte ein kleiner Kreis an den einfachen Tonsurierten. Wir ritten nebeneinander und unterhielten uns. Ich gehöre zu seinem vertrautesten Umgang. Er besitzt grossen, überlegenen Geist und ausgezeichneten Charakter; sein Benehmen ist das des Sohnes eines grossen Herrn. Er ist sehr heiter und voller Fröhlichkeit, ganz und gar Festlichkeit. Er ist sehr bescheiden, und seine Haltung ist weit besser und überlegen der seines Bruders, des Herzogs von Gandia, der auch gut begabt ist. Der Erzbischof von Valencia hatte nie Neigung zum geistlichen Stande, aber man muss bedenken, dass sein Benefizium ihm mehr als sechzehntausend Dukaten einträgt." Diese Bescheidenheit, die man mit Recht als Kultur der Persönlichkeit erklärt hat, rühmte an Cesare später auch Giuliano de la Rovere, der nachmalige Julius II.

Andere Eigenschaften sollte Cesare in der kritischen Zeit des Franzoseneinfalls in Italien zeigen; Alexander, anfangs ganz auf seiten Neapels, hatte sich dann mit Karl VIII. geeinigt, die Wünsche des französischen Königs erfüllt und

sich verpflichtet, als Geisel und Bürgschaft Cesare zu stellen. „Desgleichen ist unser heiliger Vater damit einverstanden, dass der Herr Kardinal von Valencia mit dem König gehe, um ihn zu begleiten mit dem geziemenden und ehrenwerten Stande, wie er gewöhnt ist. Und der König, um der Ehre unseres heiligen Vaters willen, wird ihn mit Ehren aufnehmen und freundlich behandeln, wie es seinem Stande und seiner Würde zukommt. Und unser Herr Kardinal wird bei dem Könige vier Monate bleiben, mehr oder weniger, wie durch unsern heiligen Vater beschlossen und vereinbart wird."

Am 28. Januar 1495 nahm Karl VIII. vor seinem Zug nach Neapel feierlich Abschied vom Papst. Anfangs sprachen beide insgeheim, doch nur ganz kurze Zeit, dann kam Cesare dazu, und das Gespräch währte eine Viertelstunde. Kaum dass der König zu Pferde gestiegen war, setzte sich Cesare im Kardinalspurpur auf sein Maultier und ritt neben Karl einher. Es ging geradenwegs nach Neapel, um dessen willen der König seinen Zug unternommen hatte, einen Siegeszug ohnegleichen; „mit Kreide und hölzernen Sporen" ward das Land erobert, das heisst, es wurden bei jeder Etappe nur die Quartiere der Soldaten auf den Türen bezeichnet; denn ohne Widerstand und ohne eine Lanze zu brechen, wie Savonarola während der Fasten 1494 von dem wiedererstandenen Cyrus gepredigt und prophezeit hatte, der Italien siegreich durchziehen werde, nahm Karl die Halbinsel, wo er die Ansprüche der Anjou an Neapel geltend machen wollte. Es mag ein merkwürdiges Bild gewesen sein: der junge schöne Kardinal neben dem französischen Herrscher, dem Urbild der Unansehnlichkeit und Hässlichkeit. „Der König von Frankreich", sagt Sebastiano da Branca de' Talini, „war so entstellt, wie ich noch keinen meiner Lebtage sah, sehr klein, äusserst dürftig, und hatte das hässlichste Gesicht, das je ein Mensch gehabt hat." Und noch genauer äussert sich der venezianische Botschafter Zaccaria Contarini, der ihn ärmlich in der Erscheinung nennt, hässlich von Gesicht, mit grossen, glanzlosen Augen, die eher wenig als viel sehen, mit übermässig starker Adlernase, mit dicken Lippen, die er stets geöffnet hält. Ausserdem machte der König fortwährend mit der Hand hässliche, krampfhafte

Bewegungen und sprach schleppend. Und neben dieser Karikatur eines Menschen Cesare, damals einer der schönsten Männer seiner Zeit.

Am ersten Tag wollte man in Marino, am zweiten in Velletri übernachten. Cesare begleitete den König nach seiner Wohnung, dann zog er sich in sein Quartier zurück. In der Nacht aber entfloh er in der Kleidung eines Stallknechts durch eine verborgene Tür, eine halbe Miglie vor der Stadt erwartete ihn Francesco dello Scacco, Ritter des Podesta von Velletri, mit einem Pferde. Im Galopp ging es nach Rom, wo Cesare in der Nacht des 30. Januar ankam und bei dem Auditor der Rota, Antonio Flores, der nachmals durch ihn eine glänzende Karriere machte, Unterkunft fand. Ehe Cesare mit König Karl ritt, war er schon fest zur Flucht entschlossen. Allerdings schien er bei seiner Abreise sich auf einen langen Aufenthalt im römischen Heerlager vorzubereiten, nicht weniger als neunzehn Wagen führten sein Gerät und Gepäck, doch nur zwei waren wirklich beladen, und diese verloren sich bereits am ersten Tag auf dem Weg zwischen Rom und Marino, während die leeren folgten. Cesare zeigte sich nicht sofort vor dem Papst, um ihn nicht dem Könige als Mitwisser zu verdächtigen, und ging bald darauf nach Spoleto.

Ob der Papst etwas von dem Vorhaben seines Sohnes gewusst, lässt sich nicht sagen. Dass er ihn getadelt, wird nicht berichtet. In dem Umschwung der Verhältnisse zum Nachteil des französischen Königs ist Cesare ebensowenig wie in dem Krieg Alexanders gegen die römischen Barone hervorgetreten. Eines Tags während dieser Kämpfe hatte ihn die Jagdlust an die Ufer des Sees geführt, über dem sich das mächtige Schloss der Orsini, der geschworenen Feinde des Papstes, erhob, eine feindliche Patrouille bemerkte und verfolgte ihn, und er entging der Gefangennahme nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes.

In dieser Zeit spielte er nur eine repräsentative Rolle. Sein Vater, stets auf die Förderung der Interessen seiner Kinder bedacht, hatte ihn zum Gouverneur von Orvieto auf Lebenszeit ernannt, ihm das Benefizium der Kirche San Michele von Arezzo zugewiesen, das dreissigtausend Dukaten betrug, und ihm die Kämmererwürde nach dem Tode des Riario Sforza, der schwer erkrankt

war, versprochen. Wiewohl Cesare nach dem Kardinal von Estouteville der reichste Kirchenfürst war und eine Fülle von Würden, deren Bürde er nicht zu tragen hatte, in seiner Person vereinigte, wusste doch jeder, dass nur der Wunsch des Vaters ihn in seinem geistlichen Stande hielt. Wäre er der ältere gewesen, so stand er jetzt an Stelle des unfähigen Don Juan, auf den der Vater allen weltlichen Besitz häufte, den er durch List und Gewalt gewann. Cesare, von der Natur zum Soldaten und Politiker geschaffen, musste den Bruder, dem alles mühelos zufiel, um sein Glück beneiden. Was bedeutete dieser „läppische, mit Schmuck und Gold bedeckte Theaterprinz" neben ihm! Hatte Juan je andre Lorbeeren als in Liebeshändeln und am Spieltisch erworben? Dass die zwischen beiden Brüdern herrschende Reserve oder Kälte noch durch die Gattin des dritten Bruders Joffre, die schöne leichtfertige Neapolitanerin Sancia, gesteigert wurde, darf man nicht annehmen. Für Cesare bedeuteten Zeit seines Lebens die Frauen nicht viel, und der völligen Gunst seiner Schwägerin hatten sich nicht nur Juan und er, der Kardinal Ippolito von Este, sondern noch zahlreiche römische Edelleute erfreut. Sancia war nicht wählerisch, und Cesare hatte sich nie Illusionen über die Liebe und Treue der Tochter Alfonsos von Calabrien gemacht.

Zwischen Cesare und seinem Rücktritt in die Welt stand Juan. Für zwei weltliche Nepoten war kein Platz. Das Schicksal entschied zugunsten des Fähigeren und räumte Juan durch einen geheimnisvollen Tod fort. Eben hatte Alexander von Friedrich von Neapel gegen das Versprechen, ihn als König von Neapel anzuerkennen, für Juan und seine Nachkommen das Herzogtum Benevent erhalten und die Städte Terracina und Ponte-Corvo samt ihren Gebieten dazu gegeben. Cesare sollte als Legat a latere Friedrich krönen und seinen Bruder, der in Neapel mit dem neuen Besitz belehnt werden sollte, begleiten. Am 14. Juni 1497 gab Vanozza in ihrem Weinberg bei San Pietro in Vincoli ihren beiden Söhnen ein Mahl, an dem auch Joffre, Sancia, der Kardinal von Monreale und andre mehr teilnahmen. Ehe die Nacht anbrach, trennte sich die Gesellschaft. Cesare, Juan und der Kardinal Juan Borgia ritten zusammen fort auf dem Wege nach dem Vatikan; vor dem Palast des

Kardinals Sforza trennten sie sich. Juan bog in eine dunkle Gasse ein. Er ward nicht mehr lebend wiedergesehen. Als er am andern Tag nicht erschien, glaubte man, er sei einem Liebeshandel nachgegangen und würde erst abends das Haus der Geliebten verlassen. Wie er auch dann sich nicht zeigte, suchte man ihn überall. Der Tiber ward durchsucht, und einer der Fischer zog in seinem Netze den Leichnam des Herzogs aus der Tiefe. Die Kehle war ihm durchschnitten, der Körper von neun Wunden zerrissen. Es war kein Raubmord, er hatte sein Gewand an, seine Handschuhe hingen am Gürtel, seine Börse enthielt dreissig Golddukaten. Der Schmerz Alexanders war grenzenlos. „Hätten wir sieben Throne, so würden wir sie für das Leben des Herzogs hingeben" sagte er zu den Kardinälen. Die Nachforschungen nach dem oder den Mördern blieben erfolglos. Es war vielleicht kein politischer Mord, wie man erst annahm, sondern wohl der Racheakt eines in seiner Ehre verletzten Gatten. Jedenfalls ist Cesare nicht des Brudermordes schuldig. Auch hat man ihn dessen erst nach Jahren angeklagt. Und zwar ging diese arge Bezichtigung von seinen Feinden aus. Nun war aber der Weg zu weltlicher Macht für ihn frei, und nicht lange danach legte er den Kardinalspurpur ab.

Nachdem „die Hoffnung und der Ruhm seines Geschlechts" so unerwartet verblichen war, trat für den Papst Cesare in den Vordergrund seiner Interessen. Der Kardinal, der in der Zeit, die dem Morde folgte, in seinem Palast im Borgo San Angelo eingeschlossen, seine Vorbereitungen zur Reise nach Neapel traf, sah seinen Vater, wenigstens öffentlich, fünf Wochen nicht. Einen Augenblick war der Plan, statt Cesare Ascanio Sforza zu entsenden, erwogen worden, doch Alexander liess ihn bald fallen. Die Mission des Kardinals, der am 22. Juli mit dreihundert Reitern aufbrach, war nicht leicht: er sollte den das Königreich zerstörenden Unruhen ein Ende machen, die Kriegsfurie verjagen, als Friedensengel erscheinen.

König Friedrich hatte die Kosten der Reise und des Unterhalts des Legaten und seiner Begleitung zu tragen. Unterwegs einige Meilen vor Rom auf dem Weg nach Neapel musste er ihm zwölftausend Dukaten zahlen, er, der bettelarm war. Da in Neapel das Fieber wütete, sollte

Cesare in Capua am 6. August den König treffen, doch musste die Krönung um vier Tage verschoben werden, da der Kardinal erkrankte. Die grossen Barone des Reichs weigerten sich an der Zeremonie teilzunehmen. Damit das feierliche Schauspiel nicht gar zu kläglich ausfalle, fanden sich Joffre und Sancia ein, sonst hätten nur die Gesandten der fremden Mächte und das Volk der Krönung beigewohnt. Mit allem Pomp ging die Feierlichkeit vorüber. Danach erhielt im Namen des Sohns seines ermordeten Bruders der Kardinal als Lehen das Herzogtum Benevent, die Grafschaft Montefoscolo, die Baronie Fiumari: der Papst liess sich die Krönung teuer bezahlen. Am 22. August nach einem Aufenthalt von zwei Wochen zog Cesare wieder nach Rom zur grossen Erleichterung König Friedrichs, der, wie Martino Zorzi, der Gesandte Venedigs, sagte, den Kardinal und seine dreihundert Reiter auf den Schultern gehabt hatte. Alexander liess seinen Sohn, der die seinem Neffen verliehenen Lehen vor der Heimkehr besucht hatte, in der Frühe des 6. September feierlich einholen. Im Kloster Santa Maria Novella fanden sich die Kardinäle und Gesandten ein, zuerst der Kardinal von Siena mit dem Vetter des Papstes, Gottfried Borgia. Nach der Messe ging es in prunkvollem Zug zum Vatikan, wo Alexander den Sohn erwartete. Cesare liess sich vor dem Thron auf die Kniee nieder, und der Papst küsste ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf die Stirn.

Für die tiefer Blickenden war es stets nur eine Frage der Zeit gewesen, wann der Kardinal den Purpur ablegen würde. Jetzt war der Augenblick gekommen. In Alexander hatte der Gedanke bald nach dem Morde zu wurzeln begonnen und einen Monat nach dem Tode Juans schon eine charakteristische Gestalt gewonnen: Cesare sollte auf den Kardinalshut zugunsten seines Bruders Joffre verzichten, die Witwe König Ferdinands von Neapel oder seine Schwägerin Sancia, Joffres Gemahlin, heiraten. Alexander kannte keine Bedenken, sah keine Schwierigkeiten. „Joffre“, schreibt Sanuto, „jünger als seine Frau (er ist erst sechzehn Jahre alt), hat nicht die Ehe vollzogen; er ist kein Mann, und soweit ich hörte, hat sich seit vielen Monaten Donna Sancia dem Kardinal von Valencia hingegeben.“

Cesare im heissen Wunsch, der lästigen geistlichen Würde

ledig zu werden, bekräftigte den Papst in seiner Absicht. Alexander kam nach gründlicher Erwägung zu dem Gedanken, dass ein anderer Plan grössere Vorteile berge. Er erstrebte für Cesare eine Verbindung mit dem Königshause von Neapel. Wie er seine Tochter Lucrezia mit dem Bastard Alfonso II. zu vermählen gedachte, so Cesare mit der Tochter Friedrichs, Carlotta. Der König, der sein Reich durch die Borgia aufteilen sah, widersetzte sich hartnäckig dem Ansinnen des Papstes: Er wollte auf keinen Fall seine Tochter einem „Priester, Sohn eines Priesters" geben. So ging denn die Hochzeit des Kardinals von Valencia mit der Tochter König Friedrichs nach dem Wort des venezianischen Gesandten in Rom in Rauch auf. Mit seiner Weigerung hatte sich Friedrich selbst das Urteil gesprochen. Da Alexander von dem König nichts mehr erwarten durfte, gab er ihn ohne Bedenken preis. Von einem Bunde mit dem Nachfolger Karl VIII., Ludwig XII., glaubte er alles hoffen zu können. Der französische König wollte sich von seiner Gemahlin Jeanne scheiden, um die Witwe seines Vorgängers, Anna, heiraten zu können, die ihm das Herzogtum Bretagne als Mitgift brachte. Alexander willigte ein unter der Bedingung, dass Cesare, nachdem er den Kardinalspurpur abgelegt, mit der zum Herzogtum erhobenen Grafschaft Valence belohnt würde. Er war sich der Folgen dieses Schrittes wohl bewusst, wusste, dass Ludwig nach dem Besitz Mailands und Neapels strebte, dass er dadurch die Franzosen in die Halbinsel rief. All das galt ihm nichts gegenüber der Erhöhung seiner Kinder und der Grösse seines Hauses. Alexander hatte dies Geschäft, das für beide Teile gleich einträglich war, wohl bedacht und, da das Entgegenkommen Ludwig XII. selbstverständlich war, schnell zu Ende geführt. Am selben Tage, an dem Spezialgesandte des französischen Königs, Villeneuve, Baron de Trans, mit den herzoglichen Patenten für Cesare in Ostia ans Land stieg, bat der Kardinal zum zweitenmal das heilige Kolleg um die Erlaubnis, den Purpur ablegen zu dürfen, den er nur „genötigt und gezwungen" genommen. Der spanische Gesandte Garcilaso protestierte. In dem Herzog von Valence, dem Verbündeten Frankreichs, sah er mit Recht eine Gefahr für seinen Herrn. Da sprach Alexander von dem anstössigen Leben Cesares, das ihn der Zugehörigkeit zu

dem heiligen Kolleg unwürdig zeige. „Zum Heil dieser Seele“ gebe man ihn besser der Welt zurück. Die gegenwärtig freien Benefizien und die, auf die der Kardinal verzichten wird, sollen unter Personen, die Spanien genehm sind, verteilt werden. Diesem Argument widersteht niemand, Cesare wird seiner Fesseln ledig.

Da alles, als ob es gar keine Hindernisse gäbe, seit langer Zeit vorbereitet war, konnte Cesare sich in Kürze auf den Weg nach Frankreich machen. Man sprach voller Bewunderung in Rom von den Sachen, die er mitnahm, von den Gespannen, Pferdegeschirren, Schmuckstücken, Kleinodien, Geschenken, prächtigen Livreen, kostbaren Waffen, Stoffen aus Gold, Brokat, Sammet. Das Reisegeld ward auf die einfachste Weise zusammengebracht, obwohl es zweihunderttausend Golddukaten waren. Der Papst hatte seinem alten Majordomus, Pedro de Aranda, Bischof von Calahorra, den Prozess wegen Ketzerei machen lassen und von ihm dadurch viel Geld erpresst; dann waren dreihundert zu den schwersten Strafen verurteilte Juden und Wucherer in gleicher Weise geschröpft worden. Ihr hartes Urteil wurde gegen grosse Summen in eine öffentliche Schaustellung in Mitra und gelbem Mantel umgewandelt. Alexander und Cesare waren bei Beschaffung von Geld um zweckentsprechende Mittel nie verlegen.

Ludwig XII. hatte ein Schiff, zwei Barken und fünf Galeren unter dem Befehl des Herrn von Sarenon nach Ostia gesandt, die Cesare nach Frankreich führen sollten. Der Herzog kam mit hundert Dienern, Stallknechten, Pagen, Kammerdienern, mit zwölf Wagen und fünfzig Maultieren für das Gepäck. Er nahm mit sich den Haushofmeister Remiro de Lorca, den berühmten spanischen Arzt Gaspare Torella, seinen Sekretär Agapito. Unter den Edelleuten seines Gefolges sah man Giangiordano Orsini, Pietro Santa-Croce, Mario di Mariano, Domenico Sanguigna, Giulio Alberini, Giambettista Mancini, Bartolomeo Capranica. Ganz früh morgens am ersten November verliess Cesare insgeheim und ohne Pomp Rom auf reichgezäumten Ross, in einem Rock von weissem Damast mit goldner Borte, um die Schultern einen Mantel aus schwarzem Sammet nach französischer Mode, auf dem Kopf ein Barett mit langwallender schwarzer Feder. Der Papst sah ihm von einem

Fenster nach, bis er ihn aus den Augen verlor. Nach einer Fahrt von zehn Tagen ward Cesare im Hafen von Marseille vom Erzbischof von Dijon empfangen, von dort ging es nach Avignon, wo Cesare einritt, im Brokat gekleidet, in prächtigem Aufzug, auf einem schönen Berber aus dem berühmten Gestüt von Mantua, einem Geschenk des Marchese Gonzaga. Hier erwartete ihn Giuliano de la Rovere. „Ich will nicht Euer Heiligkeit verhehlen" schrieb der Kardinal dem Papst, „dass der Herzog von Valence so voller Bescheidenheit, Klugheit, Gewandtheit und in physischer und moralischer Hinsicht so begabt ist, dass jeder in ihn vernarrt ist. Er steht in hoher Gunst beim Hofe und beim Könige, alle lieben und schätzen ihn, und ich fühle eine wahre Genugtuung, dies erklären zu können." Giuliano, ehedem erbitterter Gegner der Borgia, seit dem August 1497 mit ihnen ausgesöhnt, nahm sich des Herzogs mit grösster Freundlichkeit an, zwölf Tage lang unterhielt er ihn und sein Gefolge mit einem Aufwand von siebentausend Golddukaten.

Von Avignon ritt Cesare nach der Hauptstadt seines neuen Herzogtums, Valence. Er sollte dort im königlichen Schlosse absteigen, weigerte sich aber, ehe er im offiziellen Besitz seines Landes sei, weigerte sich auch, aus den Händen des königlichen Gesandten, Monseigneur von Clairins, den Michaelsorden, den höchsten des Reichs, entgegenzunehmen: von Ludwig selbst wollte er ihn empfangen. Nach kurzem Aufenthalt zog Cesare nach Lyon, wo er auf Befehl des Königs feierlich aufgenommen wurde. Mysterien und Farcen wurden auf der Wachsbleiche und in der Wechselbank gespielt, der Maler François de Rochefort hatte die Dekorationen gemalt, Claude Chevallet die Stücke verfasst. Morisken tanzten mit Schellen. Am 7. November fand zu Ehren des Herzogs ein grosses Bankett statt*. Von Lyon ritt

---

* Der Grossprior der Abtei von Savigny, Benoit Maillart, hat in seiner Chronik eine Aufstellung der für dieses Fest von dem Küchenbäcker Georges Pepin und dem Kaufmann Apotheker Laurent Cataigne gelieferten Speisen und Waren hinterlassen: 28 Kapaune, 24 Kaninchen, 14 Dutzend Schneehühner, 2 Dutzend Rothühner, 16 Enten, 35 Turteltauben, 3 Dutzend Schnepfen, 6 Häschen, Krammetsvögel, Lerchen, 12 Pfaue, 10 Fasane, eine Scheibe vom Kalb, ein Stück vom Ochsen, anderthalb Zentner Speck, Orangen, Vanille, 2 „goneaulx", 18 Quittenpasteten, 18 eng-

Cesare nach Chinon, wo damals Ludwig residierte. Um der lästigen Etikettefrage auszuweichen, traf der König wie zufällig auf der Jagd zwei Meilen vor den Stadttoren den Herzog, begrüsste ihn aufs freundlichste und ritt dann zurück. An der Brücke empfingen Cesare als Vertreter Ludwigs der Kardinal von Rohan, Herr von Ravestain, der Seneschall von Toulouse, der Herr von Clermont. Brantôme schildert den Einzug des Herzogs nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, der seine Beobachtungen in französischen Versen niederlegte, „in Reimen, wie sie in der alten Zeit üblich waren, und ziemlich unbeholfen . . ich habe sie in eine klarere Prosa und saubere Sprache gebracht."

Der Herzog von Valentinois, erzählt Brantôme, zog folgendermassen am Mittwoch, den 18. Dezember 1498 ein. Zuerst schritten vor ihm her der Kardinal von Rohan, Herr von Ravestain, der Seneschall von Toulouse, Herr von Clermont, begleitet von mehreren Herren und Edelleuten des Hofes bis zum Ende der Brücke, um ihm bei seinem Eintritt das Geleit zu geben; vor ihm 24 sehr schöne Maultiere, beladen mit Truhen, Koffern, Säcken, mit Decken belegt, auf denen man Schild und Wappen des Herzogs sah. Danach kamen noch 24 andere Maultiere mit Decken halb rot, halb gelb, denn sie trugen die Livree des Königs, die gelb und rot war . . ., dann kamen 12 Maultiere mit gelbseidenen kreuz und quer gestreiften Decken. Danach zehn Maultiere mit Decken aus Goldstoff, auf denen Streifen aus gekräuseltem Gold mit solchen aus glattem Gold abwechselten. Im ganzen also siebzig an der Zahl. Als alle Maultiere in der Stadt waren, kamen sie ins Schloss. Danach kamen sechzehn schöne grosse Pferde,

lische Torten, 18 englische Rahmtörtchen, 18 „bridefaveau", 18 Platten mit gebräuntem Fleisch, 18 Platten mit „foub", 18 Platten mit Gelée, Hammelzungen, 18 Platten mit Hippe (Backwerk), 18 Pasteten von Kapaunen, 18 Pasteten von Lerchen, 18 Törtchen aus Kreme, Mandeln, Eier, Rosenwasser, gresse blanche usw., 2 Pfund 6 Quentchen Zimmet, 1 Pfund 3 Quentchen eingemachte Pomeranzenschale, 1 Pfund 3 Quentchen Anis, 1 Pfund 1 Quentchen Zirbelnüsse, 1 Pfund 1 Quentchen Koriander, 1 Pfund 3 Quentchen mandrians, 3 Quentchen Zuckerwerk mit Bisam gewürzt, 32 Cymaisen von Gewürzwein, feine Gewürze, Ingwer, Muskatnuss, Gewürznelken, Zucker von Portugal, Muskat, Malvasier, Korinthen, Pflaumen, Datteln, Granaten u. a. m.

die man an der Hand führte, bedeckt mit rotem und gelbem Goldstoff, ihre Zügel am Gebiss und nach der Gewohnheit des Landes. Dann kamen achtzehn Pagen, jeder auf einem schönen Pferd, sechzehn von ihnen waren in karmoisinrotem Sammet gekleidet, die beiden andern in gekräuseltem Goldstoff. Wie jeder sagte, waren das seine zwei Mignons, weil sie derart vor den andern ausgezeichnet waren. Dann wurden durch sechs Lakaien, wie es damals der Brauch war, sechs schöne Maultiere geführt, in reichem Schmuck an Sätteln, Zügeln, Geschirr, alles von karmoisinrotem Sammet, ebenso waren die Lakaien gekleidet. Danach kamen zwei Maultiere mit Koffern, bedeckt mit Goldstoff. Alle sagten, dass diese beiden etwas noch Kostbareres als die andern trugen, schöne und reiche Edelsteine für seine Geliebte und für andere, oder einige Bullen und hübsche Indulgenzen von Rom oder einige heilige Reliquien, wie alle meinten. Danach kamen dreissig Edelleute, in Gold- und Silberstoff gekleidet. Dann die Spielleute, nämlich zwei Trommler und ein Fiedler, wie man sie damals oft hatte. Diese beiden Trommler waren in Goldstoff gekleidet, wie die Sitte ihres Landes war und ihre Fiedeln mit goldenen Fäden besetzt, die Instrumente waren aus Silber mit dicken Goldketten, und die Spielleute gingen zwischen den Edelleuten und dem Herzog von Valentinois und spielten fortwährend. Desgleichen spielten unaufhörlich vier Trompeter und Zinkenisten, reich in Silber gekleidet, ihre Instrumente. Dann waren noch da vierundzwanzig Lakaien, halb in karmoisinrotem Sammet, halb in gelbe Seide gekleidet; und alle waren um den Herzog, bei dem auch der Kardinal von Rohan war, der ihn unterhielt.

Der Herzog selbst sass auf einem schweren, grossen Pferd, sehr reich aufgezäumt, in einem Gewande halb aus rotem Atlas halb aus Goldstoff (ich weiss nicht recht, was das für ein Stoff war), mit vielen reichen Steinen und grossen Perlen besetzt. An seiner Mütze waren doppelte Reihen von fünf oder sechs Rubinen, gross wie eine grosse Bohne, die glänzend leuchteten. Auf dem Umschlag seines Baretts waren ebenfalls viele Edelsteine bis hinunter zu seinen Stiefeln, die ganz mit Goldschnüren gespickt und mit Perlen besetzt waren.

Und ein Halsschmuck, damit ihr's hört,
Dreissigtausend Dukaten war er wert.

Wie es im Reim der genannten Schrift heisst.

Das Pferd, das er ritt, war ganz beladen mit Blättern aus Gold und bedeckt mit trefflicher Goldschmiedarbeit, mit vielen Perlen und Edelsteinen. Ausserdem war für Spazierritte in der Stadt ein schönes kleines Maultier da, dessen ganzes Geschirr, Sattel, Zügel, Brustriemen mit Rosen aus feinem Gold dick wie ein Finger bedeckt war. Und als Schluss des Ganzen kamen noch vierundzwanzig Maultiere mit roten Decken und dem Wappen des genannten Herrn; und viele Wagen brachten zahlreiche andere nötige Geräte, so Feldbetten, Tischgeschirr und andres mehr.

Der König sah vom Fenster den Einzug und machte sich mit seinen Höflingen darüber lustig; sie fanden, es sei doch zu viel für einen kleinen Herzog von Valentinois. Zweihundert Bogenschützen, die königliche Garde, erwarteten Cesare am Schloss. Hier stieg er vom Pferde, und begab sich zu Ludwig, der ihn im Saale erwartete, umgeben von Giuliano de la Rovere und vielen Edelleuten. Kaum des Königs angesichtig, neigte sich der Herzog bis zur Erde, tat einige Schritte vor und neigte sich auf halbem Wege noch einmal. Der König entblösste das Haupt, Cesare trat bis vor seine Füsse, wollte niederknieen, als ihn Ludwig daran hinderte. Der Herzog küsste ihm die Hand, das gleiche taten nach ihm drei der Edelleute. Ludwig und Cesare wechselten miteinander einige Worte, dann sagte der Kardinal von Rohan zum König, der Herzog habe noch nicht gespeist. „Dann wolle seine Herrlichkeit essen gehen", erwiderte Ludwig und nahm Abschied von Cesare, den Rohan in seine Wohnung begleitete. Bald schickte der König viele Herren seines Hofes und hohe Persönlichkeiten zum Herzog, die ihm ihre Aufwartung machen sollten. Nach dem Mahl liess Ludwig Cesare zu sich bitten, und sie unterhielten sich lange, ebenso am folgenden Tag.

Alexander hatte seinem Sohn einen Brief an den König mitgegeben: „Wir senden Eurer Majestät, um ihr zu zeigen, wie wir in allem ihr gefällig zu sein wünschen, unser eigenes Herz, nämlich unsern geliebten Sohn, den Herzog

von Valentinois.. und wir bitten, ihn so zu behandeln, dass jedermann begreifen kann, wie dieser Cesare, den ich Eurer königlichen Güte anvertraut habe, Euch in allem teuer geworden ist." Obwohl alles geebnet schien, erfolgte doch die Erfüllung des zwischen Papst und König geschlossenen Geheimvertrags nicht sofort. Ludwig war nach ihm verpflichtet, Cesare mit dem Herzogtum Valence zu belehnen, ihm jährlich dreissigtausend Goldddukaten zu geben, eine Truppe von hundert französischen Lanzen zu stellen, die der Herzog nach seinem Belieben verwenden konnte, endlich die Hand einer königlichen Prinzessin ihm zu verschaffen: man dachte noch immer an König Friedrichs Tochter. Dafür gab der Papst Ludwig den Dispens, seine Ehe mit Jeanne lösen, Anna von Bretagne heiraten zu dürfen, und dem Günstling des Königs, Georges d'Amboise, Erzbischof von Rouen, den Kardinalshut.

War Friedrich von Neapel durchaus gegen eine Verbindung seiner Tochter mit Cesare, so Carlotta selbst nicht minder. Da der König ihn als Bastard zurückwies, erklärte der Herzog ganz offen, der Unterschied zwischen ihm und Friedrich wäre doch gross: der König sei der Bastard nur eines Königs, er aber der Bastard eines Papstes. Ludwig war in begreiflicher Verlegenheit, konnte doch der Bund mit Alexander leicht an der Nichterfüllung dieser wichtigen Vertragsklausel scheitern. Da man endgültig dem neapolitanischen Heiratsprojekt entsagen musste, kam man einen Augenblick auf Ludwigs Nichte, die Tochter des Grafen von Foix; doch auch dieser Plan scheiterte. Endlich ward als Gemahlin des Herzogs Charlotte d'Albret, Tochter des Herzogs von Guyenne, Alain des Grossen, in Aussicht genommen. Dies junge schöne Mädchen, Schwester Jean d'Albrets, Königs von Navarra, war Ehrenfräulein der Königin Anna, die wie eine zweite Vesta und Diana alle ihre Nymphen in strenger Zucht hielt und trotzdem voller Sanftmut und Höflichkeit war, wie Pater Hilarion de Coste versichert.

Die Verhandlungen mit dem alten misstrauischen, habsüchtigen Alain waren nicht leicht und währten lange. Der Herzog von Guyenne stellte immer neue und grössere Forderungen. Er verlangte den Dispens Alexanders für seinen Sohn „zu sehen und in der Hand zu haben", denn

auch er wollte seine Tochter nicht einem Priester, Sohn eines Priesters, geben. Ludwig hatte Cesare ein Heiratsgut von 100000 Livres versprochen; Alain verlangte ebensoviel Dukaten, Garantie, dass das Geld auch gezahlt wurde, bestimmte Zahlungstermine und genaue Fixierung der Güter, die seine Tochter, falls ihr Gemahl vor ihr stürbe, erhalten sollte. Er selbst wollte ihr dreissigtausend Livres Tournois als Mitgift geben, sechstausend achtzehn Monate nach der Hochzeit, den Rest in jährlichen Raten von fünfzehntausend Livres. Charlotte sollte auf alle Rechte der Nachfolge im Besitz ihres Vaters und ihrer Mutter verzichten. Die Ehegatten sollten zur Hälfte die Mobilien und Errungenschaften vom Tag der Hochzeit besitzen, Charlotte, falls Cesare vor ihr sterbe, als Erbgut viertausend Livres Renten und eins der Häuser des Herzogs nach ihrer Wahl erhalten.

Alain ging mit grösster Sicherheit vor, seine Bevollmächtigten mussten feststellen, ob die Mobilien Cesares in Frankreich, die auf hunderttausend Dukaten geschätzt wurden, auch wirklich so viel wert waren. Um den Abschluss der Verhandlungen zu beschleunigen, verstand sich der König dazu, die Sicherheit der Mitgift durch die Generalschatzmeister garantieren zu lassen, so dass in achtzehn Monaten die hunderttausend Livres an d'Albret durch Gaillard, Brissonnet, Boyer und de Bonn zu zahlen waren. Alains Forderungen nahmen aber kein Ende, er machte fortwährend neue Einwände, bis endlich sein Hauptbevollmächtigter durch Ludwigs Minister, d'Amboise, bestochen wurde.

Am zehnten Mai ward im Schloss von Blois der Heiratskontrakt aufgesetzt, zwei Tage danach die Ehe vollzogen. Charlotte war so anmutsvoll, dass man sie das schönste Mädchen Frankreichs nannte, und Cesare selbst trotz aller Ausschweifungen noch im ganzen Besitz seiner Schönheit. Zehn Tage nach der Hochzeitsnacht meldete Cesare seinem Vater durch einen besonderen Boten die Feier und den Vollzug der Ehe. Der Zeremonienmeister Burkhard schreibt in sein Tagebuch: „Es kam ein Läufer aus Frankreich, der seiner Heiligkeit, unserm Herrn, meldete, dass sein Sohn, einst Kardinal von Valencia, die Ehe mit der erlauchten Frau (d'Albret) eingegangen sei im gegenwärtigen Monat und sie am Sonntag des gleichen Monats vollzogen und

acht Mal nacheinander sie unter sich gebracht habe.“ Ganz anders erzählen die Erinnerungen des Herrn von Fleurange, Robert de la Mark, von der Hochzeitsnacht. „Um Euch von der Hochzeit des Herzogs von Valentinois zu erzählen, so forderte er Pillen vom Apotheker, um seine Dame festlich zu bewirten, wie häufig damit grosser Missbrauch getrieben wird; anstatt ihm zu geben, was er verlangte, gab er ihm abführende Pillen, so dass er die ganze Nacht auf den Abtritt gehen musste, wie die Damen am Morgen erzählten.“ Wieviel davon wahr ist, lässt sich nicht feststellen: Charlotte selbst erklärte sich in einem Brief an den Papst mit ihrem Gatten sehr zufrieden.

In dem Heiratskontrakt stand unumwunden, dass der König für die Zukunft auf die grossen und schätzbaren Dienste des Herzogs, seiner Verwandten, Freunde und Verbündeten hoffe und ebenso was die Eroberung Neapels und Mailands betreffe. Die französischen Truppen sollten in gleicher Weise dem Papst dienen. Das sagte klar, was die beiden Verbündeten planten. Vor zwei Monaten hatte bereits Ludwig mit Venedig einen Vertrag geschlossen, nach dem es Cremona und die Ghiaradadda erhalten sollte, wenn die Lombardei erobert wäre. Alexander hatte das Recht, diesem Bund beizutreten. Der Herzog von Savoyen im Einverständnis mit Ludwig gewährte den französischen Truppen freien Durchzug.

An Lodovico Sforza, der zuerst die Franzosen nach Italien gerufen hatte, erfüllte sich jetzt das Geschick. Abermals kamen sie auf den Ruf und im Bund mit den Borgia. Der geistvolle Moro, der sich für den klügsten politischen Kopf seiner Zeit hielt, hatte sich in all seinen Berechnungen getäuscht und seine Rolle ausgespielt. Er fand keinen Bundesgenossen, sein Volk hasste ihn, seine Hauptleute verrieten ihn. König Ludwig, der nicht selbst mit seinem Heer über die Berge nach Italien zog, sondern es dem Befehl Giacomo Trivulzios unterstellte, gewann so leicht Mailand wie einst Karl VIII. Neapel. Am 9. September 1499 ward dem Papst nacheinander die Einnahme Alessandrias, Tortonas, die Flucht Lodovicos, die Einnahme Mailands gemeldet.

Mit Ludwig zusammen sollte Cesare erst Italien wieder betreten. Ehe der Herzog aufbrach, übergab er seiner Ge-

mahlin die Verwaltung seines ganzen Besitzes in Frankreich, seines Herzogtums Valence, der Grafschaft Dioys und der andern Herrschaften. Zugleich schenkte er ihr im voraus alle Mobilien, die er bei seinem Ableben besitzen würde. Charlotte sollte Cesare nie wiedersehen und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, als er von ihr schied, und das sie im Anfang des Jahres 1500 gebar, eine Tochter, Louise, nie seinen Vater erblicken.

Im Bunde mit Frankreich wollte Cesare seine ehrgeizigen Pläne ausführen. Er konnte kaum zweifeln, dass es ihm gelingen würde. Ercole von Pesaro hatte ihm, da er noch Kardinal war, einen Degen gearbeitet, der seine stolze Sinnesart aufs deutlichste verriet. Er wollte nicht umsonst Cesare heissen; er strebte, natürlich in den durch die Verhältnisse gegebenen Grenzen, dem römischen Cäsar nach. Unter dem Griff des Degens, den noch heute der Herzog von Sermoneta bewahrt, liest man: Cum numine Caesaris omen. Darüber war auf der einen Seite, charakteristisch genug, der Übergang über den Rubikon, auf der andern Cäsars Triumph dargestellt. Dem Stier der Borgia sollte einst so geopfert werden wie in Rom dem grossen Imperator und Herrn der Welt.

Aut Cesar aut nihil! ist Cesares Devise. Welche Träume voller Glanz und Macht mögen den ehrgeizigen jungen Kardinal umgaukelt haben zu einer Zeit, da er noch nicht Mittel und Wege sah, in die Welt zu treten und sich die Stellung zu erobern, die ihm gebührte! Was stand nicht alles zwischen ihm und dieser Welt, in der er herrschen wollte! Der geistliche Stand hielt ihn wider Willen durch den Wunsch des Vaters; der Bruder, ein Spieler und Weiberjäger, erhielt ohne Mühe Kronen, Länder, Reichtum, er, der ohne Energie und Ehrgeiz war und nichts andres kannte als den gewöhnlichsten Genuss.

Jetzt waren die Schranken gefallen, Cesare frei. Nun ging er den Weg, den er schon lange mit allen Hindernissen und Schwierigkeiten deutlich vor sich gesehen hatte, ging ihn über Leichen, durch Blut; jedes Mittel, wenn es nur zum Ziel führte, war ihm recht. Weder Vater noch Sohn ahnte, dass sie, ohne es zu wissen, durch ihr rücksichtsloses Vorgehen zur Einigung des Kirchenstaates beitrugen, den Alexander doch als seine persönliche Domäne

ansah, die unter seine Kinder und Enkel aufgeteilt werden sollte.

Ein Vernichtungskampf gegen die römischen Barone und die kleinen Fürsten hob an, wie man ihn in dieser Skrupellosigkeit und Konsequenz noch nicht gesehen hatte. Aus den Ländern der mit allen Mitteln Verfolgten wollte Alexander für seine Familie Herrschaften bilden. Gegen die Gaetani ging er zuerst vor; der eine, Nicolo, als Majestätsverbrecher in der Engelsburg eingekerkert, endete durch Gift, sein Sohn ward in Sermoneta erdrosselt, der andere, Guglielmo, konnte nach Mantua fliehen. Die Güter der Gaetani wurden verkauft, einen Teil erwarb Lucrezia für achtzigtausend Dukaten. Ihr kleiner Sohn aus der Ehe mit Alfonso von Bisceglia erhielt das Herzogtum Sermoneta, ein Sohn Alexanders selbst und „einer Römerin" (der Julia Farnese) das neugebildete Herzogtum Nepi. Wie gegen die Gaetani, ward gegen die andern verfahren.

Genau so unbedenklich behandelte der Papst die kleinen Fürsten. Die Herren von Rimini, Pesaro, Urbino, Imola, Forli, Camerino, Faenza wurden ihres Besitzes für verlustig erklärt, weil sie nicht den jährlichen Zins an die päpstliche Kammer abgeführt hatten. Cesare war dazu ausersehen, diese Fürsten ihrer Herrschaft zu entsetzen.

Zu dem Feldzug hatte Mailand auf Druck des französischen Königs eine Summe von fünfundvierzigtausend Dukaten leihen müssen, Ludwig XII. stellte unter Ives d'Allègre dreihundert Lanzen, unter dem Bailli von Dijon viertausend Mann, Schweizer und Gascogner, Cesare zur Verfügung. Der Herzog selbst hatte den Romagnolen Achille Tiberti und Ercole Bentivoglio in Sold genommen, die für ihn Soldaten anwarben. Im ganzen mochte er über ein Heer von sechzehntausend Mann und viele Geschütze gebieten.

Am 9. November ward aufgebrochen, vierzehn Tage danach öffnete Imola, vor das man zuerst gezogen war, die Tore. Über Imola und Forli herrschte die Virago Catarina Sforza, Enkelin des ersten Herzogs Sforza. Sie erklärte dem Papst, der heilige Stuhl schulde ihr noch Geld; sie hätte durch ihren verstorbenen Gemahl, Girolamo Riario, ehemals Generalkapitän der päpstlichen Truppen, noch Anspruch auf einen bisher nicht gezahlten Sold von vier Jahren. Sie dachte nicht daran, sich zu ergeben, und traf alle Massregeln zur

Verteidigung, befestigte die Burgen und Städte und versah sie mit Proviant. Bald erkannte sie, dass die Stimmung in Imola und Forli ihr nicht günstig war, dass man Cesare keinen Widerstand leisten wollte. „Da es der Volkswille war“, konnte der Herzog in die Stadt einziehen, ohne dass es zum Kampf kam. Die Burg von Imola aber wurde von Dionigi Naldo tapfer verteidigt und hielt sich über eine Woche noch trotz aller Anstrengungen Cesares, sie zu gewinnen. Endlich, als jede Aussicht auf Hilfe entschwunden war, kapitulierte Naldo unter den ehrenvollsten Bedingungen. Nun ergaben sich auch die andern Burgen der Grafschaft, bis auf Doccia, das erst nach einer Belagerung genommen werden konnte. Auch Forli, gegen das Cesare am 15. Dezember aufbrach, versuchte nicht, sich ihm zu widersetzen. Catarina Sforza aber war fest entschlossen, die Burg und sich nicht in die Hände eines Feindes zu geben, dessen Skrupellosigkeit sie kannte. Cesare versuchte einige Male persönlich, sie zur Übergabe der Festung zu bewegen, er machte ihr und ihren Söhnen die grössten Versprechungen, sie traute ihm jedoch nicht. Sie wollte lieber mit der Besatzung sterben, als in seine Hände fallen. Wären alle wie sie gesonnen gewesen, so hätte der Herzog hier sich durch eine tapfere Frau auf seinem Siegeszug aufgehalten gesehen, den so viele Männer nicht zu hemmen imstande waren. Doch was vermochte sie auszurichten, wo die andern unentschlossen, uneinig, zuchtlos waren! Zwanzig Tage währte die Belagerung, bis die für uneinnehmbar geltende Burg fiel, nach Macchiavelli wegen zweier Mängel, einmal weil sie zu viel Redouten hatte, dann, weil nicht jede derselben ihre Brücken beherrschte. Die schlechte Anlage der Festung, erklärt er, und die mangelnde Klugheit ihres Verteidigers vereitelten das grosse Unternehmen der Gräfin, die ein Heer mutig erwartet hatte, dem weder der König von Neapel, noch der Herzog von Mailand standzuhalten gewagt hatten. „Madonna“, heisst es in einer Florentiner Geschichte, „verteidigte sich voll Kühnheit. Daher stammt die Redensart, die Franzosen seien auf Weiber gestossen, als sie mit Männern zu tun zu haben glaubten, und auf Männer, als sie Weiber vor sich hatten.“

Ein Soldat des Bailli von Dijon hatte Catarina zur Gefangenen gemacht. Wie die Nacht schon angebrochen war,

kamen Cesare und Allègre zu ihr und sprachen mit ihr eine Stunde lang, dann brachen alle drei nach dem Hause des Luffo Numai auf, wo der Herzog wohnte. Von ihren treuen Dienern und ihrer Ehrendame Argentina begleitet, schritt Catarina Sforza auf dem von Fackeln erhellten Weg über den innern Hof, der voller Toten lag. Hierher hatte sich eine Menge Fussvolks geflüchtet, war aber niedergemacht worden. Die Gräfin ging ruhig durch die Leichenhaufen und sagte nur, es sei ihr um die am Leben Gebliebenen leid. Damit meinte sie die Feiglinge, die sich hatten retten können. Dann stieg sie durch die Bresche zwischen Trümmern und Steinen hinab zum Burggraben, den sie durchwaten musste.

War sie selbst auch gefangen, so hatte sie doch ihre Söhne in Sicherheit gebracht. Dass er diese nicht in seine Hände bekam, war wohl hauptsächlich der Grund, weshalb Cesare, erst freundlich und ritterlich, sie dann hart und grausam behandelte. Solange die Söhne lebten, war seine Herrschaft unsicher und bestritten. Wenn er sie gefangen hätte, würden sie sicher das Schicksal der Manfredi von Faenza geteilt haben. Es war nicht sein Ziel, diese kleinen Herren nur zu verjagen, er wollte sie samt ihrem Geschlecht ausrotten. Er pflegte zu sagen, nur die Toten kämen nicht wieder.

Sofort richtete sich Cesare in der neuen Herrschaft ein, ernannte Gouverneure, liess die zerstörten Häuser und Burgen aufbauen, ordnete die Rechtspflege, sorgte für die Befestigung der Städte. Indessen hatte d'Allègre, was im Gebiet der Stadt und ihrer Umgebung sich noch nicht ergeben, unterworfen. Forlimpopoli war am 19. Januar 1500 gefallen, und der Marsch auf Pesaro war beschlossen. Vier Tage danach abends ritt der Herzog an der Spitze seiner Truppen gen Cesena, zwischen ihm und Allègre Catarina Sforza auf einer weissen Stute in einem schwarzseidenen, nach türkischer Art gemachten Kleid, um den Kopf einen wollenen Schleier. Nach einem heftigen Auftritt zwischen Cesare und dem Bailli von Dijon, der die Gefangene nicht dem Herzog als Trophäe überlassen wollte, war die Gräfin „zur Verfügung des Königs von Frankreich“ gestellt und damit wenigstens zum Teil Cesares Willkür entzogen worden.

Vor Montefiore ereilte den Herzog eine schlimme Bot-

schaft: Lodovico Sforza war wiedergekommen, um Mailand zurückzugewinnen, und Trivulzio, der französische Statthalter, rief die von Ludwig XII. Cesare überlassenen Truppen ab. Damit war dem Herzog die Macht genommen, seine weiteren Pläne auszuführen, er war durchaus auf diese Hilfe angewiesen.

Alexander VI. erachtete diese mehr als leichten Siege seines Sohnes eines Triumphzugs würdig. Mit grösster Feierlichkeit sollte Cesare empfangen werden. Alle und alles ward in Bewegung gesetzt, um den Einzug des Herzogs glanzvoll zu gestalten. Der Papst war wie im Fieber, lachte und weinte zu gleicher Zeit, gab keine Audienz mehr, sobald Cesares Ankunft gemeldet ward. Der Kardinal Orsini war dem Herzog bis Civita Castellana entgegengekommen, ihm folgten bald danach die Kardinäle Farnese und Juan Borgia. Vier Meilen vor den Toren Roms jenseits der Milvischen Brücke hatten sich alle Hof- und Gemeindebeamten versammelt, am Tor Santa Maria del Popolo die Gesandten und Kardinäle, die Cesare entblössten Hauptes empfingen. Der Herzog in einem schwarzen Sammetgewand, das ihm bis zu den Knien ging, den Orden des heiligen Michael um den Hals, ritt zwischen Orsini und Farnese. Hinter ihm Lucrezias Gemahl, Alfonso von Bisceglia, und sein Bruder Joffre. Dann zum Schluss hundert Lakeien in schwarzem Sammet, einen schwarzen Stab in der Hand. Den prunkvollen Zug eröffneten die Wagen mit dem Gepäck, denen die Herolde in den Farben Frankreichs und der Borgia folgten, darauf tausend Mann, feldmässig ausgerüstet, hundert Auserwählte, die Leibwache des Herzogs, auf der Brust in grossen Silberbuchstaben den Namen: Caesar; fünfzig Edelleute schritten der von Vitellozzo kommandierten Reiterei voraus, dann kam endlich er, für den der ganze Prunk entfaltet wurde. Eine ungeheure Menge Volks bestaunte den Zug, den Massen war nicht zu gebieten, die Ordnung der Einziehenden nicht aufrecht zu halten. Der trocken pedantische Zeremonienmeister Burkard war machtlos, niemand folgte seinen Anweisungen. Über den Corso ging es zur Engelsburg unter Glockengeläute und Kanonendonner. Auf dem neuen von Alexander erbauten Turm wehten grosse Fahnen mit Sprüchen, die auf Cesares Taten anspielten. Von einem Balkon sah der

Papst den Zug nahen. Wie Cesare vom Pferde stieg, begab sich Alexander in die Camera del Papagallo, wo er seinen Sohn empfangen wollte. Der Herzog schritt ernst vor den Thronsessel, verbeugte sich und dankte in spanischer Sprache Alexander für alle seine Gnade. Der Papst erwiderte ebenfalls spanisch und drückte Cesare, der ihm den Fuss küssen wollte, an seine Brust. Am nächsten Tage begannen die Feste. Auf elf Wagen ward auf der Piazza Navona der Triumph Cäsars dargestellt, symbolisch genug für den Herzog, der dazu die Anregung gab. Auf einem Wagen sah man den Übergang über den Rubikon, auf dem letzten sass Cäsar, um die Schläfe den Lorbeer, in Panzer und Chlamys von Liktoren gefolgt, das Sinnbild des Ruhms und der Macht. Zweimal mussten die Wagen über den Petersplatz an dem Papst vorbeifahren, der sich an diesen stolzen Chimären ganz wundersam ergötzte, wie ein Augenzeuge sagt.

Der Einzug des Herzogs war mit den Jubiläumsfestlichkeiten des Jahres 1500 zusammengefallen, doch inmitten aller Zerstreuungen vergass Alexander VI. nicht, die Konsequenzen aus dem Feldzug Cesares zu ziehen. Der Herzog, den sich Deputationen aus Imola und Forli als Nachfolger der Riario vom Papst erbeten hatten, ward zum Vikar der Romagna ernannt, erhielt das Banner als Gonfaloniere des heiligen Stuhls und die goldene Rose, da er sich nach den Worten des Papstes in diesem Jahre die grössten Verdienste um die Kirche erworben habe. Burkard hat die feierliche Zeremonie geschildert: Cesare trägt einen Rock aus Goldbrokat mit Knöpfen aus grossen Perlen, mit Aufschlägen aus Hermelin, mit einem Gürtel aus Brokat; eine Mütze aus rotem Sammet. Vor ihm trägt man die Abzeichen des Gonfaloniere, Mantel und Barett. Der Mantel ist an den Ärmeln offen, wie man es in Giovios „Leben berühmter Männer" auf Cesares Bild sieht, so dass man den Stoff des Rockes erkennen kann; das Barett zwei Spannen hoch, mit Hermelin eingefasst, verziert wie mit Knöpfen mit vier nussgrossen Perlen, gekrönt von einer aus Perlen gebildeten, vier Finger breiten Taube, von der Strahlen ausgingen. Der Herzog nahm Stab und Banner, das der Papst mit der gewöhnlichen Formel segnete, mit Weihwasser besprengte und von Weihrauch umziehen liess.

Darauf setzte sich Alexander die Mitra auf, um den Treueid des neuen Gonfaloniere entgegenzunehmen. Cesare kniete vor ihm mit abgezogenem Barett und begann laut: „Ich Cesare Borgia von Frankreich, Herzog von Valence, Bannerträger, Generalkapitän der heiligen römischen Kirche, werde von dieser Stunde ab treu und gehorsam sein dem seligen Petrus, Euch, meinem heiligen Herrn, Alexander VI., Papst, und Euren kanonisch eingesetzten Nachfolgern . . . .“ Danach nahm ein Geistlicher vom Altar die vom Papst in der Camera del Papagallo gesegnete goldene Rose, gab sie einem Kardinal, der Alexander und dieser seinem Sohn: „Nimm diese Rose aus unsern Händen, aus den Händen dessen, der, obwohl unwürdig, Gottes Stelle auf Erden einnimmt. Sie bedeutet die Freude beider Jerusalem, das ist der triumphierenden und Krieg führenden Kirche, und für alle gläubigen Christen stellt sie sinnbildlich dar die wunderbare Blume, die die Freude aller Heiligen ist und ihre Krone bildet. Nimm sie denn hin, teurer Sohn, der du edel und mit so vielen Tugenden begabt bist, nimm sie, damit du noch weiter wachsest in der Tugend in unserm Herrn Christus, ähnlich der Rose, die an Ufern mit fruchtbaren Wassern wächst. Unser Herr Christus möge es dir in Gnaden gewähren, und in seiner unendlichen Güte sei du gesegnet durch den, der drei und eins ist in aller Ewigkeit. Amen.“

Wie merkwürdig klingen diese Worte aus dem Munde eines Alexander zu seinem Sohn, einem solchen Sohn!

Der Herzog nahm die Rose, küsste Hand und Fuss des Papstes und erhob sich.

Als Bannerträger des heiligen Stuhls sollte Cesare seine Eroberungen fortsetzen. Cesena hatte sich ihm ergeben, Pesaro, Rimini, Faenza waren nun sein Ziel. So schnell Lodovico Moro sein Reich wiedergewonnen hatte, ebenso rasch verlor er es zum zweiten Male, und diesmal war es mit seiner Herrschaft für immer zu Ende. Mit dem Fall der Sforza verband sich beinahe naturgemäss der der Aragonesen von Neapel, die mit ihnen in die Höhe gekommen waren. War der Papst im Bunde mit Frankreich, so war er gegen Neapel. Einst hatte Alexander für seinen Sohn Cesare auf die Krone von Neapel gerechnet. Die Vermählung des Herzogs mit König Friedrichs Tochter sollte Ce-

sare den Weg zum Thron bahnen. Durch Friedrichs Ablehnung scheiterte der Plan. Bald sollte auch das letzte Band, das das päpstliche Haus mit Neapel verknüpfte, gewaltsam zerschnitten werden.

Alfonso, der natürliche Sohn Alfonsos II. von Neapel und Neffe König Friedrichs, der Gemahl Lucrezias, ward durch Cesare ermordet. Alfonso, der schönste Fürst Italiens*, blieb auf Wunsch des Papstes nach der Heirat in Rom, da Alexander sich nicht von seiner Tochter trennen konnte. Heimisch mochte er sich hier nie gefühlt haben; bald glaubte er sich bedroht. Cesares Verhältnis zu ihm war kaum das beste. Ob Alfonso Grund zu seinen Befürchtungen hatte, lässt sich nicht sagen. Das Gefühl der Unsicherheit steigerte sich bei ihm derart, dass er in der Nacht des 22. August 1499 heimlich Rom verliess und zu seinem Oheim floh. Den Bitten Lucrezias und bestimmten Zusagen des Papstes gelang es, ihn wieder zurückzubringen; Alfonso meinte jetzt gesichert zu sein. Da ward er, nicht ganz ein Jahr später, am 15. Juli abends gegen elf Uhr auf den Treppen von Sankt Peter von Vermummten angefallen, an Kopf, Schulter, rechtem Arm von Dolchstössen getroffen und für tot verlassen. Er konnte sich noch zu den Gemächern des Papstes schleppen, wo Lucrezia bei seinem Anblick in Ohnmacht fiel. Obwohl man ihn anfangs verloren gab, erholte er sich dank seiner Jugend doch wieder allmählich. Er glaubte, Cesare habe ihn ermorden wollen, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach die Orsini die Anstifter des Attentats waren, da sie meinten, Alfonso spinne gegen sie Ränke mit den Colonna, den Bundesgenossen des Königs von Neapel. Der Kranke, von Lucrezia, die ihn wirklich liebte, zärtlich gepflegt und von Alexander durch Wachen geschützt, wollte aus Furcht vor Gift keinen Arzt haben; König Friedrich sandte ihm sofort auf die Nachricht von dem Mordanfall einen der seinen. Wie Alfonso, genesen, eines Tags vom Fenster aus Cesare im Garten spazieren gehen sah, übermannte ihn Zorn und Wut derart, dass er nach einem Bogen griff und auf den Herzog schoss, dem der Pfeil am Ohr vorbeischwirrte. Am Abend des 18. August

---

* Mit dem Prädikat „schön“ gehen die Chronisten nicht sparsam um, auch Astorre Manfredi wird der schönste Fürst Italiens genannt.

kam Cesare, wie zum Besuch, mit Michelotto Corella, seinem treuesten Diener. Lucrezia und Sancia, die im Zimmer waren, wurden gewaltsam entfernt und Alfonso ward danach von Michelotto erdrosselt.

Der Papst stellte Cesares Vorgehen dem venezianischen Gesandten als einen Akt der Notwehr dar. Man erzählte sich, dass der Herzog nach einem Besuch bei Alfonso gemurmelt habe: „Was am Mittag nicht geschehen, könnte wohl abends getan werden!“ Es stand für alle fest, dass er der Mörder war. Der Zeremonienmeister Burkard schreibt in sein Tagebuch: „Am 18. dieses selben Monats August, als der erlauchte Herr Alfonso von Aragon, Herzog von Bisceglia und Fürst von Salerno, der am Abend des 15. Juli, schwer verwundet und infolge des Attentats in den neuen Turm, in den grossen Garten von Sankt Peter gebracht worden war, wo man ihn sorgsam pflegte, an seinen Wunden nicht sterben zu wollen schien, ward er in seinem Bett um die siebente Stunde abends erdrosselt, und um die erste Stunde der Nacht brachte man seinen Leichnam in die Kapelle von Santa Maria della Febre. Don Francisco, Schatzmeister des Papstes, begleitete ihn mit seinem Hause. Man bemächtigte sich der Ärzte und eines Buckligen, der ihm (dem Toten) ergeben war, und setzte sie in der Engelsburg fest; nach dem Verhör wurden sie freigelassen, da sie unschuldig waren, wie die genau wussten, die den Auftrag erhalten, sie festzunehmen.“

Lucrezia zog sich in tiefster Trauer nach Nepi zurück; Alexander unternahm nichts gegen den Mörder. Er wie ganz Rom fürchtete Cesare. Einen Monat nach dem gewaltsamen Tode Alfonsos schreibt Paolo Capello: „Der Papst ist siebzig Jahre alt, verjüngt sich aber mit jedem Tag, und seine grössten Sorgen währen nur eine Nacht. Er ist heiter von Natur und tut nur, was zu seinem Frommen ist, alle seine Gedanken haben nur ein Ziel, seine Kinder gross zu machen, anderes kümmert ihn nicht.“

Alexander hatte den Toten bereits vergessen, vergessen auch, dass er selbst wenige Wochen vor dem Attentat auf Alfonso durch einen Deckeneinsturz im Vatikan in Lebensgefahr geschwebt, er spann seine Pläne weiter. Gegen Neapel hatte er jetzt keine Verpflichtungen mehr, er konnte

dem französischen König den Weg dorthin freigeben. Nun durfte mit Ludwigs XII. Hilfe auch Cesare seine Unternehmen weiterführen. Eine Kardinalskreation brachte stattliche Summen, alle zwölf Kardinäle hatten ihren roten Hut teuer zu erstehen, bis auf einen Neffen des Papstes, Pedro Luis Borgia, der das Gelübde der Armut abgelegt hatte. Ein Kardinal hatte die ungeheure Summe von fünfundzwanzigtausend Golddukaten zu zahlen, selbst Cesares Schwager, Amanieu d'Albret, musste zehntausend Dukaten geben. Durch das Jubiläum war viel Geld in die päpstliche Kasse gekommen, das ebenfalls dem Herzog zufloss. Venedig, durch die Türken schwer bedrängt, war durch das Versprechen Alexanders, Hilfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu leisten, zur Neutralität bestimmt worden. Cesare durfte also unbesorgt vorgehen. Er hatte ein stattliches Heer, d'Allègre führte ihm zweitausend Mann Fussvolk und dreihundert Lanzen zu. Der Herzog selbst hatte siebenhundert Schwerbewaffnete und sechstausend Fusssoldaten mit kurzem Spiess und Degen, Eisenhelmen, mit gelbroten Röcken. Die Scharen, die sich zum grössten Teil aus Italienern, Franzosen, Spaniern zusammensetzten, waren infolge strenger Zucht und Waffenübung wie ein Leib, der dem Wink des Feldherrn gehorchte und Macchiavellis Bewunderung fand. Cesare hatte für sich auch eine Reihe tüchtiger, bekannter Hauptleute zu gewinnen gewusst, wie Paolo Orsini, Gian Paolo Baglione, Vitellozzo Vitelli.

Unter strömendem Regen ging es gen Pesaro, das Giovanni Sforza beherrschte, Lucrezias erster Gemahl, wider Willen von ihr geschieden, angeblich ob seiner Impotenz. Er hasste alle Borgia und glaubte sich im Vertrauen auf den Beistand des Marchese von Mantua, dessen Schwester Maddalena er in erster Ehe zur Gattin gehabt hatte, und Kaiser Maximilians, der ihm durch die Heirat mit Bianca Sforza verwandt geworden, und nicht zuletzt auf das Volk rechnend, dem er im ganzen ein guter Herr gewesen war, dem Vikar der Romagna widersetzen zu können. Das niedere Volk war wohl für ihn, der Mittelstand hielt sich aber neutral, der Adel war ihm entgegen. Auf Sforzas Geheiss schrieb Guido Postumo de' Silvestri, der eben von der Universität Padua gekommen, das feurige Lied, das den Bürgern Mut zur Verteidigung einflössen wollte:

Pellite vi vires ferrumque arcessite ferro
Inque feros ensis obvius ensis eat.
Aspera Dux indixit proelia cuius
Fraterna potuit coede madere manus.

Alles umsonst. Am Sonntag, den 11. Oktober, erhob sich das Volk, der Adel trat an seine Spitze, vor dem Palast auf dem grossen Platz brach der Ruf: „Herzog, Herzog" los. Sforza entwich in die Festung und von dort in derselben Nacht durch das Tor von Ravenna nach Bologna. Unter seiner gewöhnlichen Prachtentfaltung hielt Cesare am 27. Oktober seinen Einzug in die Stadt, besonderes Aufsehen erregte seine Leibgarde, Rock und Mantel von rotem Sammet mit grossen goldenen Blättern, Scheide und Koppel des Degens waren aus Schlangenschuppen gebildet, sieben kleine Riemen, von ihnen ausgehend, hielten den Degen, ihre Schleifen formten den Schlangenkopf.

Cesare, nach spanischer Mode in Sammet und schwarzer Seide, die seinen feinen Panzerrock erkennen liess, im goldenen Gehenk den goldenen Degen, mit einem breiten, von einer weissen Feder beschatteten Barett, ritt nach dem Palast der Sforza, wo er abstieg. Hier hatte einst, es war noch nicht lange her, seine Schwester Lucrezia an Giovannis Seite gelebt, Feste gegeben, jetzt war er hier Herr. Bald nach seiner Ankunft besuchte er die berühmte Festung, die zehn Tage ihm Widerstand geleistet hatte. Er liess sie durch einen Maler in seinem Gefolge zeichnen und schickte die Blätter dem Papste; sobald er die Zugbrücke überschritten hatte, bliesen von den Wällen zwölf Trompeter eine Fanfare und riefen an den vier Seiten der Bastionen den Namen des neuen Herrn aus: Cesare Borgia von Frankreich, Herzog von Valence, Graf von Diois, Herr von Cesena, Forli, Imola, Bertinoro, Pesaro, Bannerträger und Kapitän der heiligen Kirche.

Der leichten Eroberung von Pesaro sollte die noch leichtere von Rimini folgen. Der letzte Malatesta, Pandolfaccio, kam gar nicht auf den Gedanken, Widerstand zu versuchen. Auf das erste Gerücht vom Anmarsch Cesares hatte er seine Gattin, Violante, eine Tochter Bentivoglios, und seine Kinder zu seinem Schwiegervater geschickt und sich in der Festung Sigismondos verborgen. Er wollte seinen Staat

bald Cesare, bald Venedig verkaufen, ohne daran zu denken, dass er nicht mehr über etwas verfügen konnte, das er nicht mehr besass. Er überliess Rimini sich selbst, und die Stadt schickte sofort Gesandte nach Cesena, an den Stellvertreter des Herzogs, um ihm die Übergabe zu melden. Pandolfaccio durfte mit den Seinen und all seiner Habe frei abziehen, das Geschütz der Festung sollte abgeschätzt und ihm bezahlt werden; ausserdem ward ihm eine Entschädigung von 2900 Golddukaten zugebilligt. Am besten kennzeichnet diesen letzten elenden Spross eines alten edlen Geschlechts, dass er, kaum in seiner Zufluchtstätte Ravenna angekommen, bei dem herzoglichen Prokurator einen von ihm vergessenen Hund reklamierte. Es will schon etwas sagen, dass Cesare gar kein Gewicht darauf legte, diesen Herrscher in seine Hände zu bekommen; von einem Pandolfaccio konnte ihm keine Gefahr drohen.

Bisher hatte der Herzog nur vor Forli einen ernstlichen Widerstand erfahren, nun auf seinem zweiten Feldzug gebot ihm Faenza Halt, beherrscht von dem schönen Astorre III. Manfredi, den Volk und Adel gleich liebte. Schon im Januar 1500 waren Cesares Truppen an Faenza vorbeigezogen. Astorre hatte damals bereits einen Angriff gefürchtet, doch der Herzog hatte ihn höflich begrüsst und alle seine Besorgnisse zu zerstreuen gewusst.

Jetzt nach zehn Monaten rückte er gegen die Stadt, entschlossen, der Herrschaft der Manfredi ebenso ein Ende zu setzen, wie der der Riario, Sforza, Malatesta. Astorre konnte auf Venedig, das ihm bis dahin Schutz gewährt und Beistand, nicht rechnen. Von dem mit Manfredi verwandten Bentivoglio zu Bologna verlangte der Papst völlige Neutralität. Astorre wollte, um die Stadt vor Plünderung und Mord zu retten, sich nach einem sichern Zufluchtsort zurückziehen, obwohl er seine Herrschaft mit Freuden bis zum Tode verteidigt hätte. Doch da scharten sich alle um ihn. Niemand wollte von Ergebung hören. Aufs eifrigste ward zur Verteidigung gerüstet. Bentivoglio sandte tausend Mann Fussvolk. Die Bürger, Männer und Weiber, traten unter die Waffen.

Cesare versuchte die Stadt gütlich zu gewinnen. Er machte die schönsten Versprechungen, umsonst; er drohte,

vergeblich. Die Stadt ward darauf eingeschlossen. Zwischen dem Lamone und dem Marzano schlug der Herzog sein Lager auf und beschoss Faenza. Die Bürger erwiderten die Schüsse, machten oft Ausfälle und schlugen einen Sturm ab. Die Verluste Cesares waren beträchtlich, Honorio Savello, einer seiner Hauptleute, fiel. Dann kam der Winter. Alle Bäume um die Stadt hatten die Faentiner niedergeschlagen. Die Truppen des Herzogs litten ebenso sehr unter der Kälte, die durch den Mangel an Holz sehr empfindlich wurde, wie unter den Ausfällen der Bürger, die die Belagerer fortwährend in Atem hielten.

Wieder machte Cesare einen Versuch, die Stadt auf dem Weg der Unterhandlung zu gewinnen. Auch diesmal umsonst. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zurückzuziehen. Er musste die gute Jahreszeit abwarten, um die Belagerung wieder zu beginnen. Jetzt konnte er nur versuchen, der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden. Wie er Faenza in Sicherheit gewiegt glaubte, mitten im Winter, wollte er es überrumpeln. Im Schutz der Nacht wurden auf Leitern die Mauern erstiegen, doch an der Wachsamkeit der Verteidiger scheiterte der Überfall. Die Feinde wurden gefangen oder auf den Wällen niedergemacht. Danach gab Cesare vorläufig jeden Versuch, die Stadt zu gewinnen, auf.

Er rief seine Truppen nach Russi und Solarolo. Beide Plätze hatten sich ihm schon lange ergeben, doch ihre Burgen widerstanden noch. Jetzt wurden sie eng eingeschlossen. Er selbst, wie wenn ihn nichts Grosses beschäftigte, verlebte einen tollen Karneval in Cesena.

In diesen für den Herzog und seine Umgebung an zügellosen Vergnügungen so reichen Winter fällt auch der Liebeshandel Cesares, den Venedigs kräftiger Protest zu einer förmlichen Staatsaktion aufgebauscht hat, übrigens der einzige Liebeshandel des Borgia, von dem wir Genaueres wissen. Giovanni Battista Caracciolo, Kapitän der Fusssoldaten im Dienst der Republik von San Marco, holte mit Erlaubnis der Serenissima seine in Urbino weilende Frau Dorotea mit einer Eskorte ab. Zwischen Porto-Cesenatico und Cervia ward er von zwanzig oder fünfundzwanzig bis an die Zähne bewaffneten Reitern überfallen, seine Eskorte zersprengt und niedergehauen, seine Frau mit einer Die-

nerin geraubt. Die Reiter, in denen der fast tot auf dem Platz gebliebene Sekretär des Kapitäns Spanier erkannt hatte, ritten nach Galliano, stiegen im Hause eines gewissen Nicolazo ab und verbrachten dort mit ihren Gefangenen die Nacht. Auf Doroteas Frage, wohin man sie führe, erklärte der Führer des Trupps, sie würde es bald erfahren, solle sich nicht sorgen, sei in gute Hände gefallen und werde mit Ungeduld erwartet. Den Frauen geschah kein Leid, und am andern Tag ging es nach Cesena.

Venedig, fest überzeugt davon, dass der Herzog sich dieser Gewalttat schuldig gemacht, erhob sofort stärksten Protest. Cesare erklärte, er wisse von der Entführung, sei aber nicht daran beteiligt: Diego Ramirez, ein Spanier in seinem Dienst, Kapitän von dreihundert Fusssoldaten, gegenwärtig beim Herzog von Urbino, wäre der Geliebte Doroteas, mit der er lustig den Karneval in Urbino verbracht und die ihm gestickte Hemden, die er (Diego) zeigte, zum Geschenk gemacht hätte. Weiter wollte der Herzog nichts wissen, sagte aber, er würde nach Ramirez, dessen Spur man verloren, forschen und ihn, falls er gefunden, zur Rechenschaft ziehen. Cesare erklärte auch, dass er keinen Mangel an Frauen hätte und nicht nötig, solche mit Gewalt entführen zu lassen. Die Entrüstung über die Tat war allgemein. Der französische König sagte zu dem Beschwerde führenden venezianischen Gesandten: „Cesare hat schlecht gehandelt. Wenn wir zwei Söhne hätten, und einer von beiden hätte eine solche Untat begangen, würden wir ihn zum Tode verdammen." Der Papst erklärte: „Die Tat ist hässlich, schrecklich und verabscheuenswert, und ich könnte nicht sagen, welche Art Strafe den treffen müsste, der durch diese Tat Gott und die Menschen beleidigt hat. Ist es der Herzog, dann muss er den Verstand verloren haben . . ."

Alle Anstrengungen, der Verschwundenen habhaft zu werden, blieben vergeblich. Caracciolo tobte, ward aber von der Serenissima im Zaum gehalten. „Obwohl ich aufs tiefste die Beleidigung empfinde, die mir dieser Marrane*

* So nannte man die getauften, aber heimlich ihrem Glauben treu gebliebenen Juden. Julius II. fand auch für seinen Vorgänger Alexander VI. keine bessere Bezeichnung als „Marrane schlechten und unseligen Angedenkens".

von Valentino zugefügt hat, würde ich doch aus Liebe und Achtung für die Signoria, wenn ich ihn unter meinen Füssen hätte, ihn erst zertreten, wenn sie es erlaubte."

Cesare hatte Dorotea entführen lassen, und sie schickte sich bald und gern in ihr Los. Sie fand den Herzog jedenfalls viel angenehmer als ihren Mann. Als ihr 1504 die Freiheit wiedergegeben ward, schrieb sie in einem Dankbrief an den Dogen: „Alles, was ich jetzt noch wünsche, ist, dass mir mein Mann ein gutes Leben bereitet, sonst soll er mich lieber ins Haus meiner Mutter gehen lassen."

Venedig, das Cesares wachsende Macht fürchtete und seinen Besitz auf dem Festland nicht vor seinen Angriffen gesichert glaubte, freute sich, durch die Entführung Doroteas einen Grund gefunden zu haben, ihn blosszustellen und anzuklagen. Wie leicht konnte der Herzog, nachdem Faenza gefallen, sich gegen Cervia, Ravenna wenden! Und die Einnahme Faenzas war nur eine Frage der Zeit, wenn sich auch die Stadt heldenhaft verteidigte. An die Spitze der Frauen hatte sich ein schönes Soldatenkind gestellt, die achtzehnjährige Diamante Jovelli, und ein ganzes weibliches Hilfskorps gebildet, das aufs tatkräfrigste die Männer unterstützte, Lebensmittel, Munition und Material herbeibrachte, so dass, was am Tag zerschossen ward, nachts wieder aufgebaut werden konnte. Jeder Sturm ward abgeschlagen. Am 17. April 1501 pflanzten die Faentiner auf den Wällen drei Banner auf, ein weisses mit einem Totenkopf, ein zweites mit einer Devise, die sich auf ihren Widerstand bezog, ein drittes mit dem Wappen der Stadt. Sofort liess Cesare im Lager verkünden, wer das erste nehmen würde, sollte zweihundert Dukaten erhalten; auf die beiden andern ward ein Preis von hundertfünfzig und hundert Dukaten gesetzt. Darauf Wetteifer unter all den Seinen, die Franzosen wollten nur das erste gewinnen.

Cesare fand hier noch grössern Widerstand als vor Forli, setzte sich doch die ganze Bevölkerung aufs entschiedenste für ihren geliebten Herrn ein. „Die Faentiner haben die Ehre gerettet", schrieb am 20. April Isabella d'Este ihrem Gemahl, dem Marchese von Mantua, und der Herzog selbst soll bewundernd erklärt haben: „Hätte ich in meinem Dienst ein Heer von Soldaten wie die Verteidiger von

Faenza, so würde ich furchtlos die Eroberung ganz Italiens unternehmen."

Am 21. April liess Cesare seine ganze Artillerie auf einen Punkt der Festung sieben Stunden lang schiessen. Ein von Achille Tiberti gerichtetes Geschütz barst und traf ihn durch ein Trümmerstück tödlich. Ein Teil der Festung fiel zerschossen nieder, doch blieb der Widerstand der Eingeschlossenen der gleiche. Ein Färber aber, Bartolomeo Grammante, mit der Hut eines Tores betraut, schlich sich im Dunkel längs der Mauern zu Cesare, erzählte ihm, dass die Stadt weder Lebensmittel noch Munition habe, und wollte ihm die günstigste Stunde für den letzten Sturm nennen. Der Herzog liess ihn vor den Mauern aufhängen, war aber entschlossen, die Nachricht zu benutzen; doch in der gleichen Nacht noch kam Astorre Manfredi zu ihm, um zu verhandeln. Der Herzog nahm ihn freundlich auf. Die am 25. April unterzeichneten Bedingungen waren für die Stadt und ihren Fürsten gleich günstig. Astorre mit den Seinen und seinem Besitz konnte unangefochten ziehen und gehen, wohin er wollte; seine Condottieri und Soldaten desgleichen, Leben und Besitz der Faentiner ward verbürgt; die Stadt sollte von Cesares Truppen nicht betreten, nur die Festung besetzt werden. Unbegreiflich ist, dass Astorre, der doch den Herzog kennen musste, bei ihm blieb, statt sich vor ihm in Sicherheit zu bringen*. Sein Schicksal war vorauszusehen. Als sich der Kerker in der Engelsburg für Catarina Sforza öffnete, schloss er sich hinter Astorre und seinem Bruder; und bald schreibt Burkard in sein Tagebuch 1502: „Am neunten dieses Monats Juni, gestern fand man im Tiber, verblichen und tot, eine Steinschleuder am Hals, den Herrn von Faenza, einen Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren, so schön an Antlitz und Gestalt, dass man seinesgleichen nicht unter Tausenden gefunden hätte." Bianchino aus Pisa, der neben Michelotto Corella für Cesare Henkerdienste verrichtete, tötete Astorre, nachdem Cesare ihn, wie man sagt, wider die Natur geschändet hatte.

Nach dem Fall Faenzas beeilte sich der Herr von Bo-

* „Der Herr Astorre von Faenza ist bei dem Herzog, und dieser lässt ihn nicht von sich gehen und bezeugt ihm grosses Wohlwollen", schreibt Sanuto unterm 27. April in sein Tagebuch.

logna, Giovanni Bentivoglio, einem drohenden Angriff des Herzogs zuvorzukommen, er übergab ihm das begehrte Castel Bolognese und verpflichtete ihn als Condottiere der Stadt auf drei Jahre: Cesare hatte hundert Schwerbewaffnete mit drei Pferden für den Mann zu stellen gegen jeden und für jedes Unternehmen, ausser gegen die Franzosen. Auch Florenz, das nach Macchiavellis Erklärung einem energischen Angriff Cesares nicht hätte widerstehen können, kam dem gefährlichen Machthaber aufs freundlichste entgegen und schloss einen Bund mit ihm. Ein Brief des Rats der Zehn der Balia meldet Pietro Vespucci, der über Borgia zu wachen hatte, unterm 13. Mai: „Gestern ist das Bündnis zwischen der Signoria und seiner Herrlichkeit, dem Herzog Valentino, unterzeichnet worden, unsere Freunde werden die seinigen sein und umgekehrt; man hat auch seine Herrlichkeit für drei Jahre mit dreihundert Schwerbewaffneten und einem Gehalt von 36000 Dukaten (dei grossi) verpflichtet; er wird diese Truppen in unserm Dienste bei allen Gelegenheiten gegen jedweden, der schaden könnte, verwenden."

Cesare hat sicher die Absicht gehabt, gegen Bologna und Florenz vorzugehen, nur der ausdrückliche Wunsch König Ludwigs, der Bentivoglio unter seinen Schutz nahm, und Alexanders Befehl, nicht die Florentiner zu belästigen, hielten ihn davon zurück. Da er keinen grossen Beutezug wagen durfte, unternahm er den kleinen gegen Piombino. Ehe der Herzog sich nicht der Piombino, das auf einer Landzunge sich erhebt, gegenüberliegenden Inseln Elba und Pianosa bemächtigt hatte, konnte er auf die Eroberung der Stadt nicht hoffen. Der Papst hatte ihm unter dem Befehl Lodovico Moscas sechs Galeren, drei Brigantinen, sechs Galioten geschickt, die von der kleinen Bai wenige Miglien von Piombino Cesares Truppen nach Elba brachten. Pisa hatte dem Herzog Geschütze zur Verfügung gestellt, acht Kanonen, Katapulte und blinde Kanonen. Nach kurzer Zeit ergaben sich die Burgen der beiden Inseln, nun ward Piombino auf der Land- und Wasserseite eng eingeschlossen. Der Herr der Stadt, Giacomo d'Appiano, hielt sich in der Festung, die sein Grossvater vor fünfzig Jahren gegen Sigismondo Malatesta aufs tapferste verteidigt hatte. Wohl hatten Florenz und Genua ihm Hilfe gesandt, doch was

war sie gegen Cesares Macht! Appiano musste sich bald überzeugen, dass aller Widerstand vergeblich wäre. Er floh mit seinem Sohn über Livorno nach Frankreich, um persönlich Ludwigs Beistand zu erbitten. Der König liess ihn aber gar nicht vor und gab ihm als einzigen Trost den Rat, sich mit dem Papst zu verständigen. Nun bot Appiano seine Herrschaft Florenz und Genua an, umsonst. Nach zwei Monaten ergab sich die Stadt.

Cesare wartete die Übergabe nicht ab, Ludwig rief ihn nach Neapel. Jetzt sollte sich das Schicksal der Aragonesen vollenden. Den besten König, den das Haus hervorgebracht, traf der härteste Schlag. Was Karl VIII. begonnen, sollte Ludwig XII. vollenden. Eigentlich war Friedrich von Neapel schon seit dem 11. November 1500 ein König ohne Land. Damals war durch den Vertrag von Granada sein Reich bereits zwischen dem französischen und dem spanischen König geteilt worden. Am 22. Juni des folgenden Jahres gab der Papst seinen Segen dazu. König Friedrich hatte die Herrschaft verwirkt, weil er, so sagte man, die Türken zu Hilfe gerufen hatte.

So schnell wie einst bei dem Zuge Karls VIII. Alfons II. sein Reich verloren, ging auch Friedrich nun der Herrschaft verlustig. Unter Aubigny rückten die Franzosen vor, plündernd und brennend. Am härtesten hatten die Besitzungen der Colonna zu leiden. Friedrich floh von Stadt zu Stadt. Alles ergab sich. Für den König kämpften zwei Colonna, Fabrizio und Prospero, und Rinuccio da Marciano. Prospero sollte Neapel, wo sich Friedrich im neuen Kastell einschloss, die beiden andern Capua verteidigen.

Cesare mit seiner bedeutenden Macht und der Graf von Cajazzo standen vor Capua, das sich tapfer widersetzte. Die Stadt konnte sich aber nicht lange halten, es fehlte an Lebensmitteln, und der Mut sank den Bürgern. Fabrizio Colonna wollte unterhandeln, da öffnete ein Verräter die Tore, und die Franzosen drangen ein. Der Geschichtschreiber Ludwig XII., Jean d'Auton, erzählt: „Das Fussvolk, das, weil am leichtesten bewaffnet, zuerst eindrang, hieb alle nieder, die es vor sich auf den Strassen in Waffen und versteckt in den Häusern fand, ohne jemanden, welchen Standes auch immer, zu verschonen, und das Blut der Gemetzelten floss in grossen Bächen durch die Strassen.

Ich will nicht von den jämmerlichen Klagen und dem kläglichen Geschrei der trostlosen Frauen und der kleinen Kinder sprechen, die vor sich ihre Männer und Väter sterben, ihre Verwandten und Freunde töten, ihre Güter plündern und ihre Stadt zerstören sahen, doch will ich sagen, dass bei dem Metzeln der Männer manche Mädchen und Frauen vergewaltigt und genotzüchtigt wurden, was der Gipfel aller Ausschweifungen im Kriege ist. Das Fussvolk von der Bande des Valentino trieb es so, dass dreissig der schönsten Mädchen der Stadt gefangen nach Rom geführt wurden." Viele Frauen stürzten sich in die Brunnen und in den Fluss, um der Schändung zu entgehen. Cesare soll, als er hörte, dass eine Anzahl Frauen sich in einen Turm geflüchtet hätten, sie sich haben vorführen lassen und die vierzig schönsten für sich behalten haben. Zwei Tage nach der Einnahme der Stadt schreibt Burkard in sein Tagebuch vom 26. Juli: „Um fünf Uhr in der letzten Nacht erhielt der Papst die Nachricht von der Einnahme Capuas durch den Herzog Valentino. . . Die Einnahme dieser Stadt verdankte man dem Verrat eines gewissen Fabrizio, Bürgers von Capua, der heimlich die Feinde hineinführte und zuerst den Todesstoss von ihrer Hand empfing; nach ihm traf beinahe dreitausend Fusssoldaten und zweihundert Schwerbewaffnete, Ritter, Priester, Bürger, Mönche und Nonnen das gleiche Los, selbst die, die sich in die Kirchen und Klöster geflüchtet hatten; und alle Frauen und die jungen Mädchen, auf welche die Eindringlinge trafen, wurden festgenommen und fielen der Grausamkeit der Soldaten zur Beute. Die Zahl der Toten soll sich auf nahe viertausend belaufen."

Nach Capua fiel Gaeta, Aubigny zog in Neapel ein, Friedrich floh nach Ischia. Er gab sich verloren. Er nahm seine Schätze und begab sich, von einigen wenigen Getreuen, darunter der berühmte Sannazar, gefolgt, zu König Ludwig, der ihm das Herzogtum Anjou und ein Jahresgehalt gab. Noch drei Jahre lebte der entthronte König in der Verbannung, am 9. September 1504 starb er, an dem das Geschick alle Verbrechen seiner Väter und Vorväter gerächt hatte. Sein Erbe Ferrante, der Tarent verteidigen zu können geglaubt hatte, ergab sich Gonsalvo de Cordova, „dem grossen Kapitän" Ferdinands des Katholischen. Leben

und Freiheit ward ihm verbürgt, doch Gonsalvo, skrupellos wie stets, zuletzt doch von seinem König mit Undank gelohnt, nahm ihn fest und liess ihn nach Spanien bringen, wo er in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts starb. Das war der Ausgang einer der berühmtesten Dynastien Italiens, die unter dem grossen Alfonso Neapel zu einer Hauptstätte der Kultur gemacht hatte.

Nach dem leichten, glücklichen Feldzug gegen Neapel nahm Cesare mit seiner gewohnten Energie die Durchführung seiner Pläne von neuem auf. Ludwig XII. hatte ihm durch Edouard Bouillon seinen besonderen Dank für seine Kriegshilfe aussprechen lassen und erklärt, er habe „mehr und mehr, durch die Tat, seinen guten Willen ihm gegenüber und ihm Dienste zu leisten kennen gelernt, und er wäre entschlossen, sich später bei seinen (Cesares) eigenen Angelegenheiten erkenntlich zu zeigen und ihn als seinen guten Verwandten und Freund zu behandeln." Des Beistandes des französischen Königs versichert, auf jeden Fall seiner wohlwollenden Neutralität, ging der Borgia vor. Geplant war die Eroberung Camerinos, Urbinos, Sinigaglias. Es ist kaum ein Zweifel, dass Cesare auch die Eroberung von Florenz plante, dass er vorerst beabsichtigte, die Republik zu umzingeln, zu isolieren, um sie dann, ohne dass sie Widerstand leisten könnte, zu unterjochen.

Da er selbst nichts gegen Florenz unternehmen durfte, hatte er seinen Condottieri freies Spiel gelassen. Vitellozzo Vitelli hasste aus tiefstem Herzen die Republik am Arno, die ihm den Bruder getötet hatte, und hetzte den Herzog gegen sie. Cesare, zu klug, um unbedacht zu handeln, gab durch seine passive Haltung Vitelli zur Genüge zu verstehen, dass er seinem Unternehmen nicht in den Weg treten würde. Vitelli, im Einverständnis mit den vertriebenen Medici, wiegelte die Florenz unterworfenen Städte auf; am siebenten Juni erhob sich Arezzo, rief: „Marzocco" und „Medici" und öffnete Vitelli seine Tore. Einige Tage später sandte Pisa an Cesare einen Boten und bat ihn, die Herrschaft der Stadt zu übernehmen. So verführerisch dies Anerbieten auch war, Cesare lehnte es doch ab. Ohne den französischen König zu verletzen, hätte er nicht Pisa gewinnen können, und Ludwigs XII. Hilfe konnte er nicht entbehren.

Wie er dem Florentiner Soderini bei seinem letzten Feldzug gesagt hatte, war seine Absicht, „ein Ende mit den Tyrannen zu machen". Im Sommer des Jahres 1502 ging er von neuem ans Werk. Sein erster Zug galt scheinbar Camerino. Herzog Guidobaldo von Urbino ward von ihm dazu um Unterstützung und Hilfe angegangen. Er gab sie bereitwillig und ohne Arg, hatte ihm doch Cesare versichert, „er hätte unter allen Fürsten Italiens keinen Bruder, der ihm teurer wäre". In kürzester Zeit sollte sich Guidobaldo von der Aufrichtigkeit der freundschaftlichen Versicherungen des Herzogs überzeugen. Cesare besetzte Cagli und rückte gegen Urbino. Nur eilige Flucht rettete Guidobaldo vor dem Borgia. Die Eroberung Urbinos kostete Cesare kein Menschenleben, nicht einmal einen Kanonenschuss. „Dieser Triumph", heisst es in Macchiavellis Depesche an die Zehn der Balia in Florenz, „ergibt sich ganz allein aus der Klugheit dieses Feldherrn, der, sieben Meilen von Camerino, ohne zu essen und trinken, in einem Gewaltmarsch auf Cagli zog, von dem er fünfunddreissig Meilen fern war. Er liess seine Truppen vor dem belagerten Camerino und fiel in Urbino ein, und hierin müssen Eure Herrlichkeiten einen glücklichen Feldzugsplan sehen und eine unglaubliche, von völligem Erfolg gekrönte Schnelligkeit."

Wenn man von der Einnahme Urbinos beinahe gleichzeitig mit dem Marsch des Herzogs auf die Residenz der Montefeltre erfuhr oder, wie es in einem damaligen Bericht charakteristisch heisst, von dem Tode des Herrn von Urbino zur selben Stunde wie von seiner Krankheit hörte, vollzog sich das Geschick der Camerino beherrschenden Varani nicht minder plötzlich. Die Varani, deren Haupt der siebzigjährige Giulio Cesare, vormals lange Condottiere im Dienst der Serenissima, war, erfreuten sich nicht wie die Manfredi bei dem Angriff Borgias der Unterstützung ihrer Untertanen. Sie hatten Hilfe bei Venedig und bei dem Montefeltre gesucht, vermochten aber nicht Cesare zu widerstehen, zumal in der Stadt grosse Unzufriedenheit mit ihrem Regiment herrschte. Ein gewisser Gian Antonio Ferraccioli stellte sich an die Spitze der Rebellen und knüpfte mit den Condottieri des Borgia, die die Belagerung leiteten, Unterhandlungen an. Die Tore wurden geöffnet und der alte Varano und zwei seiner Söhne gefangen genommen.

Abermals war Cesares Reich um zwei Gebiete gewachsen, und er glaubte sich seines Besitzes durchaus sicher fühlen zu können, um so mehr, als er König Ludwig XII. in Mailand aufgesucht und sich mit ihm über seine künftigen Unternehmungen verständigt hatte. Der französische Herrscher bedurfte unbedingt bei den Streitigkeiten mit Ferdinand von Kastilien, die eine beinahe selbstverständliche Folge der Teilung des Reiches der Aragonesen gewesen waren, der Unterstützung Alexanders VI. und seines Sohnes, und nicht minder natürlich war es, dass dem Borgia dafür Hilfe und Beistand bei seinen Eroberungen zugesagt ward. Ludwig XII. versprach dem Herzog von Valence dreihundert Lanzen zu geben, die ihm Bologna im Namen der Kirche erobern und die Orsini, die Baglioni und Vitelli unterdrücken helfen sollten; Cesare verpflichtete sich, drei Jahre lang an den verschiedenen Expeditionen, die der König zu unternehmen für gut fände, teilzunehmen.

Alles schien auf dem weiteren Weg des Herzogs geebnet, der Papst vor allem hatte Sorge getragen, alle Hindernisse zu beseitigen. Wie Alexanders VI. die Nachricht von der Eroberung Camerinos erhalten hatte, war er, nach dem Bericht des venezianischen Gesandten Antonio Giustinian, so in Freude verloren, dass er sich nicht halten konnte, sondern, um der Sache mehr Ausdruck zu geben, sich von seinem Sitz erhob, ans Fenster trat und hier einen Brief seines Herzogs aus Urbino vom 20. Juli vorlesen liess.

Der Eroberung von Urbino und Camerino sollte nun die von Bologna folgen. Der Papst hatte die Bentivogli, Giovanni, den Vater, und seine Söhne Annibale und Alessandro, zur Rechenschaft binnen vierzehn Tagen vor sich geladen. Die Bentivogli dachten nicht daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Sie hatten sich Cesares Absicht schon versehen und alles zur Verteidigung gerüstet. Vor einem Jahre, wie sie der Borgia bedrohte, hatten sie geglaubt, durch die Abtretung von Castel Bolognese seiner ledig zu werden und in Villa Fontana mit Vitellozzo, Giulio und Paolo Orsini im Namen des Herzogs einen Vertrag unterzeichnet, der sie eng miteinander verknüpfte, sie zu Freunden des Freundes und Feinden des Feindes machte usque ad unguem. Das Volk stand völlig auf der Seite der Bentivogli, und angesichts der drohenden Gefahr verstummte jeglicher Partei-

zwist. Der achtzigjährige, aus der Stadt verbannte Marescotti schickte Giovanni Bentivoglio als Zeichen der Versöhnung und des gemeinsamen Bundes gegen den Feind seinen Panzer.

Wenn Cesare also schon hier auf einen ungeahnten Widerstand gestossen wäre, so sollten seine ferneren Eroberungen von einer andern Seite durchaus in Frage gestellt und die früheren aufs äusserste gefährdet werden.

Es bildete sich eine Verschwörung der ersten Condottieri Cesares gegen ihn, sie fürchteten „einer nach dem andern von dem Drachen verschlungen zu werden". Vitellozzo hatte Arezzo gewonnen, Florenz entrüstet protestiert, dass diese Stadt seiner Oberherrschaft entzogen ward, und Cesare, gewiss wider Willen, hatte seinen Condottiere zur Rede gestellt und mit grosser Strafe bedroht, falls er fortfahre, die Republik am Arno zu belästigen. Vitellozzo war also Cesare nicht gut gesinnt. Nun sollte es gegen Bologna gehen, mit dem vor Jahresfrist in des Herzogs Namen seine Condottieri einen Bund geschlossen hatten. Dagegen sträubten sie sich und fanden sich erst in Todi, dann in La Magione bei Perugia zusammen, um über ihre Schritte ihrem gefährlichen Soldherrn gegenüber zu beraten: der Kardinal Orsini, der Herzog von Gravina, noch zwei Orsini, zwei Bentivogli, Hermes und Hannibal, Guido Petrucci mit Vollmacht von Pandolfo Petrucci, Gentile und Gianpaolo Baglioni, Vitellozzo. Es ward beschlossen, sich nicht nur dem Befehl Cesares, zum Angriff gegen Bologna vorzugehen, zu widersetzen, sondern auch mit aller Macht und Kraft sich gegen den Herzog zu wenden. Gianpaolo Baglione schrieb: „Wir haben alle geschworen, in der Verwirklichung unseres Zieles, das wir uns vorgesteckt haben, zu sterben und haben wahrhaftig in Waffen den Rubikon überschritten und sind Feinde geworden, doch Gott weiss, wider Willen."

Cesare verlor angesichts des Abfalls seiner alten bewährten Condottieri den Mut nicht, er liess unverzüglich überall Truppen werben und nahm andere Obersten in Sold. Vor allem strömten ihm Romagnolen zu. Bald hatte er sechstausend Mann unter seinen Fahnen.

Er versuchte auch, und nicht ohne Erfolg, die verbündeten Condottieri zu entzweien und den einen oder den andern vom Bunde abzuziehen. Von Anfang an gingen

Cesares Condottieri nicht mit der Schnelligkeit und Energie gegen ihn vor, die ihm gegenüber durchaus geboten waren. Sie zögerten und liessen sich sogar in Unterhandlungen mit dem Herzog ein. Sie schienen sich ihm doch nicht gewachsen zu fühlen. Paolo Orsini verlangte von Cesare, er solle nicht Bologna angreifen, sondern sich gegen Florenz wenden, Vitellozzo wollte wieder unter ihm kämpfen, wenn ihm Sicherheit garantiert wäre, Pandolfo Petrucci versicherte den Borgia sogar seiner Anhänglichkeit und Freundschaft.

Cesare erklärte sich bereit, die Rebellen wieder in Gnaden anzunehmen, wenn sie ihm Urbino zu behaupten beiständen.

Die für uneinnehmbar gehaltene Festung von San Leo war durch List dem Borgia genommen worden, danach hatten sich die Städte im Herzogtum Urbino erhoben, die Hauptstadt selbst war von Cesare abgefallen. Der Borgia hatte seinen Hauptleuten befohlen, sich aus dem Lande zurückzuziehen, das er nicht behaupten zu können glaubte. Wie in Feindesreich hausten seine Condottieri, Michelotto de Corella liess Pergola und Fossombrone plündern und in Brand stecken, Mann, Weib, Kind ward niedergemacht, und mit einer Anspielung darauf sagte Cesare lächelnd am 12. Oktober zu Macchiavell: „Die Konstellationen scheinen mir dieses Jahr nicht für Rebellen günstig zu sein!"

Wie der Borgia seine Condottieri wiedergewonnen zu haben glaubte, wollte er den Versuch machen, doch das Herzogtum zu behaupten. So rückte auf seinen Befehl Vitellozzo nach Castel Durante vor, Baglioni stand in Cagli, Orsini vor San Leo.

Indessen kam der flüchtige Guidobaldo Montefeltro nach Sinigaglia, und nun änderte sich mit einem Schlage das Bild für Cesare. Die Orsini erklärten sich für den Montefeltro, der bald danach im Triumph in Urbino einziehen konnte. Wären unmittelbar darauf die abtrünnigen Condottieri gegen den Borgia vorgegangen, so hätte er sich kaum ihrer erwehren können, zumal auch die Bentivogli an den Grenzen des Staates Cesares sich zeigten; doch eine Woche blieben sie untätig. Dann liessen sie sich abermals in Unterhandlungen mit dem Herzog ein. Paolo Orsini kam nach Imola und besprach mit Cesare einen neuen Vertrag.

Das Vergangene sollte vergessen sein, der Herzog garantierte seinen Condottieri alle ihre Besitzungen und sie ihm die seinen und die seines Hauses. Ihr Soldvertrag ward erneuert. Sie sollten nicht gehalten sein, alle in Person zu dienen, sondern durften sich durch einen aus ihrer Mitte nach der Wahl Cesares vertreten lassen. Über Bologna sollten der Kardinal Orsini, Pandolfo Petrucci und der Herzog selbst einen für alle bindenden Beschluss fassen.

Cesares Sekretär Agapito erklärte ganz laut und in Macchiavellis Gegenwart, die dümmsten Kinder müssten über solch einen Vertrag lachen. Im Vatikan sprach man davon, wie sich der Kardinal Orsini durch den Borgia habe täuschen lassen, und man war davon fest überzeugt, dass dieses Abkommen nur bezweckt habe, die Condottieri zu entwaffnen, um sie dann desto sicherer zu verderben. „Das kam auch endlich so", sagt der Zeremonienmeister Burkard.

Paolo Orsini hatte noch die Zustimmung Vitellozzos und Oliverettos da Fermo zu dem mit Cesare aufgesetzten Vertrag einzuholen. Sie zu erlangen, war nicht leicht. Vitellozzo kannte den Herzog zu gut, um nicht trotz aller Verzeihung seine Rache zu fürchten; überdies hatte er sich Guidobaldo von Montefeltro ganz zur Verfügung gestellt. Ähnlich stand es mit Oliveretto, der Camerino belagert und bezwungen hatte, und mit Baglioni, der Michelotto in Pesaro eingeschlossen hatte und Rimini bedrohte.

Vitellozzo wies den Vermittler ab, er wollte Guidobaldo treu bleiben, sich an Florenz rächen und Borgo San Sepolcro wiedernehmen, das ihm schon einmal gehört hatte. Indessen tat Cesare das Seine, um den ohnehin lockeren Bund seiner Condottieri völlig zu lösen. Er ass die Artischocke Blatt für Blatt, wie er zu sagen pflegte. Er gewann den Herrn von Bologna, Giovanni Bentivoglio, für sich; ein feierlicher Vertrag ward geschlossen, nach dem die beiden Kontrahenten sich ihre Staaten garantierten, Bologna sich verpflichtete, dem Herzog „für eine oder zwei Unternehmungen, die seine Herrlichkeit in dem Jahre plante", hundert Schwerbewaffnete und zweihundert leichte Reiter zu stellen und ihn als Condottiere von hundert Mann für ein Jahr gegen ein Gehalt von zwölftausend Dukaten in Sold zu nehmen. Als Vitellozzo von diesem

Bund erfuhr und auch hörte, dass Cesare Beistand von König Ludwig XII., eine Kompagnie französischer Lanzen, erhalten, unterzeichnete auch er den Vertrag mit dem Borgia. Wie hätte er sich gegen ihn halten können!

Damit war das Schicksal Urbinos besiegelt. Abermals ward Cesare Herr im Land. Am 26. Dezember brach er von Cesena, seiner gewöhnlichen Residenz, nach der Hauptstadt der Montefeltre auf. Am Morgen desselben Tages sahen die Cesenaten auf dem kleinen Platz, der damals die Zitadelle von der Festung trennte, einen blutbefleckten Leichnam in reichem Gewand liegen, daneben der Kopf des Gerichteten auf einer Lanze. Es war der Generalgouverneur der Romagna, Don Remiro de Lorca, von dem Macchiavelli erzählt, dass Cesare ihn über seine Länder gesetzt hatte, um dem Strassenraub, der Parteigängerei und Gewalttätigkeit aller Art zu steuern. „Er fand also nötig, sie zu beruhigen und der Obrigkeit untertan zu machen. Deshalb gab er ihnen den Remiro de Lorca zum Vorgesetzten, einen entschlossenen und grausamen Mann. Er erteilte ihm volle Gewalt, und derselbe erwarb sich grossen Ruhm, indem er das Land in kurzer Zeit zur Ruhe und Sicherheit brachte. Hierauf glaubte der Herzog, eine so aussergewöhnliche Gewalt sei nicht mehr gut angebracht, weil sie verhasst werden möchte. Er ordnete also unter dem Vorsitz eines ganz vorzüglichen Mannes mitten im Lande einen Gerichtshof an, bei dem jede Stadt ihren Vertreter hatte. Da die vorige Strenge aber einigen Hass erzeugt hatte, so suchte er diesen zu löschen und das Volk vollends dadurch zu gewinnen, dass er ihm bewies, alle begangenen Gewalttaten rührten nicht von ihm her, sondern von der rauhen Gemütsart seines Stellvertreters. Er ergriff die erste Veranlassung, ihn eines Tags auf dem öffentlichen Markt von Cesena in zwei Stücke zerrissen auszustellen, mit einem Stück Holz und einem blutigen Messer zur Seite."

Am 4. Januar 1503 erzählte der Papst dem venezianischen Gesandten Giustiniani von einer Verschwörung der Condottieri Cesares und Remiros de Lorca. Also war der Generalgouverneur der Romagna gerichtet worden, weil ihn sein Herr im Verdacht hatte, gegen ihn zu konspirieren. Remiro soll auch Kornwucher getrieben und das Volk aus-

gehungert haben. Dieser ersten Exekution eines Treulosen sollte bald die der andern folgen.

In Fano erhielt Cesare am 29. Dezember 1502 die Nachricht von der Einnahme Sinigaglias. Giovanna Montefeltro herrschte dort für ihren minderjährigen Sohn Francesco Maria de la Rovere. An einen längeren Widerstand hatte Andrea Doria, der Stadt und Festung verteidigte, nicht denken können. Als Giovanna, Guidobaldo Montefeltros Schwester, glücklich geflohen war, übergab Doria Sinigaglia. Cesare teilte seinen Condottieri mit, dass er am 31. Dezember in der gewonnenen Stadt sein würde, und bat sie, ihn dort zu erwarten, ihre Truppen sollten sie im Borgo und in den umliegenden Kastellen und Dörfern unterbringen, für die seinigen Quartiere im Innern der Neustadt belegen.

Die Stunde der Rache an seinen abtrünnig gewordenen Condottieri war mit diesem Tage für Cesare gekommen. Bis auf Gianpaolo Baglione, der, voller Misstrauen gegen den Herzog, sich mit einer Krankheit, die ihn in Perugia zurückhalte, entschuldigte, und Giulio Orsini, der in Rom bei dem Kardinal Orsini weilte, waren alle in Sinigaglia, die „den Drachen" hatten bekämpfen wollen, aber wieder, töricht, sich ihm unterworfen hatten: die Orsini Paolo und sein Sohn Fabio, Francesco, Herzog von Graviana, Vitellozzo Vitelli mit einem seiner Neffen, Oliveretto da Fermo.

Der „schönste Betrug", wie Macchiavelli das Blutgericht von Sinigaglia nannte, ward nun inszeniert. Michelotto und den Bischof von Elna hatte Cesare von dem Kommenden verständigt.

Nach der Anordnung des Herzogs war verfahren worden: Oliverotto hatte seine Mannschaften, tausend Fusssoldaten und hundertfünfzig Reiter, im Borgo einquartiert, Vitelli und Orsini die ihrigen in der Umgebung, über 6000 Mann. Michelotto mit der Vorhut, zweihundert Lanzen und die Infanterie, rückte früh am 31. Dezember in die Stadt ein, Cesare folgte mit den Schwerbewaffneten. Im ganzen gebot der Herzog über etwas mehr als 7000 Mann.

Wie die drei Condottieri vom Heranrücken Borgias hörten, ritten sie ihm ohne Begleitung entgegen, Vitelli sogar unbewaffnet, auf einem Maultier. Cesare empfing sie freundlich, drückte ihnen die Hand und umarmte sie. Unterwegs

auf der Piazza verlor sich Vitelli, der Herzog liess ihn durch Michelotto wieder zu sich bitten. Auf der Schwelle des Palastes wollten sich die Condottieri verabschieden, Cesare lud sie aber zu sich. Sie folgten ihm in einen Saal, wo er sie bald allein liess, um, wie er sagte, die Kleider zu wechseln. Kaum war er fort, da wurden sie auf ein Zeichen Michelottos festgenommen. Die Truppen Orsinis und Vitellis waren fern, also nicht zu fürchten, zogen sich auch schleunig, als diese Nachricht zu ihnen drang, zurück; die Oliverettos wurden entwaffnet, wer sich wehrte, ward niedergehauen.

An Oliveretto und Vitellozzo ward das Urteil in Kürze vollzogen. Der erstere, jung und keck, ging mit seinem Dolch auf den Henker los und warf Vitellozzo vor, die Verschwörung gegen Cesare angezettelt und ihn mit in seinen Untergang gezogen zu haben. Vitellozzo war wie zerbrochen, bat, ihm Zeit zu lassen, um den Papst um Gnade anflehen und vollkommenen Ablass erhalten zu können, der drohende Tod machte ihn zum Feigling. Beide wurden von Michelotto erdrosselt, ihre Leichen nach der Hospitalskirche gebracht.

Cesare rechtfertigte diese schnelle Exekution durch Schreiben an beinahe alle Fürsten Italiens: trotzdem er seinen Condottieri ihre Verschwörung verziehen, hätten sie doch abermals in Sinigaglia sich gegen ihn verbunden und seiner Person sich bemächtigen wollen; jedoch wäre er ihnen zuvorgekommen und hätte sie als Verräter gestraft. Überdies müsse sich jeder freuen, dass diese öffentliche Pest und dies Unheil der Völker endlich beseitigt würde. Isabella von Este, die Marchesa von Mantua, hatte für den kommenden Karneval ihm hundert Masken „von seltener Mannigfaltigkeit und einzigartiger Schönheit“ gesandt, und in seinem Dankesbrief vom 1. Februar 1503 gab Cesare seiner Freude Ausdruck, Citta di Castello, Fermo, Cisterna, Montone und Perugia von der Tyrannei befreit und Italien von diesen Ungeheuern gereinigt zu haben.

Dass jemand Vitellozzo und Oliveretto bedauert oder beklagt hätte, ist nicht ersichtlich. Oliveretto hatte seinen Tod wohl verdient, hatte er doch, um sich der Stadt Fermo zu bemächtigen, ihren Herrn, seinen Oheim Giovanni Fogliano, der ihn erzogen und ihm nur Gutes erwiesen, ermorden

lassen; und Vitellozzo, bei dem er nach dem Tode Paolo Vitellis sich militärisch ausgebildet und gedient hatte, war „sein Lehrmeister in Heldentugenden und Schandtaten", doch zumeist in den letzteren.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gericht von Sinigaglia stand die Festnahme der Orsini in Rom durch Alexander VI. Der Papst war von seinem Sohn verständigt worden, dass die Rache an den in Sinigaglia versammelten Condottieri dank der günstigen Gelegenheit vollzogen werden könnte. Alexander VI. liess dem Kardinal Orsini und Jacopo de Santa Croce die Einnahme der Festung von Sinigaglia melden und Orsini beglückwünschte den Pontifex persönlich zu diesem Erfolge seines Sohns. Der Kardinal mit seinem Gefolge, vom Gouverneur von Rom begleitet, kam in den Vatikan; kaum im Papageienzimmer, ward er verhaftet, zugleich mit ihm der Protonotar Orsini, Bernardino d'Alviano, der Bruder des berühmten Condottiere Bartolomeo, Santa Croce, ein römischer Edelmann und Parteigänger der Orsini, und Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz. Am härtesten verfuhr man mit dem Kardinal. Er ward in der Engelsburg festgesetzt, sein Palast geplündert. Am Dreikönigstag kamen viele Kardinäle, um sich für den Gefangenen zu verwenden; der Papst blieb unerbittlich. Orsini schmachtete im Kerker sieben Wochen, dann starb er, vielleicht an dem Gift, das ihm Alexander VI. reichen liess; doch ist es auch möglich, dass den ohnehin schon Hochbetagten sein Schicksal niedergedrückt und einem raschen Tode zugeführt hat. Unterm Mittwoch, den 23. Februar 1503 schreibt Burkard in sein Tagebuch: „Der sehr ehrwürdige Herr Orsini ist in der Engelsburg gestorben. Seine Seele ruhe in Frieden. Amen! Seine Heiligkeit hat meinen Kollegen Bernardino Guttieri mit der Besorgung der Leichenfeierlichkeiten betraut. Ich habe auch selbst nichts davon wissen wollen. Ich habe keiner Feier beigewohnt und habe nicht den mindesten Anteil an all dem nehmen wollen."

Vor dem Kardinal waren noch die beiden in die Gewalt Cesares gefallenen Orsini eines jähen Todes verblichen. In Sartiano hatten sie Michelotto und ein gewisser Marco Romano erdrosselt.

Die Rache war vollkommen. Sobald Cesare sich der Condottieri bemächtigt und Doria ihm die Festung von

Sinigaglia übergeben hatte, zog er über Corinaldo gegen Citta di Castello, Perugia und Siena. Citta di Castello, die Stadt Vitellozzos, Fermo, die ehemalige Herrschaft Oliverettos, und Perugia ergaben sich sofort bei der Ankunft des Herzogs. Cesare rückte unverzüglich gegen Siena, bis Castello della Pieve vor, wo er seinen Vertrag mit dem Herrn von Bologna kundgab. Siena ward aufgefordert, innerhalb von vierundzwanzig Stunden Pandolfo Petrucci zu verjagen. ,,Wir schwören vor Gott, dass, wenn Ihr innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieses Briefes nicht ohne weiteren Verzug Pandolfo verjagt habt, wir jeden von Euch wie Pandolfo selbst betrachten und ohne Gnade zur Vernichtung von allen Städten, Untertanen und Gütern, die die Euren sind, zur Vernichtung Eurer Stadt und Euer selbst vorgehen werden, und zwar so, dass, wenn Ihr Euch dergestalt als meine Feinde erklärt, Ihr in einen solchen Zustand der Niedrigkeit und Unterdrückung gebracht werden sollt, dass es Euch für immer unmöglich sein wird, uns zu schaden.“ Siena blieb fest; nun liess Borgia seine Soldateska auf das unglückliche Land wie eine gierige Meute los, die kleinen Städte hatten viel zu leiden, sie waren ohne Schutz und der Willkür der Truppen Cesares völlig preisgegeben. In San Quirico hing man die alten in der Stadt zurückgebliebenen Männer und Frauen an den Armen auf und machte unter ihren Füssen Feuer, um von ihnen das Geständnis zu erpressen, wo die Schätze vergraben wären. Die Häuser wurden zerstört, die Keller geplündert, die Fruchtbäume niedergehauen — wie wilde Tiere irrten Städter und Bauern umher.

Dies grausame Vorgehen brach den Mut Sienas, auf Petrucci ward ein Druck seitens eines grossen Teils der Bürgerschaft ausgeübt, und er erklärte sich bereit, mit seinen Truppen abzuziehen. Weiter vermochte Cesare nichts zu erreichen, und das war sehr wenig, aber die Verhältnisse zwangen ihn, nach Rom zurückzukehren, wo durch den Aufstand der Orsini der Papst bedroht war. Alexander VI. hatte die Orsini aufs tiefste verletzt und tödlich beleidigt. Jetzt erhoben sie sich gegen ihn. Sobald Cesare kam, änderte sich das Bild. Wie bisher folgte ihm auch hier treu das Glück. Giulio Orsini, der eine der Hauptfesten der Familie, Ceri, verteidigte, kapitulierte nach einem

Monat; die Besitzungen Giovanni Giordano Orsinis wurden genommen. Nur Bracciano, die Hauptfestung, widerstand.

Cesare ward auch insofern von den Umständen begünstigt, als König Ludwig XII. durch die Niederlagen seiner Feldherrn in Neapel in eine sehr missliche Lage kam und gezwungen ward, mit dem Papst und dem Herzog zu paktieren. Ohne sie konnte Ludwig XII. an eine Wiedereroberung Neapels nicht denken. Die Borgia hatten alle Eventualitäten bedacht und gründlich die Möglichkeit eines Bundes mit Spanien erwogen, der ihnen jetzt grössere Vorteile zu bieten schien. Wie man sagte, wusste der französische König von einem zwischen Cesare und Gonsalvo da Cordova getroffenen Abkommen, nach dem für den Fall, dass Ludwig XII. Neapel aufgab, der Herzog Pisa besetzen, den Spaniern den Durchzug nach Toscana offen halten sollte und beide, Cesare und Gonsalvo, sich gegen Florenz wenden sollten.

Schliesslich gelang es dem französischen König doch, den Papst und den Herzog für eine werktätige Unterstützung zu gewinnen. Am 10. August sollte Cesare mit seinem Heere nach Neapel aufbrechen. Das Geld für dies Unternehmen war wiederum auf die dem Papst und seinem Sohn eigentümliche und einfache Weise beschafft worden. Am 29. März berichtete Giustinian nach Venedig, dass achtzig neue Kurialämter geschaffen und pro Stück für 700 Dukaten verkauft worden wären. In der Nacht vom 10. zum 11. April starb der steinreiche Kardinal Michiel, dem Asquinio da Colloredo auf Befehl Cesares und mit Wissen des Papstes den Gifttrank gereicht hatte und dessen Erbe der Herzog wurde. In dem Konsistorium vom 31. Mai wurden neun Kardinäle ernannt, die „alle für ihre Erhebung schöne Summen zahlten, einige 20000 Dukaten und mehr, so dass 120000 bis 130000 Dukaten zusammengekommen sind", wie der venezianische Gesandte schreibt. „Rechnet man dazu die 64000 Dukaten aus dem Verkauf der neuen Kurialämter und den Nachlass des Kardinals Michiel, so kommt eine hübsche Summe heraus. So hat Alexander VI. der Welt gezeigt, dass die Steigerung der Einkünfte eines Papstes ganz von dem Belieben desselben abhängt."

Alles war aufs beste vorbereitet, da traten zwei Ereignisse ein, die nicht nur dies Unternehmen, sondern das Fort-

bestehen des Staates Cesares überhaupt in Frage stellten: der Tod des Papstes und die gleichzeitige schwere Erkrankung des Herzogs. In dem für Rom überaus gefährlichen Monat August erkrankten zur selben Zeit am Fieber Alexander VI. und Cesare. Während der dreiundsiebzigjährige Papst der Krankheit nicht zu widerstehen vermochte und am 18. August abends der Apoplexie erlag, gesundete Cesare wieder, wie berichtet wird, durch Gewaltmittel. Vom Fieber geschüttelt hatte sich der Herzog in den Vatikan bringen lassen, um seinem sterbenden Vater näher zu sein und den Ereignissen besser folgen zu können. Er wollte um jeden Preis gesunden, stand doch für ihn alles auf dem Spiel. Sein Arzt Gaspare Torella liess einem Maultier den Leib aufschlitzen und bedeckte mit den zuckenden Eingeweiden den nackten Leib des Kranken, dem dadurch geholfen ward, wie Peter Martyr da Anghiera berichtet. Paolo Giovio hörte aber von dem Kardinal de Corneto, man habe ein grosses Ölfass mit eisigem Wasser gefüllt und darin den vom Fieber hin- und hergeworfenen Herzog gelegt. Diese Gewaltkur entstellte für immer Cesare. Der Leib schälte sich ab, das Gesicht war entstellt. Dazu kamen noch die Nachwehen der geheimen Krankheiten, von denen der Herzog selbst in Pesaro zu dem Gesandten Colenuccio gesprochen hatte und über die uns Torella berichtet hat. Der „schöne und blonde" Cesare, von dessen körperlichen Reizen jeder in früheren Tagen geschwärmt hatte, war nun nur noch der Schatten seines Einst. Giovio sagt: „Sein Gesicht war durch Röte und durch Eiterblattern entstellt, seine Augen lagen tief in den Höhlen, blickten grausam und giftig und schienen Flammen zu sprühen." So sah der aus, der einst schöner noch als König Ferrante von Neapel, der schönste Fürst Italiens, gewesen war.

Am Krankenbett des Herzogs weilten seine Getreuen, der Bischof von Chiusi, Bonafede, und Michelotto. Macchiavelli erklärte später: „Am Tage selbst, da Julius II. auf den päpstlichen Stuhl erhoben ward, sagte er (Cesare) mir, er hätte an alles gedacht, was beim Tode seines Vaters vorgehen könne und Mittel gegen alles ausgefunden, nur daran habe er nicht gedacht, dass er zu gleicher Zeit dem Tode nahe sein könne." Obwohl auf schwerem Krankenbett, traf doch der Herzog seine Massregeln, so

gut er konnte. Michelotto forderte auf Cesares Befehl dem Kardinal Casanova die Schlüssel zum Schatz ab und bemächtigte sich der Kostbarkeiten in den Gemächern des toten Papstes. Der Schatz enthielt 100000 Goldukaten nach Burkard, 300000 nach Sanuto.

Unmittelbar nach dem Tode des Papstes und der Erkrankung des Herzogs erhoben sich alle von den Borgia Unterdrückten. Das Reich Cesares drohte so schnell zu zerfallen, wie es zusammengebracht worden war. Die geflüchteten und vertriebenen Herren und kleinen Fürsten beeilten sich, von ihrer Herrschaft wieder Besitz zu nehmen. Die Orsini, Colonna, Savelli standen gegen den Herzog auf. Wer war ehemals vor Cesare sicher gewesen, und wer war jetzt nicht gegen ihn! Doch der durch seine Krankheit zur Untätigkeit Verurteilte war noch ein mächtiger Mann, mit einem Heere hinter sich, um dessen Freundschaft Spanien wie Frankreich warben. Cesare wollte die Engelsburg besetzen, doch der Kastellan Francesco Roccamura liess sich nicht bestechen. Für den Herzog war von höchster Wichtigkeit, wer der Nachfolger seines Vaters auf dem päpstlichen Stuhl sein würde. Sein Sekretär Agapito unterhandelte in seinem Namen mit den Kardinälen, und am 22. August ward ein Vertrag zwischen Cesare und dem heiligen Kolleg geschlossen: der Herzog wurde in seinen Würden bestätigt und mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit bis zur Wahl des neuen Papstes betraut. Innerhalb von drei Tagen sollte er selbst mit all seinen Obersten den Treueid schwören. Um nicht zwischen zwei Feinde zu geraten und von ihnen erdrückt zu werden, verband sich Cesare mit Prospero Colonna gegen die Orsini. Er hatte sich geschmeichelt, während der Papstwahl in Rom bleiben zu dürfen, musste jedoch die Stadt auf nachdrücklichen Wunsch des Kardinalskollegs verlassen und durfte sich ihr ebensowenig wie die Orsini, die Colonna, das französische Heer und das spanische auf mehr als acht Miglien nähern. Ihm ward jede Sicherheit seiner Person, seines Besitzes und seines Staates verbürgt. Das heilige Kolleg verpflichtete sich sogar, an Venedig zu schreiben, dass es das Reich des Herzogs in seinen Schutz nehme.

Cesare erfreute sich auch jetzt noch, namentlich nach einem mit dem französischen König abgeschlossenen Schutz-

vertrage, einer durchaus gesicherten Stellung und durfte sich der Hoffnung hingeben, unter dem neuen Papst seinen Besitz völlig zu wahren. Nachdem die berühmtesten Ärzte Roms erklärt hatten, dass er ohne sein Leben zu gefährden, die Stadt verlassen könne, zog Cesare ab; seine Kanonen und Bombarden sandte er durch Trastevere voraus auf den Weg nach Tivoli, seine Vorhut erwartete ihn an der Milvischen Brücke, mehr als hundert Wagen mit Gepäck gingen ihm voran, der, von seiner Reiterei begleitet, den Vatikan und durch die Pforte Viridaria die Stadt verliess. Zwölf Hellebardiere trugen ihn auf einer mit rotem Tuch bedeckten Sänfte, ein junger Page folgte ihm mit seinem Schlachtross, das eine schwarze Sammetdecke mit dem in Gold gestickten Wappen Cesares und der Herzogskrone trug. Die Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Spaniens begleiteten ihn bis vor die Mauern.

In Nepi wartete er die Papstwahl ab. Der fast achtzigjährige kranke Francesco Piccolomini, der Neffe Pius' II., folgte Alexander VI. unter dem Namen Pius III. Cesare, der über die Stimmen der spanischen Kardinäle verfügte, hatte sich mit Piccolomini verständigt. Der neue Papst war ihm also zu Dank verpflichtet und nahm sich des Herzogs auch an: der Borgia ward als Vikar der Kirche und ihr Bannerträger bestätigt. Er durfte sogar wieder nach Rom kommen. „Ich hätte nie geglaubt", sagte Pius III. zu dem Gesandten von Ferrara, „dass ich mit einem solchen Menschen Mitleid empfinden würde, und doch habe ich es in hohem Grade. Die spanischen Kardinäle treten für ihn ein und sagen mir, dass er seine Gesundheit wohl nicht mehr wird wieder erlangen können und dass er in Rom zu sterben wünscht. Ich will ihm also seine Bitte erfüllen."

Cesare, noch immer krank, aber doch nicht so, wie man dem Papst gesagt hatte, kehrte nach Rom zurück, gefolgt von 500 Mann Fussvolk und 150 Reitern. Er war guten Mutes: „der Herzog", sagte der venezianische Gesandte Giustinian, „befindet sich nicht so schlecht als man glaubt. Er spricht voller Anmassung und erklärt, dass er bald wieder im Besitz aller seiner Staaten sein wird."

Cesare durfte das auch hoffen. Der Papst gestattete ihm, den Versuchen der Sforza, Montrefeltre, Malatesta, sich wieder ihrer Herrschaft zu bemächtigen, mit Waffengewalt zu

begegnen und ersuchte Florenz um freien Durchzug für die Truppen des Herzogs, „den wir", wie es in dem Schreiben heisst, „ob seiner hervorragenden und ausgezeichneten Eigenschaften mit väterlicher Liebe umfassen".

Was wollte aber die Gunst des Pontifex besagen gegen den völligen Umschwung der Verhältnisse zum Schaden Cesares!

Wer stand nicht gegen ihn? Die römischen Barone erhoben sich, Florenz legte ihm nach Möglichkeit Hindernisse in den Weg, Venedig hetzte die vertriebenen Herren und Fürsten auf die Romagna und Bartolomeo d'Alviano und Baglione mit einer starken Truppenmacht auf den Herzog. Spanien war ihm, dem Schützling des französischen Königs, von Natur feind: Gonsalvo da Cordova verbot allen kastilianischen Hauptleuten bei Cesare Dienst zu nehmen, und dieser Befehl ward vor dem römischen Palast selbst, in dem der Herzog wohnte, zwölf Tage nach der Rückkehr Cesares nach Rom feierlich verkündet. Kurz vorher hatten sich seine Feinde zu einem Bunde zusammengetan, der nichts anderes bezweckte als den Herzog bis zum Tode zu verfolgen. Sein Palast ward umstellt und aufs sorgfältigste bewacht. Cesare versuchte die Stadt durch die Porta Viridaria zu verlassen, doch Orsini verlegte ihm den Weg. Die Truppen des Herzogs schmolzen immer mehr zusammen. Ein Fähnlein nach dem andern verliess ihn. Mit siebzig leichten Reitern schloss er sich im Vatikan ein. Alviano, „rasend wie ein wütender Hund, hatte überall Wachen aufgestellt, damit der Herzog nicht entkomme" und suchte ihn aller Orten unter dem Ruf: „Tot oder lebendig!" Wie sie den Borgo zu stürmen begannen, floh Cesare durch den bedeckten Gang, der von Sankt Peter in die Engelsburg führte, an der Hand seine beiden natürlichen Söhne und die kleinen Herzöge von Nepi und Sermoneta. Sein Palast im Borgo wurde geplündert und zerstört.

Die Orsini verlangten vom Papst seine Verhaftung, damit er sich nicht dem Urteile entziehe, das über ihn, den Räuber des Besitzes der römischen Barone, ein Gerichtshof sprechen sollte: Cesare wollte nachts als Mönch verkleidet zu Micheletto nach Rocca Soriana fliehen, dorthin seine treuen Obersten, Baldassare da Scipione und Taddeo della Volpe rufen und in die Romagna einrücken. Da starb Pius III., sein Gön-

ner. Es gibt eine Medaille, die Cesare als Generalkapitän der Kirche zeigt, wie er sein Banner zu Füssen des von seinen Kardinälen umgebenen Papstes niederlegt mit der Inschrift: Sub umbra alarum tuarum. So war es in der Tat gewesen, „unter dem Schatten seiner Flügel" hatte der Borgia gestanden und hoffen dürfen, so weit es wenigstens auf den Pontifex ankam, seinen Besitz und seine Würde zu behalten.

Wieder musste Cesare alles aufbieten, dass ein ihm günstiger Papst gewählt würde. Er einigte sich mit Giuliano de la Rovere, der wohl wusste, dass er ohne den Herzog nicht auf den päpstlichen Stuhl gelangen würde. Der Zeremonienmeister Burkard schreibt in sein Tagebuch: „Am selben Tage, 29. Oktober, begab sich der ehrwürdige Kardinal von San Pietro in Vinculis in den apostolischen Palast mit dem Herzog von Valence und seinen spanischen Kardinälen, und sie haben einen Vertrag geschlossen, der sich aus verschiedenen Kapiteln zusammensetzt, worunter folgendes: Wenn der Kardinal von San Pietro in Vinculis zum Papst erhoben sein wird, wird er den Herzog von Valence zum Bannerträger der Kirche und Generalkapitän ernennen, ihn begünstigen und im Besitz seiner Staaten bestätigen, und ebenso der Herzog den Papst."

Cesare, den am 26. Oktober Macchiavelli in der Engelsburg besuchte, war gut gelaunt und unbesorgt. „Er hofft", schreibt der Florentiner, „mehr als je Grosses zu unternehmen in der Annahme, dass er einen Papst nach seinem Wunsch und dem seiner Freunde wählen kann." Er meinte des Rovere, der als Julius II. den päpstlichen Thron bestieg, völlig sicher zu sein. Die Aufnahme durch den Papst, den er umgeben von vierzig Edelleuten und Obersten aufsuchte, um ihm seine Huldigung darzubringen, musste ihn in seinem Glauben noch bestärken. Der Pontifex lud ihn sogar ein, im Vatikan zu wohnen.

Cesare hat sich wohl nicht über die wahre Stellung Julius' II. zu ihm getäuscht. Er hatte mit ihm wie eine Macht mit der andern verhandelt. Sie bedurften einander, der Papst sogar noch mehr des Herzogs als dieser seiner. Julius II. war von Anfang an fest entschlossen, der Herrschaft des Borgia ein Ende zu machen. „Der Herzog soll nicht eine Zinne meiner Festungen haben", sagte er zu Macchiavelli

und Giustinian. Er wollte Cesare gegen Venedig ausspielen. Der Herzog sollte ihm die Romagna erhalten, sollte verhindern, dass die Serenissima weitere Eroberungen mache und grösseren Einfluss gewinne. Deshalb erlaubte er ihm, Truppen zu werben und ersuchte er Florenz um freien Durchzug für die Soldaten des Borgia. Cesare machte aus seinen Plänen kein Hehl. „Wenn ich nicht freien Durchzug erhalte", erklärte er, „unterzeichne ich einen Vertrag mit den Venezianern und wenn es sein muss, mit dem Teufel. Ich raffe all mein Geld zusammen, sammle alle meine Freunde, biete meine letzten Hilfsmittel auf, und, einmal in Pisa, werde ich alles, was mir an Kräften bleibt, zum Schaden der Florentiner verwenden."

Der Papst machte den Versuch, die Obersten Cesares zur Übergabe der Städte und der grossen Festungen der Romagna zu bestimmen; sie erklärten, so lange der Herzog nicht frei wäre, dächten sie nicht daran und hingen die päpstlichen Gesandten an die Turmzinnen. Darüber geriet Julius II. in schreckliche Wut, er wollte mit Cesare ein Ende machen. Der Herzog sollte in die Verliesse der Engelsburg geworfen werden, doch die spanischen Kardinäle setzten es durch ihre Vorstellungen beim Papst durch, dass er in die Torre Borgia kam und zwar durch Zufall, wie ein Chronist sagt, in das Gemach, das er durch den Mord seines Schwagers Alfonso de Bisceglia geschändet hatte. Der Herzog war gebrochen, er vergoss sogar über sein Schicksal Tränen. Alle Anhänger der Borgia fürchteten für ihr Gut und Leben. Die beiden Kardinäle Remolino und Borgia verliessen heimlich Rom mit den natürlichen Söhnen Cesares und dem kleinen Herzog von Sermoneta. Alle Güter Cesares wurden mit Beschlag belegt, das Wertvollste hatte er aber längst nach Ferrara schaffen lassen, da er jede Möglichkeit bedacht hatte.

Macchiavelli suchte ihn in der Haft auf und fand ihn von seinen Vertrauten, darunter seinem alten Lehrer Giovanni Vera, und einigen ihm treu gebliebenen Edelleuten umgeben auf dem Ruhebette beim Schachspiel. „Stundenlang unbeweglich folgte er mit den Augen den Figuren, wie wenn er die Geheimnisse des Glückes erraten wollte." Manchmal kam ein spanischer Kardinal, den der Herzog höflich empfing, und dann kam natürlich das Gespräch

auf die Lage Cesares, der ironisch und verächtlich von seinen Gegnern sprach, die sich noch vor einem eingekerkerten, kranken, fiebernden Menschen fürchteten, für dessen Leben niemand eine Stunde bürgen würde. Der Herzog redete wohl auch, wenn neuer Lebensmut über ihn kam, von seinen Hilfsmitteln, und zählte die Möglichkeiten auf, die ihm geblieben waren, um einen etwaigen Glückswechsel zu benutzen: in den Banken von Florenz und Genua hatte er mehr als dreihunderttausend Golddukaten, mit denen er Truppen werben konnte. Er konnte auf die Treue seiner Obersten Baldassare de Scipione, Taddeo della Volpe, Carlo Baglione rechnen, auf die Anhänglichkeit seiner Romagnolen. Doch vorläufig war er in der Gewalt eines Mächtigen, der ihn freizugeben nicht gesonnen war, ehe er nicht alle seine Forderungen erfüllt hatte. Julius II. forderte unablässig von ihm die Schlüssel der Festungen, Cesare verweigerte sie ebenso hartnäckig. Vielleicht hätte der Papst, wie es die Feinde des Herzogs wünschten, jetzt doch mit ihm ein Ende gemacht, wenn nicht der Sieg Gonsalvos über die Franzosen am Garigliano einen Umschwung in der Lage des Herzogs herbeigeführt hätte. Spanien hatte über Frankreich in Neapel gesiegt, auf die spanischen Kardinäle musste der Papst Rücksicht nehmen. Der spanische Gesandte verwandte sich bei Julius II. für Cesare und suchte den Herzog zu bestimmen, dem Papst die Festungen zu übergeben. Cesare verstand sich auch dazu, wenn er die Freiheit und seine Güter wieder erhalte. Innerhalb von vierzig Tagen sollten Cesena und Forli, die zwei wichtigsten Städte, im Besitz des Papstes sein. Bis zur Übergabe musste der Herzog unter der Hut des Kardinals Carvajal in Civita-Vecchia bleiben. Weigerten sich die Obersten Cesares, so sollte der Herzog in Rom lebenslänglich eingekerkert werden. In der Nacht vom 16. Februar 1504 verliess der Borgia, nachdem er sich vom Papst verabschiedet hatte, Rom, das er nie wiedersehn sollte. Infolge der Weigerung der Obersten Cesares wurden abermals Verhandlungen mit dem Pontifex nötig. Endlich erfolgte die Übergabe und Carvajal liess, ohne sich erst mit Julius II. ins Einvernehmen zu setzen, den Herzog am 19. April frei. Cesare hatte sich durch Remolino einen Geleitbrief des spanischen Königs von Gonsalvo da Cordova ausstellen lassen und begab sich ohne Säumen, nur

von Remolino und seinem Stallmeister Juanito Grasica begleitet, nach Neapel, wo ihn der spanische Feldherr mit allen Ehren empfing. Cesare sass oft an seinem Tisch im Kastell und sprach von seinen Plänen. Gonsalvo gestattete ihm, Truppen zu werben, seine Obersten zu sich zu rufen, versprach ihm sogar zu einem Unternehmen gegen Florenz Galeeren zu rüsten. Einen Monat kaum nach seinem Eintritt in Neapel war alles zu einem grossen Feldzug vorbereitet. Abends am 27. Mai wollte Cesare sich von Gonsalvo verabschieden. Der Feldherr umarmte ihn und wünschte ihm Glück. Wie der Herzog aber durch das Tor wollte, forderte ihm der Kommandant des Kastells, Nuñez Ocampo, den Degen ab: „Im Namen des Königs von Kastilien!" Gonsalvo hatte Cesare so lange hingehalten, bis er von König Ferdinand Verhaltungsmassregeln bekommen hatte. Der Papst hatte den spanischen König gebeten, nicht zu gestatten, dass ein in seiner Gewalt Befindlicher die Ruhe des Kirchenstaates störe. Die Burg von Forli war Julius II. noch nicht übergeben. Gonsalvo versprach Cesare die Freiheit, wenn er sie dem Papst gäbe. Der Herzog veranlasste seinen Kastellan dazu, doch ward er darum nicht frei. Den ihm von Gonsalvo ausgestellten Geleitbrief entriss Prospero Colonna dem Obersten Cesares, Baldassare de Scipione, dem ihn der Herzog anvertraut hatte, und vernichtete ihn. „Das Glück hat sich entschieden gegen mich gewendet", schrieb Cesare seinem Obersten in Forli, Gonsalvo di Mirafonte, als er ihm befahl, die Burg zu übergeben. Die Gouverneure der Romagna hatten ihrem Herrn bis zum letzten Augenblick die Treue gehalten. Nur auf seinen ausdrücklichen Befehl lieferten sie ihre Städte und Burgen aus. Unter dem Ruf: „Herzog, Herzog", von seinen Offizieren gefolgt, in voller Rüstung, die Lanze an der Seite, mit flatternden Fahnen, voran einen Herold, der den Namen des Herzogs der Romagna rief, rechts seinen Hauptmann Fracassa, links Luffo Numai, so verliess Gonsalvo di Mirafonte Forli wie ein Sieger, der er ja auch tatsächlich war.

Im Kastell von Ischia erwartete Cesare den Tag seinerFreiheit, doch ein Bote Gonsalvos da Cordova kündigte ihm an, dass er als Gefangener nach Spanien gebracht werden würde. Man wollte sich dieses „Feuerbrandes" dauernd versichern.

Treulos wie der Borgia stets gehandelt hatte, ward nun

auch gegen ihn vorgegangen. Es wäre merkwürdig, dass er, der Skrupellose, Glauben und Vertrauen Andern schenkte, wenn man nicht wüsste, dass er dazu gezwungen worden wäre. Wie durfte er hoffen, von Gonsalvo seine Freiheit zu erhalten anders, als dass er seinen Wunsch erfüllte! Cesare ward am Ende seiner kurzen aber glänzenden Laufbahn in reichstem Mass vergolten, was er gesündigt, solange er die Macht und Gewalt hatte.

Der französische Geschichtschreiber de Thou nennt Gonsalvos Verrat „löbliche Treulosigkeit". Aber diese Wortbrüchigkeit schändet das Andenken des grossen Kapitäns, und Gonsalvo selbst vergass nie, was er gefehlt hatte. Am Ende seines Lebens sagte er, er bereue nur drei Dinge in seinem Leben: den Bruch des Eides, den er dem Herzog von Calabrien bei der Übergabe von Tarent geschworen, den nicht gehaltenen Geleitsbrief für Cesare Borgia und ein drittes, das er nicht nennen wollte.

„Das Wort des Königs von Spanien gilt soviel wie karthagische Treue", sagte Ludwig XII., als er von Cesares Gefangennahme hörte. Er hatte noch immer darauf gerechnet, Cesare in der Lombardei verwenden zu können und plante vielleicht, die Galeere, die den Herzog ohne Land nach Spanien führte, zu nehmen. „Zuletzt hat mir seine Heiligkeit gesagt (was ich übrigens auch schon von andrer Seite gehört hatte), dass der Valentino nach Spanien gebracht wird, wohl behütet, von einem einzigen Pagen begleitet. Der Papst fügt hinzu, dass er ein Handschreiben des Königs von Spanien in Händen gehabt, das diesen Entschluss ausdrückt, einen Brief mit dem Befehl, ihn eng bewacht fortzubringen", schreibt am 20. August der venezianische Gesandte Giustinian seiner Republik.

Am selben Tage ging die Galeere mit Cesare in See; der Herzog ward von seinem erbittertsten Feinde, Prospero Colonna, bewacht, der dazu ausersehen war, einen etwaigen Angriff französischer Schiffe zurückzuschlagen.

„Vom Valentino spricht man nicht mehr!" hatte schon am 3. Mai Cataneo aus Rom nach Mantua geschrieben. Jetzt verlor man vollends alles Interesse an ihm, der lange bereits seine Macht und sein Ansehn eingebüsst und nach menschlicher Berechnung nicht mehr der Gewalt seiner Gegner entkommen konnte.

Ende September landete die kleine Flotte, die die Galeere mit dem Gefangenen begleitete, in Valencia, und von hier ward der Herzog sofort nach dem auf einer Höhe von siebenhundert Fuss gelegenen starken Kastell von Chinchilla gebracht, wo er aufs sorgfältigste bewacht und in seiner Freiheit aufs äusserste beschränkt wurde. Cesare konnte von seinem Gemach im obersten Turm wegen der gewaltigen Aussenwerke bloss die Dächer der kleinen Stadt sehen und hatte als Gesellschaft nur seinen treuen Juanito Grasica, der ihm in die Gefangenschaft gefolgt war. Später, besonders auf Bitten seiner Schwester Lucrezia, seines Schwagers Don Juan, der spanischen Kardinäle erhielt er viele Diener und durfte sich in voller Freiheit in der Festung bewegen, bis man entdeckte, dass er fliehen wollte.

Die Chroniken erzählen, eines Tages habe der Herzog den Kommandanten Gabriel Guzman zu sich gebeten und ihn nach dem Namen der Kirchen, Paläste und Dörfer, die er erblicken konnte, gefragt. Plötzlich habe er sich auf ihn gestürzt und ihn niederringen wollen, doch Guzman, der Stärkere, habe ihn bezwungen. Da habe Cesare von ihm abgelassen und ihn zu seinen Kräften beglückwünscht, die er so oft schon habe rühmen hören und darum selbst erproben wollen.

Ob dieser Versuch eines Attentats oder etwas anderes, wovon wir nichts wissen, die Ursache war, fest steht, dass Cesare nach Medina del Campo in Kastilien gebracht und dort in die Festungsresidenz „La Mota" gesetzt wurde.

Ehemals gehörte Medina del Campo, das heute in Trümmern liegt, zu den blühendsten Städten Spaniens. Nahe Segovia, Valladolid, Salamanca gelegen, war es der Handelsplatz Kastiliens. Viermal im Jahr brachte das Land alle seine Erzeugnisse hier auf den Markt, und der Platz vor der Kathedrale war bis auf den letzten Stein besetzt. Über Portugal kamen die indischen Gewürze hierher als auf ihren Stapelplatz, von wo sie nach Norden und Westen weitergingen. Die Stadt kam durch ihren Handelseifer bald in die Höhe, die kastilianischen Könige residierten in ihr, Ferdinand und Isabella bauten die Residenz aus, die Cortes versammelten sich hier oft.

Medina del Campo, dessen Wappen silberne Räder auf blauem Felde zeigten, führte den stolzen Spruch: Ni el Papa beneficio ni el Rey officio. Wie der König kein Recht und

keine Macht zur Besetzung der Zivilämter hatte, so der Papst nicht die Verfügung über die kirchlichen Benefizien. Zur Zeit der Märkte wuchs die Zahl der Bewohner, die sonst etwa 15000 Menschen betragen mochte, um das Siebenfache. Die Festungsresidenz, die sich, eins der grössten Schlösser Spaniens überhaupt, im Osten der Stadt erhob, war von ihr durch den Bach Zapardiel getrennt.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet, ein mächtiger Bau mit hohen Mauern und Türmen, vier Aussenwerken, von tiefen Gräben umgeben, diente nach dem Tode der Königin Isabella La Mota nur noch als Festung und als Staatsgefängnis, das vor Cesare Borgia schon den Sohn des entthronten Königs von Neapel gehalten hatte. Wie für die Ewigkeit gebaut stehen heute noch die Mauern und Türme, gegen die die Jahrhunderte nichts vermocht haben, während das Innere verfallen und verödet ist. Ringsum weiden Ziegenherden, und nur sie und ihre kleinen Hirten beleben die tiefe Einsamkeit.

Cesare hatte nie den Gedanken aufgegeben, seine Freiheit einmal wieder zu erlangen und mit ihr die Möglichkeit, seine ehrgeizigen Pläne von neuem aufzunehmen.

In dem Turm, der la Mota beherrscht, ward der Herzog festgesetzt, und auch hier, in der mächtigen, aufs sorgfältigste bewachten Festung, sank ihm nie die Hoffnung auf einen, wenn auch fernen Tag der Erlösung.

Man hatte ihn nicht vergessen und rechnete noch mit ihm als politischen und militärischen Faktor. In den Parteikämpfen nach dem Tode der Königin Isabella wollte sich seiner sowohl König Ferdinand als auch sein Schwiegersohn, Philipp der Schöne, der Sohn Maximilians I. bedienen; Ferdinand dachte daran, den Borgia seinem ihm verdächtigen Feldherrn Gonsalvo da Cordova in Neapel entgegenzustellen, Philipp wollte Cesare für sich und den Kaiser gegen den katholischen König gewinnen.

Isabella hatte bestimmt, dass, falls ihre Tochter Johanna die Wahnsinnige nicht ihre geistige Gesundheit wiedererlange, Ferdinand die Regentschaft über Kastilien führen solle, doch nur dann, falls er sich nicht wieder vermähle. Der König hatte mit Zustimmung der Cortes die Regierung übernommen, sich aber doch mit der Nichte des französischen Königs, Germaine de Foix, verheiratet. Mit Lud-

wig XII. schloss er einen Bund, nach dem sie ihm die dem französischen König im Vertrag von Granada abgetretene Hälfte des Reiches Neapel als Mitgift brachte, während der französische König sich verpflichtete, ihm zur Eroberung Navarras zu verhelfen, das nach seinem Tode an Frankreich und zwar an den Bruder Germaines und Vetter Ludwigs XII., Gaston Foix, fallen sollte.

Einige mächtige Granden, an ihrer Spitze der Graf von Benavente, nahmen gegen Ferdinand und für seinen wider Recht von der ihm für seine zur Regierung unfähige Gemahlin Johanna die Wahnsinnige gebührenden Regentschaft ausgeschlossenen Schwiegersohn Philipp Partei. Cesare stellte sich, im Einverständnis mit dem Grafen von Benavente, ebenfalls auf des Letzteren Seite und blieb auch naturgemäss nach Philipps überraschend schnellem und frühem Tod ein Gegner des katholischen Königs.

Durch seinen Kapellan hatte der Herzog Beziehungen mit dem Grafen und den Gesandten Maximilians angeknüpft, und Benavente war fest entschlossen, den Borgia, müsste es auch mit Gewalt sein und der Alkalde Don Gabriel de Tapia dabei getötet werden, zu befreien. Cesare war gegen jede gewaltsame Befreiung. Er gewann den Diener seines Gefangenwärters, Garcia de Magona, für sich und wusste ihn zu veranlassen, Stricke, die ihm zur Flucht dienen sollten, in die Festung zu bringen.

Der Turm, dessen obere Gemächer er bewohnte, war hoch, mit Zinnen gekrönt und durch enge Öffnungen erhellt. Das schmale Fenster, das auf die Kirche San Lorenzo sah, und durch das Cesare entfloh, sieht man heute noch. Als Brantôme das Gefängnis des Borgia besuchte, sagte ihm sein Führer: „Por aqui Senor, por gran milagro, se salvo Don Cesar de Borja!“ Der Herzog wagte sein Leben bei diesem Fluchtversuch. Die drei Leute, die im Einverständnis mit ihm waren, der Kapellan, ein Haushofmeister und ein gewisser Don Jaime, sollten sich zu der festgesetzten Stunde am 25. Oktober an dem Graben unter dem Fenster einfinden und, falls nichts zu befürchten, ein Zeichen durch einen Trompetenstoss geben. Der Strick ward an den Zinnen befestigt, und ein Diener liess sich zuerst hinab. Der Strick war aber zu kurz, und aus ziemlich beträchtlicher Höhe musste er sich fallen lassen.

Er brach sich die Beine, konnte nicht mehr fort, ward von dem Alkalden Don Gabriel gefunden, verurteilt und gerichtet. Indessen war man in der Festung auf den Fluchtversuch aufmerksam geworden, es ward Alarm geschlagen. Cesare war noch nicht unten, da schnitt Don Pedro, Gabriels Sohn, den Strick durch, und der Herzog fiel mit grosser Heftigkeit in den Graben. Er ward sofort von den ihn Erwartenden aufgehoben und in den Sattel gesetzt, und im Galopp ging es in einem Ritt nach Pozaldes, nach kurzem Aufenthalt weiter nach der zur Herrschaft Benaventes gehörenden Stadt Villalon, wo Cesare sich gerettet glauben durfte. Bei seinem Sturze hatte er sich vielfach verletzt; nachdem er notdürftig hergestellt war, eilte er Ende November nach Pamplona an den Hof seines Schwagers Don Juan von Navarra.

Benavente hatte ihm und seinen beiden Führern, Martin de la Borda und Miguel de la Torre, Pferde gestellt. Sie reisten als Getreidehändler, die in Medina del Campo Geld einkassiert hatten und nach Santander wollten, wo sie eine von Frankreich kommende Getreidebarke erwarteten. In Santander würden sie erfahren, dass die Barke in Bernico geblieben wäre, und sich eilig nach Bernico bringen lassen, um nicht einem Sinken des Getreidepreises ausgesetzt zu sein. Mit dieser Angabe würde sich sowohl ihre Eile, wie auch das Geld, das sie bei sich trugen, und ihre ungewöhnlichen Aufwendungen, um schnell ans Ziel zu kommen, erklären lassen.

Der Herzog musste sich auf seiner Fahrt an den Hof von Navarra sehr vorsichtig benehmen, ein Preis von zehntausend Golddukaten war dem sicher, der ihn festnahm und auslieferte.

Ohne Aufenthalt sprengte Cesare mit seinen Begleitern bis Castres. Er wäre noch weiter geritten, wenn nicht sein Pferd und das Martins versagt hätten. Kaum in der Stadt, spricht er mit dem Besitzer einer Barke, die ihn in die Nähe von Navarra bringen soll. In der Herberge des Ruyz Guttierez sitzt er bei Tisch, da kommt der Stellvertreter des Corregidors, dem man diese eiligen Reisenden als verdächtig geschildert hat. Er hat den Notar der Stadt und einen Alguazil bei sich. Er glaubt Verbrecher vor sich zu haben, die sich dem Arm der Obrigkeit entziehen wollen.

Die Reisenden erzählen ihre Geschichte, wollen, falls man ihnen nicht glaubt, fünfzig Golddukaten als Pfand hinterlegen oder einen von sich als Geisel zurücklassen. Wie man bei ihnen das Geld sieht, ist der Corregidor besiegt und lässt sie ziehen. Der Besitzer der Barke will sie ans Ziel ihrer Fahrt für fünfzig Dukaten bringen, begnügt sich aber mit sechsundzwanzig Dukaten. Um 2 Uhr morgens sollen sie aufbrechen, können sich aber erst bei Sonnenaufgang einschiffen, da das Meer hoch geht. Sie kommen auch nur bis Castro-Urdiales, die Überfahrt ist zu gefährlich und die Barke zu klein. Hier wollen sie Pferde, bekommen aber keine, erst nach zwei Tagen erhalten sie Maultiere vom Kloster der heiligen Klara. Sie reiten so eilig, dass der Maultiertreiber ihnen nicht folgen kann und trotz seiner Bitten, die Tiere nicht zu Tode zu hetzen, geht es in schnellem Ritt bis Durango. Hier wechseln sie die Tiere, und nun reiten sie über Mondragon, Vergara nach Pamplona, wo Cesare am dritten Dezember 1506 erscheint, „wie der Teufel" nach den Worten von Morets Chronik.

Von hier aus benachrichtigte der Borgia alle seine Freunde in Italien von seiner geglückten Flucht und tat sogleich Schritte, um sich in den Besitz seiner Geldmittel zu setzen. Doch seine Depots auf der Halbinsel hatte der Papst ebenso wie seine Mobilien mit Beschlag belegt, Ludwig XII. hatte seine französischen Lehen und Besitzungen eingezogen und dachte nicht daran, ihm die Mitgift seiner Gemahlin Charlotte d'Albret zu übergeben, obschon sie durch die königlichen Generalschatzmeister garantiert war. Er wollte auch Cesare nicht an seinem Hofe und in seinem Dienste sehen. Er brauchte ihn nicht mehr.

Was war die Freiheit für den Borgia ohne die Mittel, wieder zur Macht zu kommen! Der Hof von Navarra war arm, und er selbst besass nichts. Die Nachricht von seiner glücklich gelungenen Flucht hatte in Italien lebhaften Widerhall gefunden. Der Papst war voller Unruhe. Wenn Cesare wiederkam und in die Romagna, die ihn immer geliebt hatte, den Aufruhr trug! War dann nicht wieder die Herrschaft der Kirche in diesem Gebiet in Frage gestellt? Doch Julius II. brauchte sich nicht zu sorgen. Wer half denn dem Borgia?

Cesare musste, vorläufig wenigstens, jede Hoffnung auf

ein grosses Unternehmen aufgeben. Er konnte nicht daran denken, sein Reich wieder zu erobern. Aber, lange zur Untätigkeit gezwungen, konnte er, der in der Blüte seiner Kraft stand, jetzt nicht müssig gehen. Wenn er in seinem spanischen Kerker seine Falken aufsteigen liess, mochte er daran gedacht haben, dass, wie sie auf wehrlose Vögel, er, frei geworden, auf seine Feinde niederstossen würde. Sie waren aber mächtiger wie er, und er musste der Rache entsagen.

Nichts mehr besass er als seinen starken Arm und seine geistige Kraft, und nichts anderes blieb ihm übrig, als sie in den Dienst seines Schwagers zu stellen; und Juan von Navarra bedurfte ihrer jetzt in vollem Mass. Sein Königreich war von Spanien wie von Frankreich bedroht und durch Parteikämpfe zerrissen. Gegen Juan stand an der Spitze einer mächtigen Gefolgschaft und von Spanien kräftig unterstützt der unruhige, ehrgeizige, rebellische Luis de Beaumonte, Konnetabel von Navarra, Graf von Lerins, dessen Grabmal im Kloster von Veruela die charakteristische Inschrift trägt: En un cuerpo tan pequeno nunca se vi tanta fuerza. Drei Kriege entfesselte er in Navarra, und keine Güte Don Juans, die in diesem Fall allerdings nur Schwäche war, kein Vertrag konnte ihn zum Frieden bestimmen.

Gegen Beaumonte nun zog Cesare als Feldherr der königlichen Truppen. Er besetzte Viana, dessen Festung der Sohn des Grafen, Luis, verteidigte. Es gelang Beaumonte, die schlecht verproviantierte Festung dreimal mit Lebensmitteln zu versehen. Cesare schonte seine Navarresen in diesem Frühling 1507, der stürmische Unwetter brachte, allzu sehr und stellte ungenügende Wachen aus. Beaumonte hätte, wenn er es gewollt, sogar selbst in die Festung rücken können.

Bei der letzten Proviantsendung aber wurden seine Soldaten von einem starken Trupp Mannschaften bemerkt, die von Logroño heranrückten und die sie für ein Hilfskorps des mit Don Juan verbündeten Herzogs von Najera hielten. Sofort erscholl der Kriegsruf: „Beaumonte!" Jetzt ward es auch in Viana lebendig, Alarm wurde geschlagen, Lärm und Verwirrung in der Stadt. Cesare, überrascht und erschrocken, warf die Rüstung über, riss die Waffen an sich, stieg zu Pferde und sprengte unter wilden Ver-

wünschungen und Flüchen durch das Tor, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm die Seinen folgten. Er fiel die feindliche Nachhut an und hieb drei Mann nieder. Er liess sich in seiner Wut weiter locken bis in einen Hohlweg, wo er allein den Feinden gegenüberstand. Er kämpfte um sein Leben wie ein Verlorener und gab es nur stückweis preis. Ein Hieb unter die Achselhöhle, wie er von neuem das Schwert hob, riss ihm die Waffe aus der Hand, er ward aus dem Sattel geworfen, und jetzt sausten die Schwerter in wildem Wetteifer auf den Wehrlosen nieder, bis er blutüberströmt und den Wunden erlegen war.

Die Feinde nahmen ihm alles, Rüstung, Waffen, Pferd, Gewand. Seine Blösse deckten sie mit einem Stein, dann machten sie sich eilig davon. Sie wussten nicht, wer der Tote war. Wie Beaumonte an der Rüstung sah, dass sie ein Hochgestellter getragen hatte, schalt er die Seinen, dass sie den Tapfern nicht gefangen hatten, und befahl ihnen, den Leichnam in sein Lager zu bringen. Doch nun waren die Navarresen auf dem Kampfplatz und suchten im ersten Sonnenglanz nach ihrem Feldherrn, den sein wild gesporntes Ross und sein Grimm aus ihren Augen gerissen hatte. Beaumontes Reiter zogen sich schnell zurück, fingen aber einen Menschen, der voll tiefer Verzweiflung auf dem Feld umherirrte. Es war Juanito Grasica, Cesares treuer Diener. Er erkannte auch die Rüstung als die seines Herrn wieder. Er hatte sie dem Herzog angelegt und war ihm aus der Stadt gefolgt, doch hatte er ihn bald aus dem Gesicht verloren, da Cesare wie rasend davonritt.

Indessen rückte Don Juan vor, Beaumonte zog sich zurück, da er der Macht der königlichen Truppen nicht gewachsen war. Juanito, freigelassen, eilte zu seinem toten Herrn, und bald kam auch der König an die Stelle, da nackt und blutig, mit Wunden bedeckt der lag, der eine Zeitlang Rom beherrscht, den Papst unter seinen Willen gezwungen und daran gedacht hatte, sich zum König von Italien zu machen.

In einen Mantel gehüllt ward der Tote nach Viana gebracht und vor dem Hauptaltar der Marienkirche feierlich beigesetzt. Ein prunkvolles Grabmal ward ihm auf des Königs Befehl von Juan de Olozaga oder den Meistern Andrea und Nicolo errichtet, die das schöne Getäfel von

Santa Maria la Real de Najera schufen. Auf der Urne sah man in Relief in halber Lebensgrösse die Könige der heiligen Schrift in schmerzvoll bewegter Haltung angesichts eines solchen Endes, und die von dem Dichter Soria verfasste Inschrift verkündete, dass in einem Häuflein Erde nun der ruhe, der einst ein Mächtiger gewesen und Frieden wie Krieg in seiner Hand gehalten habe.

Seine ewige Ruhe sollte aber Cesare Borgia hier nicht finden. Als im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Fortsetzer der Navarreser Annalen Morets, Aleson, die Marienkirche in Viana besuchte, war das Grabmal verschwunden bis auf zwei Steine, die man in das Piedestal des Hauptaltars eingelassen hatte. Zwei Pilaster im Geschmack der italienischen Renaissance, völlig stilwidrig in einer ganz modernen Kapelle der Kirche untergebracht, sind die einzigen Reste des Grabmals, das bei einer Restauration der Kirche dem Fanatismus eines Bischofs von Calahorra, dem die Diözese von Viana unterstand, zum Opfer gefallen ist. Ein christliches Gotteshaus schien ihm durch Denkmal und Grab dieses Ungeheuers Cesare Borgia entweiht. Die Gebeine des Herzogs liess er auf die Gasse werfen. Nach einer von Vater auf Sohn vererbten Tradition begrub man sie unter den Stufen, die zur Marienkirche in der Calle de la Rua führen. Man fand auch bei einer Nachforschung hier ein Skelett, völlig erhalten, neben andern Knochen, geschützt wie durch eine Mauer durch Backsteine. Wer will aber sagen, ob es das des Papstsohnes war?

Wie bei Alexanders VI. Tode sich fast nur Stimmen der Freude ob der Erlösung von einem solchen Papst hören liessen, so überwogen sie auch bei Cesare Borgias Ende die der Trauer. Seine Feinde — und wer war dem Herzog der Romagna wohl aufrichtiger Freund gewesen? — gaben ihrem Jubel Ausdruck, von ihm für immer befreit zu sein; die Dichter von Neapel, allen voran Sannazar, frohlockten über den Tod Cesare Borgias. Noch einmal, zum letztenmal, ward für den Herzog die literarische Welt mobil; wie er verdammt wird, so wird auch wieder sein Lob gesungen, sein kurzes, von soviel Taten und Erfolgen gefülltes Leben, seine Unsterblichkeit festgestellt. Der früh gewaltsamen Todes verblichene Ercole Strozzi widmete der

Schwester des Toten seine poetische Leichenrede auf Cesare, die im Prunk höfischer Renaissancedichtung ebenso der Herzogin von Ferrara wie dem Herzog der Romagna schmeichelt: Cesare war dem grossen Römer an Taten wie an Namen gleich, ein neidvolles Schicksal nahm ihn aber vor der Erfüllung seiner Hoffnungen und der Verwirklichung seiner Pläne früh von der Erde wie Achill, doch aus der Vereinigung der Este und Borgia wird der Heldenkönig kommen, der Italien beherrschen wird, und Lucrezia wird ihn gebären.

In einem andern Gedicht, „Lamento del Valentino", das auch den Herzog hoch zu Ross mit dem Feldherrnstab in der Hand zeigt, erzählt Cesare selbst sein Leben und wünscht auf seinem Grabmal die Inschrift eingemeisselt:

Sepulto jace in questa tomba oscura
Quel Valentino che per gran potestà
Fe cose extreme ma senza misura.

Wer je die Freigebigkeit des Borgia kennen gelernt hatte, der zollte auch jetzt noch ihr und ihm den schuldigen Tribut. Zahlreiche poetische Nachrufe entstanden, alle aber wurden an Schmeichelei von dem des Bologneser Dichters Jeronimo Casio übertroffen, der Cesares Ende mit dem Untergang des Sonnengottes Phöbus verglich.

Niemand hat den Herzog jedoch wahrer betrauert als seine Romagnolen, die an seinen frühen Tod nicht glauben wollten und noch lange auf seine Wiederkehr hofften. In ihren rauhen und kühnen Herzen wurzelte tief das Andenken an diesen strengen, aber gerechten Herrn, der Ordnung und Frieden nach langen Zeiten der Willkür und der Parteikämpfe dem Lande gebracht hatte. Sie mochten auch wissen, dass Cesare bei ihnen am liebsten geweilt und sich am wohlsten in ihrer Mitte gefühlt hatte. Er war wirklich der Wohltäter der Romagna geworden, und sie vergalt ihm das durch Anhänglichkeit und Treue bis über seinen Tod hinaus. Aber auch hier hat sich kein Denkmal an ihn erhalten, nichts, was an seine Herrschaft irgendwie erinnerte. Das Andenken an die Borgia sollte gründlich beseitigt werden. Wir kennen nicht das Grab Cesares, noch das Alexanders VI. und Lucrezias. Wie Giftpflanzen, Gott verhasst und den Menschen feind, sollten nach dem Wort Marcantonios Altieri die Borgia vom Erdboden vertilgt

werden. Sie hatten eine Last von Hass auf sich geladen, die sie niederdrücken und erdrücken sollte. Aber wer von ihren Zeitgenossen, im Besitz ihrer Macht, hätte anders gehandelt, wenn er ein hochgestecktes Ziel erreichen wollte!

Damals wie heute und in allen Zeiten siegte der Stärkere über den Schwachen. An diesem Naturgesetz vermag die Moral keiner Epoche etwas zu ändern. Und stellt man Cesare denen gegenüber, die er beseitigte, so wird man — mit vielleicht nur einer Ausnahme — niemanden von ihnen beklagen. Es ist nicht zweifelhaft, dass der Borgia die rücksichtlose Vernichtung der kleinen Tyrannen als sein verdienstvolles Werk betrachtete, und er durfte es auch. Ihre Zeit war erfüllt, sie mussten ihm das Feld räumen. Ein grosser politischer Plan lässt sich nicht nach und mit sittlichen Grundsätzen verwirklichen. Die Vorwände, unter denen diese Fürsten ihrer Herrschaft für verlustig erklärt werden, sind allerdings mehr wie schwach, aber sie sind auch nichts weiter wie eine Folge eines gewissen noch in Alexander VI. zurückgebliebenen Verantwortlichkeitsgefühls der Welt gegenüber, das niemand bei ihm suchen möchte. Die Päpste sind nie verlegen in der Wahl ihrer Mittel gewesen, wenn sie ihre meistens sehr weltlichen Zwecke erreichen wollten, und man darf darum nicht Alexander VI. als den Erzverbrecher auf dem heiligen Stuhl hinstellen.

Dieser Papst hatte allerdings ein grosses Interesse daran, seine Familie aufs beste zu versorgen, doch ihm voran gingen und nach folgten andere, die es nicht weniger wünschten und danach handelten. Dann stand aber auch Cesare hinter Alexander VI., er war die treibende Kraft des alten Pontifex und zwang ihn in seinen Bann. Der Papst hatte zuletzt keinen andern Willen als den seines Sohns, den er liebte und fürchtete, in dem er die Grösse seines Geschlechts verkörpert sah.

Zielbewusst ging Cesare vor. Nachdem andere Pläne, wie der, den Aragonesen auf dem Königsthron von Neapel nachzufolgen, nicht hatten verwirklicht werden können, wollte er sich ein Fürstentum in Mittelitalien gründen. Später, mit seinen Erfolgen, als ihm nichts mehr unmöglich schien, wuchsen seine Wünsche, und sein Ehrgeiz träumte von der Königskrone Italiens. Das Glück aber,

das ihm während seiner ganzen Laufbahn so treu gewesen war, wandte ihm plötzlich und für immer den Rücken, als er sich schon geborgen und am Ziel glaubte. Er erlag, wie Macchiavelli mit Recht gesagt hat, einem ganz ausserordentlichen und höchst widerwärtigen Schicksal. Wäre er nicht zugleich mit seinem Vater todkrank gewesen, so hätte er die Macht und Gewalt gehabt, alles nach seinem Wunsch zu lenken. An sein Ziel wäre er gekommen, hätte der Papst noch einige Jahre gelebt. Den Grund zu seiner Grösse hatte er gelegt, doch der Bau, den er errichtet hatte, war nicht fest gefügt und nicht vollendet. Wie wäre das auch in der kurzen Zeit, die ihm darauf zu verwenden erlaubt war, möglich gewesen!

Mit kluger Bedachtsamkeit ging Cesare vor. Sein Vater hätte ihn manchmal rascher im Entschluss und schneller in der Ausführung des Geplanten sehen mögen. Alexander VI. war oft unfähig, sich zu zügeln, sein Temperament riss ihn fort. Cesare blieb stets seiner Herr. Er wusste immer, wie weit er zu gehen habe, und wollte nie das Unmögliche. Dabei behielt er sein Ziel unverrückbar im Auge. Er wusste, die Zeit und sein zähes Festhalten an dem einmal gefassten Entschluss brachten ihm doch schliesslich, was er erstrebte.

Er kostete das Leben aus, wie es selbst damals wenige taten, doch nie vergass er über Lust und Genuss das, was sein Dasein erst füllte. Ein schrankenloser Ehrgeiz, dem er alles unterordnete, beseelte ihn; doch auch ihn suchte er wie alle seine Empfindungen geheim zu halten. Er schloss sich, wo es anging, von der Welt ab. Wer die seltene Gnade hatte, vor ihn gelassen zu werden, glaubte ihn rettungslos in Trägheit versunken. Auf dem Ruhebett liegend, spielte er mit einer Goldkugel, die mit Parfümerien gefüllt war. Nichts schien ihn zu interessieren, er sprach in der Regel wenig, war aber ein glänzender Dialektiker, wenn er einem Macchiavell gegenüberstand. Er war unergründlich. Seine Absichten zeigte er erst bei ihrer Ausführung. Er bedachte alles aufs gründlichste. Er wusste wie kein andrer die günstige Gelegenheit zu benutzen. Wenn er jeden Fehlschlag ausgeschlossen glaubte, ging er mit grösster Schnelligkeit vor. Nicht mit Gewalt, mit List fing er seine Feinde, als wolle er ihnen seine geistige

Überlegenheit zeigen. Ein Meister in der Verstellung, war er von vollendeter Liebenswürdigkeit, wenn er einen Gegner gewinnen oder unschädlich machen wollte. Niemand vermochte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit zu entziehen.

Nicht nur käufliche Schmeichelei nannte ihn den „einzigen Cäsar". Hochbegabt, aufs sorgfältigste erzogen und herangebildet, in allen Leibesübungen ein Vorbild, wohlgebaut, stark, gross, schöner noch als König Ferrante, ehe ihn Krankheit und Ausschweifung entstellten, ward er nicht nur von seinen Anhängern bewundert; selbst seine Feinde, wie sehr sie ihn auch hassten, mussten die reichen Gaben, mit denen ihn die Natur gesegnet, anerkennen.

Er war ein ebenso eleganter Tänzer und Reiter wie gewandter Stierkämpfer; auf den Wällen von Cesena sah er gern den Ringkämpfen der Seinen mit den stämmigen kräftigen Romagnolen zu*. Mit einem Schlag hieb er einem Stier den Kopf ab, eine Eisenstange bog er zusammen, ein Hufeisen brach er durch, einen neuen Strick zerriss er. Niemand hätte diese Stärke hinter seiner grazilen Beweglichkeit vermutet. Ein anderer wie er hätte auch kaum die gefährliche Flucht aus dem Turm von Medina del Campo gewagt. Sein Mut aber und sein Vertrauen zu sich und auf seinen Stern hat ihn nie verlassen. Er war in seinen spanischen Gefängnissen davon überzeugt, dass er eines Tages wieder frei sein und wiedergewinnen würde, was er verloren oder was ihm vielmehr das neidische Schicksal entrissen. Er glaubte alle Hilfe aus und durch sich schöpfen zu können; die Menschen, mochten sie auch noch so hoch stehen, waren ihm nur Mittel und Werkzeug, gut genug, um sie zu nutzen und dann, wenn er sie nicht mehr brauchte, fallen zu lassen. Es ist bezeugt, dass und wie er sich um seine Schwester Lucrezia, als sie Herzogin von Ferrara war, bei ihren Schwangerschaften und Wochenbetten sorgte, und doch war auch sie ihm nicht mehr als ein Faktor in seiner Politik. Mit einem masslosen Ehrgeiz verband sich bei ihm in merkwürdiger Weise eine völlig klare Beurteilung der Dinge. Niemand viel-

* Wir haben ein Gedicht von Francesco Uberti „Ad victorem rusticum": Cesare zwingt den Besiegten, dem Sieger sein Brokatgewand zu geben.

leicht sonst unter den Condottieri hat seine Handlungsweise so nüchtern und leidenschaftslos erwogen, man möchte sagen, im voraus kritisiert. Er hat niemandem Einfluss auf sich eingeräumt. Wie sehr er auch der Liebe ergeben war — er übte eine magische Anziehungskraft auf die Frauen aus —, so hat doch keine Frau, am wenigsten seine Frau, in seinem Leben und für ihn etwas bedeutet. Wir kennen die Mutter seiner Bastarde nicht und auch nicht einmal den Namen jenes grossen schönen Mädchens, das er auf einem Feldzug in die Romagna mit sich nahm. Die Frauen waren ihm nur Erholung und Lust in müssigen Stunden. Er war ganz erfüllt von Träumen von Macht und Grösse. Von klein auf gewohnt, als der Sohn eines mächtigen Kirchenfürsten betrachtet und mit der schuldigen Achtung und Ehrerbietung behandelt zu werden, wuchs er in dem Bewusstsein heran, dass er einmal eine hohe Stellung in der Welt einnehmen würde. Früh an Leib und Geist reif, zeigte er, dass er sich ihrer wert erweisen würde. Er wusste aufs eindrucksvollste und glänzendste zu repräsentieren. Nichts, was seine Person heben und auf sie die allgemeine Aufmerksamkeit lenken konnte, ward von ihm unterlassen. Er trug die kostbarsten Gewänder, die prächtigsten Waffen — sein Degen ist als „König der Degen" bekannt —, Schmuck, eines orientalischen Despoten würdig. Seine Einzüge in die französischen Städte, in Rom, in seine eroberten Städte sind prachtvolle Schauspiele und Schaustücke für die Menge. Wenn er, der ein so geheimnisvolles Leben führt, die Nacht zum Tage macht*, sich in grösstem Glanz zeigt — ihm voran seine Leibgarde in ihrer prunkvollen Tracht — sehen alle Augen nur auf ihn. Wie oft wird man denn seiner gewahr! Wohl geht er maskiert durch die Stadt, anfangs wohl, um unerkannt zu bleiben, später vielleicht auch, um sein entstelltes Gesicht zu verbergen, aber von allen Festen und Zeremonien, die nicht ihn zum Mittelpunkt haben, hält er sich fern. Er will stets der Erste, ja der Einzige sein. Unerträglich ist es ihm, die zweite Rolle zu spielen. Gewöhnlich lebt er in der Einsamkeit seiner Gemächer, umgeben von seinen Vertrauten, lauter Spaniern. Sein Henker, sein Giftmischer

* Colenuccio erzählt, dass Cesare erst am dämmernden Morgen zur Ruhe ging und nachmittags gegen drei Uhr sich erhob.

sind ebenso Spanier wie sein Generalgouverneur der Romagna. Er spricht und schreibt spanisch — katalanisch, valencianisch, wie sein Vater, seine Schwester. Das spanische Element in seinem Wesen tritt aufs deutlichste hervor und überwiegt das italienische. Er hat die ernste Schweigsamkeit, die unnahbare Würde, die ehrerbietige Zurückhaltung fordernde Grandezza der spanischen Grossen. Seine Person darf nicht einmal mit Worten angetastet werden. Wenn Alexander VI. nicht nur erklärt, Rom sei eine freie Stadt, wo jeder schreiben und reden dürfe, wie er wolle, sondern auch wirklich selbst das weitestgehende Mass rückhaltloser Meinungsäusserung gestattet und duldet, so sagt Cesare, wenn Rom gewohnt sei zu schreiben und zu reden, so sei es gut, doch er wolle solche Leute schon Reue lehren. Gelingt es ihm, Pasquillanten festnehmen zu lassen, so wird ihnen ohne Erbarmen die Zunge mit glühendem Stilet zerschlitzt und beide Hände abgehauen. Er fordert, dass die öffentliche Meinung, der er trotzt, die er verachtet, ihm gegenüber nie die Achtung vergisst, die er als Gebieter des Papstes und Roms zu fordern hat. Sie darf an ihm keine Kritik üben. Er steht über ihr, ihm ist alles erlaubt. Als Kardinal kleidet er sich nicht, wie es seinem geistlichen Stande geziemt. Er zeigt sich in der Tracht eines französischen Edelmanns, eines spanischen Kavaliers, einmal, gerade als man den Krieg gegen die Türken predigt, in Turban und Kaftan der Ungläubigen. Er fährt mit dem päpstlichen Sekretär Troche und seinem Schwager Amanieu d'Albret, dem Kardinal, in Begleitung zweier berühmter Kurtisanen, Tommasina und Maddalena, nach einer Vigna; er gibt am Abend vor Allerheiligen 1501 im Vatikan das berüchtigte Bankett, an dem fünfzig römische Dirnen teilnehmen, und der Papst, der keine Zeit gefunden oder Lust gehabt hat, in diesen Tagen die Messe zu lesen, wohnt bis Mitternacht dem lustigen Mahl bei und hat seine Freude an den Spielen und Tänzen, die ihm folgen.

Die Verachtung der öffentlichen Meinung hängt mit Cesares Wertung der Menschen aufs engste zusammen. Niemals vielleicht war ein Leben so wohlfeil wie in jener Zeit. Wer dem Herzog im Wege stand, ward weggeräumt. Diese Beseitigung Unbequemer war ein politischer Grundsatz, den aber mit Cesare die Grossen und auch die Kleinen der Epoche teilten.

Man fragte den Opfern nicht nach. Charakteristisch ist bei der Ermordung des Herzogs von Gandia die Antwort des Holzhändlers Giorgio, der am Tiberufer sein Lager zu bewachen pflegte, auf die Frage des Gouverneurs, weshalb er keine Anzeige von dem geheimnisvollen Vorfall, dessen unbemerkter Zeuge er gewesen, erstattet: „Ich habe in meinen Tagen an jenem Ort (wo man den Kehricht in den Fluss wirft) wohl hundert Leichname in den Fluss werfen sehen, ohne dass sich je einer darum gekümmert hat."

Die kleinen Fürsten, die Cesare beseitigte, verschwanden als Opfer der Staatsraison, der er huldigte, dass nur die Toten nicht wiederkämen. Züge zweckloser Grausamkeit, wie der, dass er einst die Strassen St. Peters schliessen, sechs Menschen hineinbringen, sie mit Pfeilen zu Tode jagen liess und selbst auf sie wie auf ein Wild schoss, deuten darauf hin, dass manchmal die Bestie in ihm erwachte, nach Blut schrie und nicht eher ruhte, als es, gleichviel von wem, geflossen war. Das Erbschaftspulver ist nicht erst eine Erfindung der Brinvilliers und Voisin, das Gift der Borgia hat lange vor ihnen als solches oft seine Wirkung getan, jenes schneeweisse, allmählich wirkende Pulver, das sich jedem Getränk, jeder Speise beimischen liess, ohne ihren Geschmack zu verändern. Doch auch in der zweckmässigen Anwendung der Gifte stehen die Borgia ebensowenig allein wie in der unbedingten Übung des Meuchelmords. Beides ist allgemeiner Brauch an den Höfen, bei den Republiken der Halbinsel und eine Staatsinstitution wie die offizielle Frömmigkeit, die der Fürst, wie er auch sonst über das Göttliche denken mag, betätigt. Cesare verfehlt nicht, wenn er einer Gefahr entronnen, Gottes als seines Beistandes öffentlich zu erwähnen. Nach seiner Flucht aus Medina del Campo schreibt er an den Marchese Gonzaga am 7. Dezember 1506: „Ich setze Euer Exzellenz davon in Kenntnis, dass es Gott unserm Herrn gefallen hat, mich nach so viel Widerwärtigkeiten zu befreien und aus dem Gefängnis zu ziehen. . . Mag es seiner unendlichen Güte gefallen, dass es zu seinem grösseren Dienst gereiche."

Ebenfalls eine fürstliche Pflicht ist die Freigebigkeit gegenüber den Vertretern von Kunst und Wissenschaft. Seitdem Valgulio von Brescia, Polizians Lehrer, von der

„cäsarischen Freigebigkeit“ des Borgia gesprochen hat, dem er die Übersetzung eines Traktats des Cleomedes widmete, wandten sich die gelehrten und künstlerischen Grössen dem neuen Mäcen zu. Wie um den Feldherrn Borgia sich die bekannten Condottieri aus den vornehmen Häusern Italiens und Spaniens sammelten, so bildete sich um den Mäcen ein literarischer Hofstaat, der in seinem Herrn „das glorreiche Beispiel der Freigebigkeit, der Pracht und herzoglichen Glanzes für alle Fürsten der Welt“ sieht. Wenn die Dichter am neapolitanischen Königshof die Borgia mit allen Waffen des Spottes, Witzes, Hasses verfolgten, so ward der Stier der Borgia bei Girolamo Porzio, der Cesare seinen besondern Wohltäter nennt, bei Michele Ferno ein Gegenstand der Bewunderung und Anbetung. Francesco Sperulo, Soldat und Dichter in einer Person, besang die Eroberung der Romagna durch den Borgia und die Belagerung Camerinos, Pier Francesco Justolo in zwölf Panegyriken die Taten Cesares. Francesco Uberto aus Cesena aber, der den Herzog bei seinem Einzug auf der Piazza seiner Vaterstadt begrüsste, übertrifft sie beide und alle andern, die ihnen nachtrachten, in seinen Weihrauchopfern und Schmeicheleien:

Salve Italum o splendor Dux illustrissime
Cesar, o Salve Cesar, Maxima fama Ducum.

Was bedeuten aber diese Literaten gegen den „Petrarca der Zeit“, den „göttlichen“ Serafin Cimino von Aquila, Cesares Liebling, den glänzenden Improvisator, der seine Verse auf der Laute begleitet und jedes Thema, das ihm genannt wird, in wunderbarer Weise dichterisch zu behandeln weiss! Der Borgia, der sich selbst manchmal auf das Gebiet der Poesie wagte, schätzte seine Kunst nicht minder wie die ausserordentliche Gewandtheit Agapito Gerardinos da Amelia, der, wiewohl kein Literat und Dichter, doch in höchstem Ansehen bei ihm stand. Seiner Stellung nach nicht mehr wie Privatsekretär des Herzogs, ist sein Wirkungskreis doch ein grosser und bedeutender. Die wichtigsten Geschäfte nach den Angaben seines Herrn zu erledigen ist ebenso seine Aufgabe wie die gesamte umfangreiche Korrespondenz Cesares zu führen. Er ist bald Diplomat, bald Gouverneur, stets aber eine Art Minister des Innern und Äussern, soweit von einem solchen bei einem Fürsten, der alles selbst beurteilt und bestimmt, die Rede sein kann:

fast alle Edikte Cesares sind von ihm gezeichnet und gegengezeichnet.

Wie der Herzog die Gelehrten und Dichter protegiert, so auch die Künstler. Besonderer Förderung und Unterstützung hatte sich durch ihn die Kleinkunst, das Kunsthandwerk zu erfreuen; unaufhörlich beschäftigte er Goldschmiede, Graveure, Juweliere: Ercole von Pesaro ist durch seine Arbeit am Degen Cesares bekannt geworden. Doch auch die Namen zweier Grossen, Pinturicchio und Leonardo, sind mit dem des Herzogs verbunden. Der eine hat ihn und für ihn gemalt, der andere war sein Kriegs- und Festungsingenieur. Cesare versuchte Pinturicchio, der ihn schon als Kardinal von Valencia gemalt hatte, nach einer seiner Städte in der Romagna zu ziehen und gab ihm eine jährliche Pension, als seinem bevorzugten Maler. In gleicher Gunst stand bei dem Borgia Leonardo, der die Festungen in der Romagna, die Wasserwerke zu inspizieren, die Befestigungen der eroberten Städte zu sichern hatte. Alle Zivil- und Militärbehörden sind angewiesen, dem „ausgezeichneten und hochgeschätzten Architekten und Generalingenieur" des Herzogs jede Hilfe zu leisten und seine schwierige Aufgabe nach Kräften zu erleichtern. Auf Cesares Wunsch entwirft er Pläne von Kriegsmaschinen, von öffentlichen Gebäuden in Cesena, die der Herzog plant; er, der schon vorher das Modell für das Denkmal Francesco Sforzas geschaffen hatte, war auch dazu ausersehen, dem Herzog der Romagna in Perugia ein Reiterdenkmal zu errichten.

Ob Cesare die Förderung der Künstler, Gelehrten und Dichter immer Bedürfnis war oder ob sie ihm sich nur als eine Pflicht seiner Stellung der Öffentlichkeit gegenüber darstellte, kann man nicht entscheiden. Jedenfalls schätzte er ihre Macht und bediente sich ihrer. Es steht fest, dass er Bücher sowie Bildwerke, Gemälde, Gobelins sammelte. Die berühmte Bibliothek Federicos von Urbino hat er gründlich geplündert. Michelangelos schlafenden Amor, der als antikes Werk dem Kardinal Riario Sforza verkauft war, erwarb er und machte mit ihm einige Jahre später der Marchese Isabella Gonzaga ein entzückt entgegengenommenes Geschenk.

Das Leben des Herzogs namentlich in den wenigen Jah-

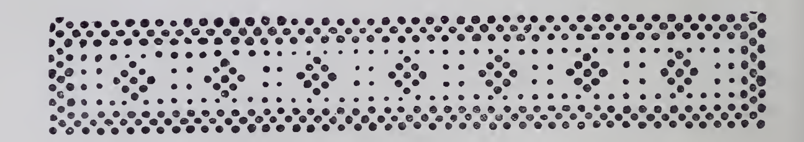
ren, die ihm für seine umfassenden Unternehmungen gewährt sind, ist voller Unruhe verflossen und hat ihm kaum Zeit gelassen, Kunst und Wissenschaft, wie er es vielleicht gewünscht hätte, zu fördern. Er war nur darauf bedacht, ein Reich zusammenzubringen. Davor trat alles andere zurück. Er kannte keine Gefahr, keine Ruhe, galt es dies Ziel. Er sammelte die besten Soldaten, die fähigsten Hauptleute unter seinen Fahnen. Niemand zahlte so pünktlich den Sold wie er; allerdings standen ja auch keinem wie ihm die unerschöpflichen Hilfsmittel der Kirche zu Gebote. Wiewohl er strenge Disziplin handhabte, vermochte er doch nicht immer seine Soldateska in eroberten Städten zu zügeln. Jedenfalls wusste er wie wenige aus den verschiedensten Elementen ein Heer zu bilden, das wie aus einem Stück geformt schien. Berühmt war seine Infanterie und seine Artillerie, sie machte seine Stärke aus, ihnen vornehmlich dankte er seine Erfolge. Er kaufte fortwährend Geschütze oder liess sie bauen. Die Artillerie König Friedrichs von Neapel, des letzten Malatesta wurde von ihm erworben. Im päpstlichen Sekretariat hatten die Ausgaben für die Artillerie ein eigenes Register: in zwei Monaten (vom 10. Mai bis 12. Juli 1502) kaufte die apostolische Kammer 83098 Pfund Pulver. Macchiavelli bewunderte Cesares Bombardiere und erklärte, der Borgia habe so viel Artillerie und in so gutem Zustande, dass er davon beinahe ebensoviel wie das ganze übrige Italien besitze.

Das Verhältnis des Herzogs zu seinen Soldaten ist ähnlich dem zu seinen Untertanen: er ist streng, aber gerecht, er duldet keine Willkür, er belohnt das Verdienst, gleichviel ob beim gemeinen Soldaten oder beim Hauptmann: Als vor der Burg von Forli Achille Tiberti fällt, lässt er ihm in der Kathedrale von Cesena eine glänzende Leichenfeier halten, Taddeo della Volpe, der sich vor Faenza ausgezeichnet hat, macht er zum Ritter und entwirft selbst das Wappen für ihn.

Cesare verlangte von seinen Soldaten neben blindem Gehorsam, bedingungsloser Ergebenheit vor allem ständiges Bereitsein. Er brauchte ein stets schlagfertiges Heer, das, sobald er den Befehl gegeben, aufbrechen, dem er das Äusserste zumuten konnte. Die Schnelligkeit seiner Märsche war das Erstaunen seiner Feinde. Oft wussten seine Sol-

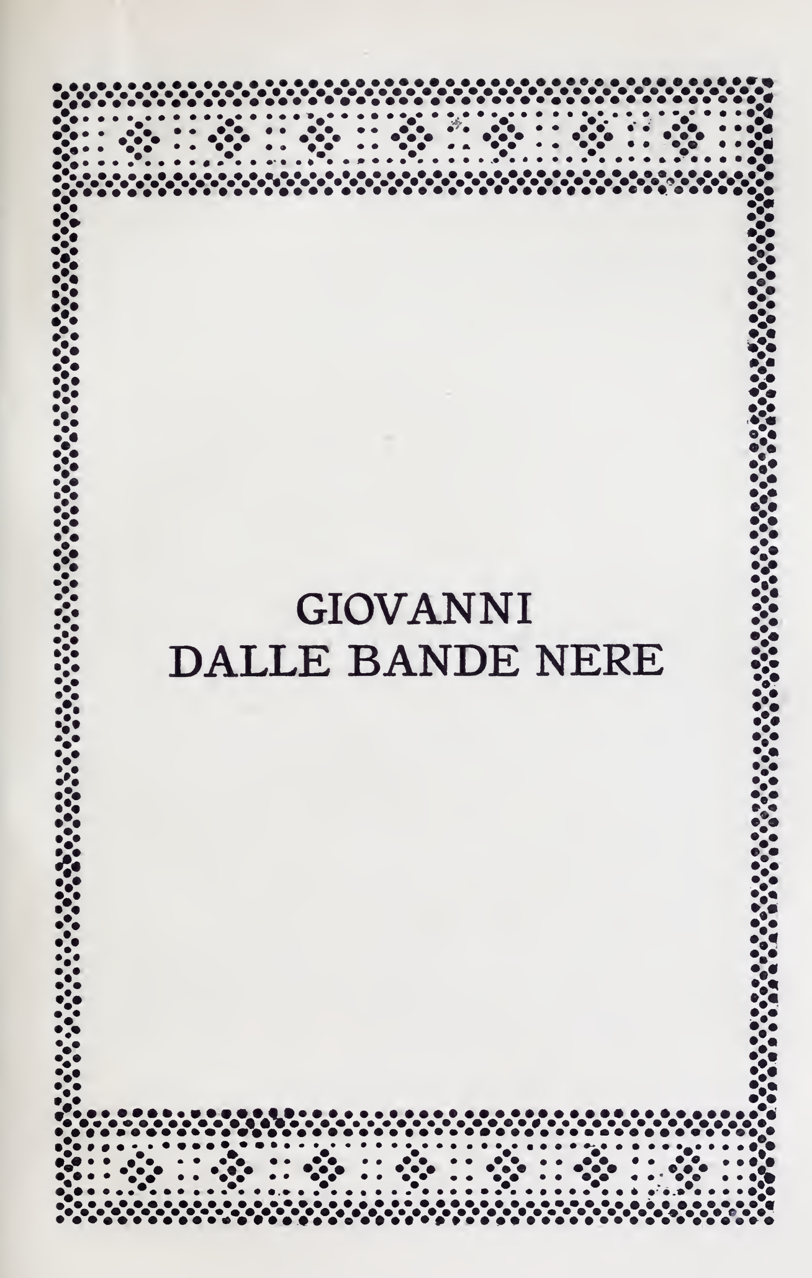
daten nicht, gegen wen oder wohin es ging, sie erfuhren es erst auf dem Marsch. Cesare, sonst ohne Vorurteil und Aberglauben, zog doch die Astrologen zu Rat, sie mussten die Sterne befragen, ob das Unternehmen, das er beabsichtigte, glücklich ausgehen werde. Wir wissen nicht, ob sie in allen Fällen das Rechte trafen, wohl aber, dass Cesare seinem Stern am meisten vertraute. Cum numine Caesaris omen, wie in seinen Degen gegraben war — entweder Caesar oder nichts, wie sein Wahlspruch war, auf den das Schicksal schliesslich wie aller irdischen Grösse antwortete: Nichts.



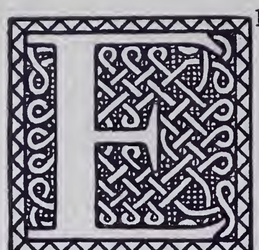





IOANNES MEDICES DVX FORTISS·M DXXII



GIOVANNI DALLE BANDE NERE

he wie alles von der Notwendigkeit Geschaffene und durch die Zeit Bedingte und Erschöpfte, das Condottieretum nieder- und unterging, stellte es sich der Welt noch einmal in einer Persönlichkeit dar, die alles, was den Condottiere zu einer charakteristischen Individualität macht, in sich vereinigt. Der letzte der grossen Condottieri ist Giovanni de' Medici, berühmt als der Führer der schwarzen Banden.

Sein kurzes Leben fällt in eine der schicksalsschwersten Zeiten Italiens. Frankreich und Spanien bekämpfen sich auf der Halbinsel und kämpfen um ihren Besitz. Die italienischen Mächte, unter ihnen der Papst, ergreifen bald für die eine, bald für die andere Grossmacht Partei, anstatt einmütig sich gegen die Fremden zu wenden. So kommt denn Italien schliesslich unter die Botmässigkeit Spaniens; seine Fürsten, unter ihnen der Papst, müssen mit dem Kaiser paktieren, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht: der Fremde ist Herr im Land.

Giovanni hat nur noch den Anfang dieses Endes erlebt. Was er hat tun können, um sein Vaterland vor der Knechtschaft zu bewahren, tat er unermüdlich und mit aller Kraft. Er diente Leo X., König Franz, Kaiser Karl, diente dem, der ihm den grössten Vorteil bot, die glänzendsten Versprechungen machte, aber sein Streben ging doch dahin, keinen der Fremden zu mächtig werden zu lassen. Deshalb ging er wohl zumeist von den Kaiserlichen zu den Franzosen, von diesen zu jenen, er wollte eine Art Gleichgewicht der Mächte herstellen. Viele und nicht die törichtsten der politischen Köpfe Italiens sahen in Giovanni das Heil der Halbinsel und das Bollwerk gegen die Fremden, das einzige, das man ihnen entgegenstellen könnte. Man wusste, dass, wenn er die Werbetrommel rühren liess, ihm die Soldaten von allen Seiten zuströmten, dass ihn die Spanier am meisten fürchteten und schätzten. Jeder hielt ihn für kühn und feurig, traute ihm grosse Gedanken und grosse Entschlüsse zu.

Ein Brief Macchiavellis an Francesco Guicciardini vom März 1526 gibt die allgemeine Auffassung von der Persön-

lichkeit Giovannis treu wieder. Es geht das Gerücht, der Condottiere wolle eine Schar von Kriegern zusammenbringen, um Krieg zu führen, wo es ihm am besten scheine; der Florentiner Staatsmann malt sich aus, wie man diesen Gedanken für ganz Italien nutzbringend verwirklichen könne. Von allen und jedem müsste Giovanni unterstützt, ihm Fussvolk und Reiter, soviel als möglich, unterstellt werden, dann würde er bald den Spaniern das Hirn herumtreiben und ihre Pläne durchkreuzen, die darauf zielen, Toscana und die Kirche zu ruinieren, dann würde er dem König von Frankreich den Sinn ändern, wäre er imstande, über Krieg und Frieden zu beschliessen.

In der Aufstellung eines Nationalheeres unter Giovanni sieht Macchiavell das einzige Mittel, der fremden Mächte sich zu erwehren. Wünsche und Hoffnungen, die sich bei der Zwietracht und eigennützigen Politik der italienischen Fürsten nie erfüllen konnten, auch wenn Giovanni ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Es war noch immer wie früher, dass jeder im Schutz der Mächtigen empor und weiter kommen wollte und alles daran setzte, die andern niederzuhalten und zu unterdrücken.

Giovanni selbst trug sich mit dem Gedanken, eine Herrschaft zu gründen. Wie alle Condottieri will auch er für sich und seine Nachkommen Land erobern, eine Heimat haben. Er ist nur so lange ein Nomade, dessen Haus das Kriegszelt ist, als er es sein muss.

Er will in der Stadt herrschen, in der die Wiege seines Vaters stand. Wenn er auch nie davon sprach, wenn auch keine Miene seinen Wunsch bekundete, es steht doch fest, dass er nach der Herrschaft über Florenz strebte. König Franz gewann ihn dadurch für sich, dass er ihm die Herrschaft über das einst von seiner Mutter Caterina Sforza regierte Imola und Forli und über Florenz in Aussicht stellte.

Giovannis Verwandte, die Medicäer, voran die Päpste Leo X. und Clemens VII., suchten den Rastlosen und stets von grossen Plänen Bewegten von Florenz, Toscana immer von neuem abzulenken. Clemens VII. setzte ihn schliesslich als Gouverneur nach Fano, an den Rand der Adria, als könne er ihn nicht weit genug von Florenz bringen. Auch hier aber stirbt nicht in tatenloser Musse die Kraft und

das Feuer des Condottiere, der in der Blüte seiner Jahre steht und noch ungezählte Tage vor sich sieht. Der Papst hat ihm eine Galeone geschenkt; Giovanni kauft drei Fusten hinzu, bemannt sie mit seinen Leuten, den Dienern seiner Soldaten, aus denen er in kurzer Zeit tüchtige Matrosen gebildet hat, und will Ancona nehmen, es zu seinem Waffenplatz machen und von dort seine Macht über See und Land ausdehnen. Doch Ancona erfährt von seinem Anschlag, ist auf der Hut und Giovanni zieht König Franz zu, der ihn mit reichem Sold in seinen Dienst ruft.

Hat Ancona sich selbst vor der Eroberung durch ihn bewahrt, so schützt drei Jahre früher nur der nachdrückliche Einspruch des Kardinalkollegiums Perugia vor ihm, als er gegen die Stadt zieht, nachdem er in wenigen Tagen Francesco Maria de la Rovere vom Florentiner Gebiet verjagt und Montefeltro erobert hat.

Ehe er nach Fano geschickt ward, hatte er sich in der Lunigiana festgesetzt, wo er einen Platz La Vula gekauft hatte und eine Festung bauen wollte. Das brachte die Markgrafen Malaspina, die Mächtigsten dort, gegen ihn auf. Wie sie Ernst machten, rückte er mit dreitausend Mann und einigen Geschützen gegen sie; hätten sich nicht Genua, Florenz und zwei Kardinäle ins Mittel gelegt und Frieden gestiftet, so hätten die Malaspina es teuer büssen müssen.

Wieder und wieder sucht er festen Fuss zu fassen, immer umsonst. Ihm gelingt nicht, was seinem einzigen Kinde, Cosimo, beschieden ist, der mit achtzehn Jahren die Herzogskrone von Florenz sich aufs Haupt setzt und das Reich Toscana schafft, von dem Giovanni träumte.

Jeder, Frankreich wie Spanien, der Papst und die italienischen Mächte, hatten ein Interesse daran, zu verhindern, dass der Medicäer sich irgendwo festsetzte; er wäre eine Gefahr für sie alle geworden. So verging denn dem Condottiere sein Leben in Plänen, Entwürfen, fruchtlosen Mühen im Feldlager, unter Kämpfen, die seinen Ruhm mehrten, aber keinen Gewinn für die Zukunft brachten.

Er ist der erste und der einzige Medici, der als Soldat und Feldherr sich einen grossen Namen macht, der einzige Medici auch, der Kunst und Wissenschaft gleichgültig gegenübersteht. Wohl ist er mit Pietro Aretino freundschaftlich verbunden, aber was ihm den „Göttlichen“ nahe

bringt, ist nicht dessen literarische Grösse, sondern seine gefürchtete Feder, die jeden Kronenträger rücksichtslos kritisiert, die alle Welt in Atem hält und brandschatzt: er sieht in Aretino einen Condottiere der Feder, wie ihn Italien hisher nicht hervorbrachte und auch nicht in den folgenden Jahrhunderten hervorgebracht hat. Er auch nannte Pietro die Geissel der Fürsten.

In Giovanni ist das Blut der Sforza stärker als das der Medici. Er ist der Sohn, den sich Caterina, Francesco I. Enkelin, solange gewünscht hat, in dem die Grösse ihres Geschlechts wieder auf- und fortlebt. Was sind neben ihm die Söhne, die sie Girolamo Riario, Giacomo Feo geboren hat! Sie hat ihres „Giannino" Grosstaten nicht mehr erlebt, aber früh erkannt, welche Gaben ihm die Natur verliehen, erkannt, dass ihre besten Eigenschaften sich auf ihn vererbt hatten.

In seiner frühen Kindheit war er für sie ein Sorgenkind. Er ist oft und schwer krank, und mehr als einmal geben ihn die Ärzte auf. „Ich weiss nicht, was ich von unserm Ludovico* sagen soll. Das Fieber ist heute etwa zwölf Stunden früher gekommen und heftiger als beim letzten Paroxysmus gewesen. Lasst zu Gott beten, dass er uns ihn erhalte, wenn es für sein Bestes ist", schreibt Caterina einmal ihrem Schwager Lorenzo. Giovanni ist noch nicht zwei Jahre alt, da vertreibt Cesare Borgia die kühne Sforza, „die erste Frau Italiens", wie die Chronik von Venedig sie nennt, aus Imola und Forli. Sie muss ihm als Gefangene folgen und wird in die Engelsburg gesetzt. Vor ihrem Sturz hat sie aber ihren Giannino flüchten können. Wie sie wieder frei ist, muss sie um ihr Kind mit ihrem Schwager kämpfen. Lorenzo hat das Erbe Giovannis verludert und ihn selbst in seine Gewalt bekommen. Caterina gewinnt durch gerichtlichen Spruch ihren Sohn wieder und bringt ihn zu seiner Sicherheit in das Frauenkloster von Annalena, wo Giovanni, in Mädchenkleidern, unter den Nonnen weilt, bis seine Mutter ihren Prozess gewonnen hat und Lorenzo „aus Angst und Ärger" darüber gestorben ist.

---

* Der Sohn Caterina Sforzas und Giovannis de' Medici ward erst nach Caterinas Oheim, dem Herzog von Mailand, Lodovico genannt, nach des Moro Ende aber und seines Vaters Giovanni frühem Tod nach diesem.

In der Medicäervilla von Castello wächst Giovanni heran, von der zärtlichen Mutter behütet, von Antonio de' Numai und Antonio Baldraccani belehrt, „ein grosser, muntrer und schöner Junge", ein trotziger, wilder, kecker Knabe, der von den Büchern nichts wissen will, der statt zu studieren lieber reitet, ringt, ficht, schwimmt, der ein Kriegsmann werden will wie Attendolo Sforza und Francesco. Wenn er früher die Amme und den ersten Lehrer geschlagen, hinter Hunden uud Katzen her gewesen, ihnen Ohren und Schwänze zu seinem höchsten Vergnügen abgeschnitten, sich mit seinen Altersgenossen gerauft, geprügelt, mit Steinen, Stöcken, Fäusten bekämpft hat, so treibt er es später noch ärger. Kein Lehrer hält bei ihm aus, und selbst wenn das der Fall wäre, würde es doch umsonst sein; Giovanni interessiert ein kleines flinkes Pferd mehr als Vergil und Cicero. Nach Caterinas Tode kann ihn niemand mehr lenken. Sie hat ihn Francesco Fortunati, dem Pfarrer von Cascina, Kanonikus von San Lorenzo in Florenz, und Giacomo Salviati anvertraut, der ihm später seine Tochter Maria zur Gattin gibt.

Seine Jugend ist von zahllosen Händeln erfüllt. Florenz zittert vor ihm. Er gibt Tag und Nacht nicht Ruhe, bindet mit allen, mit den ersten Degen der Stadt, an. Der Gonfaloniere Pietro Soderini sieht sich endlich genötigt, ihn für eine Zeit aus Florenz zu verbannen.

Papst Leo X. hat von Giovanni genug gehört, um ihn nicht für ungefährlich zu halten. Musste man nicht bei ihm, der, kühn, mutig, tapfer, durch seine Freigebigkeit sich viel Freunde und Anhänger gewonnen hatte, für die Medicäerherrschaft fürchten?

In Rom, wohin er auf Wunsch des Pontifex kommt, treibt er es wie in Florenz. Leo X. hat Giovannis Schulden bezahlt und seine verpfändeten Güter eingelöst, bald hat der jetzt Neunzehnjährige wieder Geld in Fülle und eine Gefolgschaft wie in seiner Vaterstadt. Auch in Rom unaufhörlich Händel und Streit. Bei der Engelsbrücke greifen ihn die Orsini einmal mit zweihundert Mann an, er hat nur zwanzig Getreue bei sich und schlägt sich mit ihnen durch, obwohl er sich leicht in die Engelsburg hätte zurückziehen können.

Giovannis Ehrgeiz ist grösser geworden; die Kämpfe mit

Florentiner und römischen Stadtwachen haben ihn vorübergehend gereizt, auch die Händel mit feindlichen Adligen genügen ihm nicht mehr; er will sich jetzt als Soldat versuchen.

Wer ihn, der so viele hervorragende Krieger gebildet hat, in militärischen Dingen unterwies, ist uns nicht bekannt. Bei seinem ersten Zug, gegen Francesco Maria de la Rovere, den der Papst aus seinem Herzogtum Urbino vertrieben hat und der jetzt sein Land wieder erobern will, hat er den Befehl über hundert Reiter. Er ist der einzige, der sich auszeichnet unter den Offizieren Lorenzos de' Medici, der das Oberkommando hat. Wiewohl der Papst sich über die militärischen Qualitäten Lorenzos keinen Augenblick täuscht, stellt er ihn doch an die Spitze des Heeres. Welch ein Abstand zwischen ihm und Giovanni, dem geborenen Krieger! Leo X. weiss trefflich die junge Kraft zu nutzen, Giovanni hilft ihm der kleinen Fürsten von Fermo, Recanati, Fabriano und Benevent, die dem Papst unbequem sind, Herr zu werden, hilft dem Herrn von Sermoneta wieder zu seinem Besitz. Doch all das ist für Caterinas Sohn nur Vorspiel zu dem Kampf, der im Jahre 1521 anhebt zwischen Kaiser, König und Papst und den er bis zu einem schneeschweren Novembertag des Jahres 1526 mitkämpft, bald unter den päpstlich-kaiserlichen, bald unter den französischen Fahnen, zuletzt unter denen der Liga gegen den Kaiser.

In diesen fünf Jahren wächst mit jedem Feldzug sein Ruhm, überall wird sein Name voller Bewunderung genannt. Seine Scharen, die schwarzen Banden*, sind aller Welt bekannt. Als nach Giovannis Tod der Florentiner Gesandte Folco de' Portinari nach England kam, konnte er König Heinrich VIII. nicht genug von Giovanni und seinen Soldaten erzählen.

Die verblüffende Schnelligkeit seiner Märsche, die ungeahnte Rapidität seiner militärischen Evolutionen trug ihm den Beinamen „Kriegsblitz" ein, Frundsbergs Landsknechte, die er nicht zur Ruhe kommen liess, nannten ihn in bewundernder Verzweiflung den „grossen Teufel", „Italien" ward er zubenannt, weil in ihm sich die Ehre und der Ruhm der italienischen Waffen verkörperte.

---

* So genannt, seit sie nach Leo X. Tod ihre weissen Feldzeichen mit schwarzen zur Bekundung ihrer Trauer vertauschten.

Giovanni ist selbst für jene Zeiten ungewöhnlich schnell emporgekommen und zu den höchsten militärischen Stellen gelangt. Von Jahr zu Jahr wächst seine Macht, und fünf Jahre sind ihm überhaupt nur vergönnt gewesen. Papst Leo X. gibt ihm erst den Befehl über hundert, dann über zweihundert Reiter; wie Leo sich mit Kaiser Karl 1521 verbindet, kommandiert Giovanni bereits vierhundert Reiter. König Franz wirbt den Medici 1522 mit viertausend Mann Fussvolk und vierhundert Reitern an und gibt ihm achttausend Dukaten Sold für seine eigene Person. Mit der gleichen Anzahl Truppen wird er zwei Jahr später wieder von Frankreich angeworben. In seinem letzten Feldzug ist er Generalkapitän des gesamten Fussvolkes der Liga.

Die Feldherrn, unter und mit denen er kämpfte, sind keine Vorbilder für ihn gewesen. Wenn man von Lorenzo Medici überhaupt absehen muss, der ja auch nicht mehr wie nomineller Oberbefehlshaber des gegen den Rovere ziehenden Heeres war, kommt allein Prospero Colonna in Betracht. Aber auch er ist grösser im Vermeiden von Niederlagen als im Gewinnen von Schlachten und keine Spur in ihm von Giovannis Initiative. Lautrec, Bonnivet, Lannoy tüchtige, tapfere Soldaten, aber keine Feldherren. Francesco Maria de la Rovere, ehedem Herzog von Urbino, ist wohl, neben Giovanni gehalten, die kläglichste Karikatur eines Soldaten und Generals. Dass man den Rovere an die Spitze des Ligaheeres stellte, zeugt mehr als alles andre für die Unfähigkeit der gegen den Kaiser Verbündeten, der spanischen Macht einen wirklichen Könner entgegenzustellen. Neben Giovanni kann sich aber auch nicht der Marchese von Pescara, Ferdinand d'Avalos, behaupten. Der Medici ist nicht nur der tapferste und kühnste, er ist auch der begabteste Condottiere dieser Zeit. Was die Liga in ihm verliert, erkennt sie erst ganz nach seinem Tode.

Giovanni ist kein Mann der vielen Worte, er hält nicht lange Kriegsrat, er handelt. Während die andern noch samt dem König im französischen Lager hin und her überlegen, ob man ein Haus, das die Feinde besetzt haben, erstürmen soll, springt Giovanni voller Ungeduld auf, ruft seine Soldaten und nimmt die feindliche Stellung. Als es gilt, über die Adda zu setzen und der alte Colonna noch eine Ansprache an die Soldaten hält, wirft sich — wer

denkt da nicht an Attendolo Sforza! — Giovanni „wie ein neuer Horatius“ in voller Rüstung auf seinem türkischen Schimmel Sultan in die hochgehenden Wogen, die Seinen hinter ihm; sie kommen glücklich ans Land, und die Franzosen ziehen sich eilig zurück, denn er fällt über sie mit seinem gewohnten Ungestüm her, und ihm am meisten hat es sein Vetter Francesco zu danken, wenn er den Mailänder Herzogsthron wieder besteigen kann.

Sein Mut und seine Schnelligkeit vornehmlich verhelfen ihm zu seinen Erfolgen und Siegen. Wie oft hat er nicht mit weit geringerer Truppenzahl dem Feind gegenübergestanden und ihn doch geschlagen! Eben hat er mit Pescara Robecco genommen, woraus sich nur im Hemd der fieberkranke Bayard retten konnte, da hört er, fünftausend Grisonen sind im Gebiet von Bergamo und wollen sich mit dem Heer Venedigs vereinigen. Sofort bricht er gegen sie auf und zwingt sie durch unaufhörliche Angriffe, sich wieder zurückzuziehen.

Die Macht der Feinde ist nie für ihn ein Grund, sich ihnen unterlegen zu glauben. Er denkt noch wie er in Florenz gedacht hat, als er sich mit seinen treuen Genossen der grossen Stadtwache gegenübersah. Da wandte er sich und zählte seine Begleiter: „Zwölf sind wir — los auf sie!“

Er weiss, wen er hinter sich hat, eine Schar, von der er jeden einzelnen kennt; denn jeder, der bei ihm unterkommen will, wird einer strengen Prüfung unterzogen. Es ist eine Auslese der Besten. Wer faul ist, wird aus dem Lager gejagt, wer feig, dem fällt der Kopf, wer ein Verräter, muss Spiessruten laufen. Kleine Leute nimmt der Medici nicht gern, denn die Niccolo Piccinino sind selten. Wie er selbst das Kopfhaar geschoren und nur einen kleinen Bart hat, dürfen auch seine Soldaten keine langen Haare und Bärte tragen. Entweder, sagte er, sind es Nester für Läuse, oder der Feind kann sie im Kampf packen oder, wenn man sie pflegt und parfümiert, verbringt man die Zeit. Sauber muss der Soldat sein, nichts mehr, ausdauernd, tapfer, kühn, enthaltsam, kein Spieler, kein Säufer, kein Schürzenjäger; nach des Medici Meinung ist ein Soldat, gut gewaffnet und gut zu Pferde, der in der Schlacht gesiegt, der grösste Mann der Welt. Wie kann man ihn

aber mit dem Kaiser und dem König von Frankreich vergleichen? fragt man Giovanni. Doch, antwortet er, ein einfacher Soldat hat ja den König gefangen genommen.

Ein wirklicher Soldat kann nach seiner Ansicht nicht zu hohen Jahren kommen. Als er eines Tags einen damals sehr bekannten Krieger sah, der nun vierundsiebzig Jahre zählte, meinte er: „Wenn an ihm etwas gewesen wäre, würde er heute nicht mehr leben.“ Der Soldat muss nach ihm sich nicht auf die Gerechtigkeit der Sache verlassen, für die er kämpft, sondern auf Herz und Hand.

Giovanni kennt nicht die manöverartigen Condottiereschlachten, er schont seine Leute nicht. Als Prospero Colonna ihm darüber Vorwürfe machte, entgegnete er heftig, und auf des Generals Worte: „In einem Walde würdet Ihr nicht so zu mir sprechen“ erwiderte er: „Da würde ich Euer schwarzes Barett rot färben.“ Noch mehr liess er den Grafen Guido Rangone abfallen, der ihm vorhielt, dass er so viele tüchtige Soldaten in den Kämpfen sterben lasse. „Wenn ich sie sterben lasse, kann ich auch andre wieder schaffen, Ihr versteht weder das eine noch das andre.“

Er war mit seinen Scharen aufs engste verwachsen. Wer ihnen nahetrat, forderte ihn heraus. Er war streng, aber nie hart und ungerecht. Bei Widerspenstigen und Feigen übte er in früheren Jahren sogar selbst Justiz. Er sprach und vollzog das Urteil. Wenn er auch sonst die Zügel nicht zu straff hielt, verlangte er doch unbedingten Gehorsam. Wie er in Fano wieder und wieder Streitigkeiten unter den Seinen schlichten musste, obwohl er sie nachdrücklich zur Ruhe gemahnt hatte, sperrte er, um endlich ein wirksames Beispiel zu geben, zwei seiner fähigsten Hauptleute, die ihren Handel hatten ausfechten wollen, bewaffnet wie sie waren, in eine Kammer, sagte ihnen, nur einer von ihnen würde sie lebend verlassen, verschloss sie und ging davon. Die beiden, Giovanni da Torino und Amico da Venafro, hieben aufeinander ein, bis sie blutbedeckt und halbtot niedersanken. Aber erst nach langen Bitten öffnete Giovanni die Tür, liess sie aufheben und verbinden. Seitdem war Frieden unter seinen Leuten.

Wie er der erste zu Pferde war, wenn es in die Schlacht ging, wollten auch die Seinen zuerst den Feind angreifen.

Er übernahm willig die schwierigsten Aufgaben und deckte die Heere beim Rückzug in einer Weise, dass die Feinde bald von der Verfolgung abliessen. Wie die Truppen der Liga Mailand, dessen Kastell dank der elenden Führung des Rovere sich dem Kaiser ergab, fluchtähnlich verlassen wollten, setzte er sich ihnen entgegen: „Wer jagt uns denn?"

Wie sich selbst, mutete er auch den Seinen das Äusserste zu. Mässig in Speise und Trank — er färbte das Wasser nur etwas mit Wein —, einfach in der Kleidung — nur Gang, Haltung, Gebärde unterschied ihn vom gewöhnlichen Soldaten, nie reiches Gewand, prunkvolle Rüstung und kostbare Waffen — tapfer bis zur Tollkühnheit — wie oft ward ihm nicht das Pferd unter dem Leibe erschossen, wie oft rettete ihn aus dem Hinterhalt nur seine Unerschrockenheit! — ein Meister in allen Leibesübungen — zweimal nacheinander durchschwamm er in voller Rüstung den Po — war er das Muster und Vorbild, das unerreichte, der Seinen, ein stattlicher Mann, mehr wie mittelgross, mit schöngeformten Beinen, kleinen Füssen; sein Gesicht war auffallend bleich, sein starkes Kinn, seine prachtvolle Hautfarbe erinnerte an seine Mutter Caterina Sforza. Ein Mann, schnell auffahrend im Zorn, aber auch bald wieder besänftigt, rasch im Entschluss, noch rascher in seiner Ausführung, ein Mann, freimütig im Wort wie in der Tat — Heuchler sind Feiglinge, erklärte er —, ein Mann, ganz auf sich selbst gestellt, der keine Protektion braucht. Mochte ein Guido Rangone Briefe über Briefe an den Papst schreiben, um ihm im Gedächtnis zu bleiben, Giovanni redet nur durch die Tat.

Sein Name, seine Anwesenheit im Feldlager wiegt Regimenter auf. Die Kaiserlichen sagten vor Mailand einmal zu den Franzosen: „Entfernt Herrn Giovanni aus eurem Lager, und wir wollen mit euch in offener Feldschlacht kämpfen, obwohl wir weniger zählen als ihr." König Franz erklärte selbst, er hätte Schlacht und Freiheit nicht bei Pavia verloren, wenn er Giovanni bei sich gehabt hätte, und du Bellay und Montluc versichern das gleiche in ihren Memoiren.

Von den Taten des Medici erzählen sich alle voller Bewunderung: einem spanischen, fest gewappneten Ritter hat er die Lanze durch die Rüstung gerannt, dass sie auf der andern Seite herausgedrungen ist. Seinen Hauptmann Paolo

Luciasco hat er allein aus den Feinden herausgehauen. Seinen Neffen, den Grafen von San Secondo, den Spanier und Schweizer auf der Strasse von Marignano angegriffen und übel zugerichtet haben, hat er furchtbar gerächt: Er ist den Feinden nachgesetzt, hat sie niedergehauen, gefangen genommen, wer sich nicht rettete, die Gefangenen in einige Häuser sperren lassen und diese angezündet.

Manchmal überfällt den Medici die Wildheit, und er wütet wie seine Mutter, die an den Mördern ihres zweiten Gatten Giacomo Feo so schreckliche Rache nahm und selbst Kinder nicht verschonte. So lässt er einmal aus Wut, um einen gefallenen Hauptmann zu rächen, zweihundert Schweizer niedermachen, obwohl sie sich auf Vertrag ergeben haben.

Er ist aber nicht nur ein tapferer Soldat, ein kühner Reiterführer, sondern auch ein Feldherr, von dem man sich das Höchste verspricht. Es ist ihm nicht vergönnt, in einer grossen Feldschlacht sein Können zu zeigen; ehe es zu der für Franz I. so unglücklichen Schlacht von Pavia kommt, wird Giovanni von einer Arkebuse im rechten Schienbein verwundet und nach Piacenza, dann in die Moorbäder von Abano gebracht. Er kämpft nur in zahllosen Gefechten und macht manche Belagerung mit. Jeden Platz, wo er einmal gewesen, kennt er genau, jede Art der Befestigung ist ihm bekannt, er kennt das Terrain wie kein andrer.

Er bringt die leichte Reiterei wieder zu Ansehen und Ehren, überall lässt er, zu höchsten Preisen, spanische und türkische Pferde kaufen, denn sie sind die besten. Begegnet ihm ein Mönch zu Pferde, so nimmt er ihm seinen Gaul und gibt ihm einen schlechteren: „Der trägt Euch auch ins Kapitel, ehrwürdiger Vater!“ Die Soldaten erhalten bequeme Röcke und Sturmhauben nach burgundischer Art. Seine Arkebusiere nimmt er auf Kleppern mit sich; wenn es zum Kampf kommt, steigen sie ab. Dadurch schafft er sich eine unglaubliche Bewegungsmöglichkeit. Die Albanesen und Levantiner hält er für die besten Reiter, und wo er kann, nimmt er sie in seinen Sold.

Mit seinen leichten Reitern vornehmlich setzte er Frundsbergs Landsknechten zu, die von den Alpen in die Lombardei niederstiegen, „um den Kaiser und sein Volk zu er-

retten, weil offenkundig und am Tage sei, dass der Papst den Kaiser, das ehrliche Kriegsvolk und die Colonna unterdrücke"; ihnen voran der alte Söldnerführer, dem von seinem Sattel Schnüre aus Gold und Seide hingen, mit denen er den Papst und den päpstlichen Hof hängen wollte.

Die Feldherren der Liga wissen sehr wohl, dass man in offner Feldschlacht diesen Landsknechten nicht begegnen kann. Man muss sie unaufhörlich angreifen und durch fortwährende Scharmützel und Gefechte aufreiben. Giovanni geht gegen sie, umschwärmt sie, plagt sie, lässt sie nicht zur Ruhe kommen. Die Landsknechte nennen ihn voller Grimm den grossen Teufel. Wie sollen sie sich seiner erwehren! Was sie nicht können, tut für sie der Zufall. Giovanni meint, Frundsberg hat keine Geschütze, er weiss nicht, dass der Herzog von Ferrara ihm einige Stück geschickt hat. Mitten im Kampf trifft ihn ein Falkonettschuss in den rechten Oberschenkel und zerschmettert ihm den Knochen.

Von Borgoforte wird er nach Mantua gebracht, die Sänfte kommt im Schnee nur langsam vorwärts, die Flocken wirbeln in dichten Schwärmen zur Erde. Endlich ist er in der Stadt und im Hause seines Freundes Luigi Gonzaga. Er denkt nicht an seine Wunde, nur an die Seinen, die weiterfechten. Seines getreuen Lucantonio erinnert er sich voller Liebe. Aretino, der immer um ihn ist, sagt: „Wir wollen ihn holen lassen!" „Soll einer wie er", fragt Giovanni, „den Kampfplatz verlassen, um einen Kranken zu sehen?" Seines Neffen, des Grafen von San Secondo, gedenkt er: „Wäre er wenigstens hier! Dass ihm meine Stelle verbliebe!" Er ist voller Gedanken über den Krieg: „Wie wird es werden?"

Die Ärzte dringen auf eine Operation, und Aretino spricht ihm davon: „Lasst Euch den Schaden, den das Geschoss machte, beseitigen, und in acht Tagen könnt Ihr Italien, das jetzt eine Sklavin ist, zur Königin machen!" „Es soll geschehen", erwidert der Medici. Die Ärzte geben ihm Medizin und bereiten alles zur Operation vor. Wie es Essenszeit ist, überfällt ihn Übelkeit, er erbricht sich: „Die Zeichen Cäsars!" sagt er zu Aretino. Mit verschlungenen Händen gelobt er, zum Apostel von Galizien zu wallfahrten, wenn er gerettet wird.

Die Ärzte kommen, sie haben acht bis zehn Leute gefunden, die ihn halten werden, während ihm das Bein abgesägt wird. „Auch zwanzig würden mich nicht halten können", sagt er lächelnd. Er selbst nimmt das Licht, um den Ärzten zu leuchten. Aretino kann während der Operation nicht im Zimmer bleiben. Obwohl er sich die Ohren zuhält, hört er ihn doch zweimal aufschreien.

Als er wieder zu ihm kommt, ist Giovanni heiter: „Ich bin geheilt!" Er lässt sich das abgesägte Bein bringen, lächelt, als die andern nicht sehen wollen, was er hat dulden müssen, denkt, wenn er nicht mehr zu Fuss kämpfen kann, so wird er es von neuem zu Pferde, denkt aber nicht daran, dass er sterben kann und wird. Er muss sterben, denn zwanzig Stunden hat er keinen Arzt gehabt, und jetzt hat ihm Meister Abraham, der jüdische Arzt, das Bein nicht hoch genug abgesägt, in dem Stumpf sind Knochensplitter zurückgeblieben und der Brand wird kommen und Giovanni wird sterben, noch nicht neunundzwanzig Jahre alt.

Vorläufig sind die Schmerzen gewichen, doch zwei Stunden vor Tag kommen sie mit allen Qualen wieder. Er ruft und Aretino springt auf, wirft sich in die Kleider und eilt zu ihm. Sobald Giovanni ihn sieht, sagt er, dass ihn mehr als sein Schmerz der Gedanke an die Feiglinge quäle; er plaudert mit Aretino und vergisst darüber seine Leiden.

Der Morgen ist da, da kommt eine Todesahnung über ihn. Er verteilt an seine Getreuen und Diener viele tausend Dukaten in barem Geld und Gewändern, für sein Begräbnis setzt er vier Julier aus. Er will einfach bestattet werden, er wünscht keinen Prunk, dem er im Leben abhold war, bei seinem Begräbnis. Am ersten Abend in Mantua schon hat ihn der Rovere, wie er ihn besuchte, auf seine Christenpflicht verwiesen. Jetzt kommt der Beichtiger, obwohl Giovanni keinen braucht. Während der Schmerzen, die er bei der Amputation litt, hat er gefragt, ob man für eine Sünde zweimal bestraft werde; wie man ihm antwortete: Nein!, gesagt: „Dann bin ich sicher!"

„Als Soldat habe ich gelebt, wie Soldaten zu leben pflegen, hätte ich Euer Gewand getragen, dann hätte ich wie ein Mönch gelebt!" erklärt er dem Beichtiger, „ob-

wohl es nicht erlaubt ist, will ich in aller Gegenwart beichten, denn ich habe nichts meiner Unwürdiges getan." Dann sagt er das Confiteor, in dem, wie er glaubt, alles enthalten ist, — das ist seine Beichte.

Nach der Vesper kommt zu ihm der Marchese von Mantua, Federigo II. Giovanni und er haben sich auf den Tod gehasst. Federigo hat dem Medici zwei treffliche Hauptleute weggelockt und das Gerücht nicht totgeschwiegen, das besagte, Giovannis Kraft und Erfolge beruhten nur auf seinen Offizieren. Aber der Medici hat wieder und wieder gezeigt, dass er Herz und Kopf und Hand der Seinen ist und ihre Seele. Federigo hat voller Wut gesagt, er würde ihn töten lassen, Giovanni geantwortet: „Ihr werdet es befehlen, und ich werde es tun." Und der Marchese hat es nur seinem Glück zu danken, wenn er Giovanni nicht in die Hände fällt.

Jetzt aber ist der Medici krank, und der nahende Tod versöhnt die beiden Feinde. Der Marchese umarmt ihn und spricht ihm liebevoll zu: „Bittet mich um eine Gunst, die Euch und mir entspricht!" sagt er ihm zuletzt. „Liebt mich, wenn ich gestorben bin!" erwidert Giovanni.

Seine Diener umstehen trauernd das Lager, seine Hauptleute kommen, er mahnt sie, seine Ehre hochzuhalten, sein Neffe, der Graf von San Secondo, soll der Führer der schwarzen Banden werden.

Man fragt ihn, ob er nicht Testament machen will; er braucht es nicht, die Armut und die Gesetze haben es schon für ihn gemacht. Sein Sohn erbt den Ruhm des Vaters und seine vielen Schulden. Giovanni hat nie Geld zusammengehäuft, immer es mit vollen Händen ausgegeben, Güter verpfändet, jetzt noch wie in seiner stürmischen Jugend in Florenz und Rom. Seine Soldaten haben immer mehr gehabt wie er, der nichts für sich braucht.

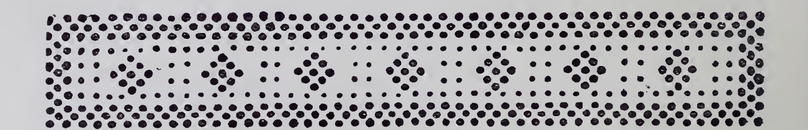
Er will noch einmal vor seinem Tode den kleinen Cosimo sehen, denn er weiss, dass er sterben muss. Der Marchese tröstet ihn und sagt ihm, er wird wieder gesunden, aber Giovanni erwidert: „Ihr verliert heute Euren grössten Freund und treuesten Diener." Dann spricht er vom Krieg, der ihn mehr als alles andre bewegt; so geht es bis zur neunten Stunde der Nacht, es ist die Vigilie des heiligen Andreas. Da quälen ihn die Schmerzen so, dass

er Aretino bittet, ihm vorzulesen, bis er einschläft. Aretino liest, und Giovanni schlummert ein. Nach einer Viertelstunde fährt er auf: „Ich träumte, ich wäre gesund und kämpfte. Wenn es mir erst besser geht, will ich den Deutschen zeigen, wie man kämpft und wie ich mich zu rächen weiss.“

Er empfängt die letzte Ölung und kommt wieder etwas zur Ruhe. „Ich will nicht unter diesen Pflastern sterben“, sagt er. Man legt ihn auf ein Feldbett, er schläft ein und im Schlafe kommt zu ihm der Tod. Das Sterben verändert seine Züge nicht, die stolz, kühn und herrisch wie im Leben sind, seine Augen nicht, die noch blicken, wie sie im Leben geblickt haben. Auf Wunsch Pietro Aretinos nimmt Giulio Romano von ihm die Totenmaske, die der Göttliche ehrfurchtsvoll bewahrt und nach der Tizian das Bild des Condottiere malt. Auf Herzog Cosimos Befehl, der Giovannis Gebeine später in die Grabkapelle der Medici bringen liess, schafft Bandinelli sein Denkmal, das den grossen Reiterführer sitzend zeigt und vor dem die Florentiner sagen: Herr Giovanni dalle bande nere, des langen Reitens überdrüssig und müde, ist vom Pferde gestiegen und hat sich gesetzt.

Das Volk Mantuas füllt die Strassen, die Frauen die Fenster, als man ihn zur letzten Ruhe trägt. Die Bahre mit ihm haben seine Hauptleute auf die Schultern gehoben, der Marchese mit allen Gonzaga, mit seinem Hofstaat, mit den Behörden folgt ihr nach San Francesco, wo man den Medici niederlegt in voller Rüstung, mit seinen Waffen, als ginge es wieder in die Schlacht.

Ein grosser Kriegsmann wird zu Grabe getragen, mehr noch: die Hoffnung Italiens in dieser schweren Zeit, mehr noch: der letzte Condottiere.





NACHWORT

Seit dem Erscheinen von Ricottis grundlegendem Werk „Storia delle compagnie di ventura" sind vierundsechzig Jahre verflossen. Hier und in Stegers Buch, „Franz Sforza und die italienischen Condottieri" 1853, das im wesentlichen auf Ricotti beruht, ist der Schilderung der Condottieri nur ein kleiner Raum gewährt worden; die Hauptsache war für Ricotti eine auf Dokumente gestützte Geschichte der italienischen Söldnergenossenschaften zu geben, eine Aufgabe, die er trefflich gelöst hat. Steger hat, in seiner Darstellung Ricotti folgend, die Forschungsresultate des italienischen Gelehrten in Kürze wiedergegeben und in seinem Buch gewissermassen ein Resumé von Ricottis Werk gebracht.

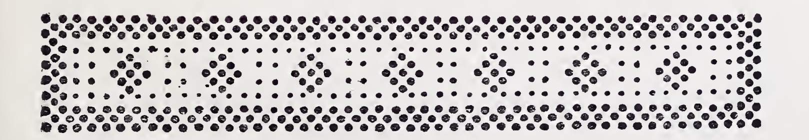
Beide Bücher sind naturgemäss heute in vielen Einzelheiten zu berichtigen; auch die Auffassung der Persönlichkeiten einiger Condottieri hat infolge der neueren Forschung italienischer und französischer Gelehrten, wie Alvisi, Battistella, Yriarte und anderer, sich geändert. Das instruktive Werk von G. v. Grävenitz über Gattamelata und Colleoni und ihre Beziehungen zur Kunst ist das einzige deutsche, das mir zu meinem Thema bekannt wurde.

Eine Geschichte der Condottieri war bisher nicht geschrieben. Ich versuche sie durch Schilderung der, die mir am meisten hervorzutreten scheinen, nach den alten Berichten wie nach den Ergebnissen der neuen Forschung in diesem Buch zu geben, das sich nicht an den Fachmann, sondern an ein grösseres Publikum wendet und deshalb von jedem gelehrten Apparat absieht. Ich bemühte mich, die Persönlichkeit der Condottieri zu zeigen, den Menschen nach Kräften plastisch herauszuarbeiten, wie er seiner Zeit erschien und sich uns bei möglichst objektiver Betrachtung darstellt. Bei den Montefeltre und Malatesta, wahren Condottierifamilien, glaubte ich im Interesse des Lesers zu handeln, wenn ich der Schilderung Federigos, Guidobaldos, Sigismondos einen Abriss der Geschichte ihres Geschlechts, Federigo sogar noch den kriegerischsten Vorfahren seines Hauses, Guido den Alten, voranstellte. Cesare Borgia habe ich möglichst ausführlich behandelt, gibt es doch von ihm, merkwürdig genug, überhaupt keine Darstellung in der deutschen Literatur und verdient doch er mehr wie mancher andre seiner Zeit eine solche.

Einiges, was trotz Korrektur noch stehen blieb, wie Macomao statt Giacomo (Seite 226, Zeile 29) und auf der gleichen Seite Zeile 23 Fracescon statt Francesco, wird der Leser mühelos verbessern können.

Wenn eine Arbeit abgeschlossen ist, sieht man erst, was hätte getan werden müssen, was fehlt. Dass man nicht allzuviel vermissen möge, wünsche ich dieser.

ALFRED SEMERAU



INHALTSVERZEICHNIS

DIE CONDOTTEN UND CONDOTTIERI .. 1
DIE MONTEFELTRE 19
GUIDO DER ALTE 33
HERZOG FEDERICO 47
GUIDOBALDO 75
DIE MALATESTA 93
SIGISMONDO 105
BRACCIO DA MONTONE 141
NICOLO PICCININO 169
GATTAMELATA 189
BARTOLOMEO COLLEONI 201
CARMAGNOLA 225
ATTENDOLO SFORZA 261
FRANCESCO SFORZA 279
CESARE BORGIA 311
GIOVANNI DALLE BANDE NERE 391
NACHWORT 407

VON DIESEM BUCHE WURDEN 20 AB-
ZÜGE ZUM PREISE VON FÜNFUNDZWAN-
ZIG MARK FÜR JEDES EXEMPLAR AUF
BÜTTENPAPIER HERGESTELLT / IN PER-
GAMENT GEBUNDEN UND HANDSCHRIFT-
LICH NUMERIERT



DRUCK VON POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG







